Vorlesungen

über

ausgezeichnete Stellen

des

Alten und Neuen Testamentes

zum Gebrauch

in den Wochenbetstunden

auch

zur häuslichen Andacht.

Nebst einem Anhang von Kirchengebeten und Formularien
zu Amtshandlungen

von

Christian Friedrich Knoll,
K. B. Gräfl. Kastellischen Senioratspfarrer
zu Wiesenbronn.

Erster Theil.

Nürnberg,
bei Riegel und Wießner.
1817.

161. C

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Was den Verfasser bewog, die gegenwärtig im Drucke erscheinenden Vorlesungen zu schreiben, war theils die Aufforderung mehrerer geschätzten Prediger und Religionslehrer, die ein solches Werk für ein Bedürfniß erklärten, welches um so fühlbarer werde, je weniger Schriften der Art vorhanden wären, die sich zum Gebrauch in den Wochenbetstunden eigneten; theils die besondere Lage des Verfassers, der bei seiner Versetzung auf seine jetzige Pfarrstelle, in der Kirchenbibliothek auch nicht ein einziges Buch vorfand, welches er zu jenem Zwecke hätte benützen können.

Darum war er genöthiget, sich an die Ausführung des vorliegenden Werks zu machen, und seine Amtsgeschäfte gestatteten ihm Muße genug, um diese Arbeit zu vollenden und somit zugleich die

Wün=

Wünsche mehrerer seiner geschätzten Herren Amtsbrüder zu erfüllen.

Ueber den Plan und die Einrichtung dieses Werks will er hier nur das Nöthigste in der Kürze erinnern. Zu seinen Vorlesungen wählte er theils Stellen aus dem Alten, theils aus dem Neuen Testamente; bald längere, bald kürzere, je nachdem sie historischen oder moralischen Inhalts waren. Immer aber sah er bei dieser Auswahl dahin, daß sich in diesen Stellen ein fruchtbarer Stof zu religiösen und moralischen Betrachtungen fand. Diesen Stoff suchte er auf eine für das Bedürfniß solcher Zuhörer, wie er sie in seiner Gemeine hatte, und wie sie fast in jeder Landgemeine seyn werden, angemessene Weise zu bearbeiten. Landleute also, zwar nicht ohne genügende Kenntniß der Religions-Wahrheiten und Lebenspflichten, aber doch ohne höhere moralische Bildung; Menschen, von schlichtem Verstande, doch mit einem reinen Sinn für die Wahrheit und von einem sichern Gefühl für das Recht, hatte der Verfasser dieser Betstunds-Vorlesungen im Auge. Daher vermied er auch, wie es natürlich ist, alles was einer gelehrten Erklärung ähnlich sah; er leg-

te

te den Sinn einer Stelle, so wie er ihm nach reifer Prüfung der richtigste zu seyn schien, in einer einfachen, populären, dem Fassungsvermögen seines Publikums angemessenen Sprache dar, und machte davon auf die religiösen und moralischen Bedürfnisse desselben die Anwendung, die ihm die zweckmäßigste zu seyn dünkte.

Auch darf er das Bekenntniß ablegen, daß er seit seinem Aufenthalte in Wiesenbronn von diesen Vorlesungen einen nützlichen Gebrauch gemacht, daß seine Gemeine die Wochenbetstunden fleißig besucht habe, und wie er nicht ohne Grund hoffen darf, manche richtigere Ansicht über Gegenstände der Religion unter ihr verbreitet worden sey.

Aber eben daher hegt er auch die angenehme Hoffnung, daß manche seiner nahen und fernen Herren Amtsbrüder von dieser Arbeit bei ihren Gemeinen nicht minder nützlichen Gebrauch machen werden, zumahl, da das Seilerische Erbauungsbuch für viele dürftige Kirchen-Aerarien doch zu theuer ist, und mehrere einsichtsvolle Theologen an diesem Werke längst schon mancherlei Mängel bemerkt und bekannt gemacht haben, die seine

Brauch-

Brauchbarkeit vermindern; und auch solcher Erbauungsschriften zu diesem bestimmten Zwecke eben nicht im Ueberfluß vorhanden sind, so daß man unter ihnen eine leichte Wahl treffen könnte.

Uebrigens hat der Verfasser bei der Ausarbeitung dieses Werkes durch keine ökonomischen Rücksichten, sondern lediglich nur durch die Betrachtung, etwas zur Beförderung der religiösen Erbauung, und zu einer richtigen Einsicht in unsere heiligen Religionsurkunden, zu wirken, so weit diese für Landgemeinen ersprießlich und nöthig ist, sich leiten lassen.

Aus diesem Gesichtspunkte werden auch billige Richter diesen Versuch beurtheilen, und da, wo eine Erklärung ihren Beifall nicht hat, die Absicht nicht verkennen, daß der Verfasser nach seiner besten individuellen Ueberzeugung die Wahrheit in seinem Kreise habe befördern, und so viel an ihm ist, seinen Beitrag zur Ausbreitung des Reiches Gottes habe geben wollen.

Da mit mehrern Pfarreyen auch Filialkirchen verbunden sind, so können, wenn der Prediger nicht

selbst

selbst die Gottesverehrungen hält, auch Schullehrer von diesen Vorlesungen Gebrauch machen, was um so besser seyn wird, da oft ganz alte und ihrem Inhalte nach nicht selten unverständliche Erbauungsschriften vorhanden sind, die noch darzu oft durch übertriebene Weitschweifigkeit den Zuhörer ermüden, und von deren Anhörung er oft, weder für seinen Geist noch für sein Herz einigen Gewinn erhält.

In Ansehung der übersetzten Psalmen ist hier nur noch die Erinnerung beizufügen: daß, wenn diese Uebersetzung auffallen sollte, weil sie doch hier und da von unserer kirchlichen Uebersetzung abweicht; wennn dadurch der Prediger bei seiner Gemeine mancherlei Zweifel, und misliebige Urtheile hervorbringen sollte, die Amtsklugheit räth, lieber den Psalm nach der gewöhnlichen Uebersetzung vorzulesen. Doch diese Bemerkung wird wohl bei denkenden Predigern ganz überflüssig seyn, die am besten wissen müssen, was für den Kreis ihres Auditoriums gehört, ob sie nur mit Milch genährt werden müsse, oder auch starke Speise vertragen könne.

Noch hat der Verfasser einen Anhang von einigen Gebeten und Formularien hinzugefügt, weil

dieß

dieß das Verlangen mehrerer seiner Herren Amtsbrüder war, die in der Liturgie mehr Abwechslung wünschten.

Denjenigen achtungswürdigen Herrn Predigern, die die Mühe übernommen haben, für gegenwärtiges Werk Subscribenten zu sammeln, und dadurch dasselbe gütigst zu befördern, stattet der Verfasser hiemit öffentlich seinen verbindlichsten Dank ab, und empfiehlt sich ihrem liebevollen Andenken.

Wiesenbronn, den 10. April 1816.

Knoll.

K. B. Gr. Castellischer
Seniorats-Pfarrer.

1te Vorlesung.

Geschichte Josephs.

1 B. Mos. 37–47. Cap. 37. ganz gelesen.

Alle Menschen hast du, allmächtige Liebe, durch das schöne Band der Liebe mit einander verbunden. — Aber enger sind noch die Bande, die du um die Herzen derer geschlungen hast, die aus Einem Blut abstammen, von Einem Vater gezeugt, und an Einer Mutterbrust genährt werden. Diese sollen nach deinem heil. Willen, in Liebe und Friede beisammen wohnen, und dadurch des Lebens Lasten und Mühe sich erleichtern und versüßen, seine Freuden sich erhöhen. O daß alle Brüder und Schwestern bedenken mögten, wie wohl es dir gefalle, wenn sie Eins unter sich sind und wie sie durch Eintracht und Liebe deiner Segnungen würdig werden können. —

1 B. Mos. 37. — (Gelesen)

Jacob hätte 12 Söhne, unter denen Joseph der Jüngste an Einem war. Für diesen hatte der Vater eine besondere Vorliebe, aus einem noch sonderbaren Grund — weil er ihm in seinem hohen Alter gebohren worden war. Wenn Joseph sich

entweder durch eine sehr einnehmende Gesichtsbildung, oder, was noch mehr hätte sagen wollen, durch vorzügliche Anlagen des Verstandes, oder was das Wichtigste war, durch ein vortrefliches, gefühlvolles, menschenfreundliches Herz vor allen seinen übrigen Brüdern ausgezeichnet hätte, so würden die Gründe, warum ihm Jacob den Vorzug gegeben, allerdings triftiger gewesen seyn, aber blos deswegen, weil er damals der jüngste war, ihn über die übrigen zu erheben, dieß war weder gerecht noch klug.

Noch mehr Tadel verdient er, daß er seine Vorliebe für ihn sogar nicht bergen konnte: daß sie aus allen seinen Handlungen, aus seinem ganzen Betragen so deutlich hervorgieng, daß er selbst vor seinen andern Söhnen sogar kein Geheimniß daraus machte, und nicht bedachte, welche gefährliche Wirkungen sie hervorbringen würde. Er ließ, sagt die Geschichte, dem Joseph bessere Kleider machen, und erwekte dadurch in ihren Gemüthern Unzufriedenheit über den Vater und Neid gegen den Bruder. So wenig dieß Anfangs zu bedeuten schien, so wichtig und folgereich wurde es hernach. Denn eben diese Vorliebe des Vaters wurde die Quelle aus der Joseph Unglück und Glück entsprang. —

Doch Jacob fehlte nicht allein, und reizte seine Söhne zum Unwillen; der hervorgezogene Jüngling, der sich nicht wenig dadurch geschmeichelt fühlte, folgte seinem Beispiel, und machte sich seinen Brüdern verhaßt. Es war zwar nur ein Traum, den er ihnen erzählte, und keine wirkliche Handlung,

wo:

wodurch er ihnen zu nahe getretten wäre. — Aber ein Traum, dessen Deutung so nahe lag, und die Eigenliebe, den Stolz, und die Eitelkeit Josephs nur zu stark verrieth. Konnte es wohl seinen Brüdern gefallen, wenn er ihnen sagte, er habe im Traumbilde gesehen, wie sich die Sonne und der Mond und eilf Sterne vor ihm neigten? Konnten sie es mit Gelassenheit, da sie ohnehin schon gegen ihn eingenommen waren, anhören, wenn er ihnen erzählte, wie er im Traume gesehen, daß seine Garbe auf dem Felde, wo er und seine Brüder ernteten, alleine aufrecht gestanden, die ihrigen aber sich vor ihr zur Erde niedergebükt hätten. Und war die Auslegung die sie davon machten: „Wie, solltest du unser König werden und über uns herrschen? — nicht fast mit Gewißheit zu erwarten? War sie aber geeignet, die entfliehende Liebe wieder in ihr Herz zurükzurufen, und ihren Unwillen zu besänftigen? Hätte also Joseph nicht weiser gehandelt ihnen den Traum zu verschweigen, von dem es vorauszusehen war, daß er sie nur noch mehr erbittern würde.

Wirklich waren sie auch von jener Zeit an seine unversöhnlichen Feinde; sie machten jezt gemeinschaftliche Anschläge wie sie sich von dem ihnen verhaßten Bruder auf immer befreien könnten. Bald zeigte sich ihnen eine erwünschte Gelegenheit ihre Rache zu befriedigen. — Sie weideten das Vieh zu Hebron, und Joseph wurde von Jacob ihnen nachgeschickt, um auf sie Acht zu geben, und wenn er sie über bösen Streichen antreffen würde, ihm da-

von die Anzeige zu machen. — Da sie ihn nun von
Ferne erblickten, berathschlagten sie sich unter einan-
der, was sie mit ihm anfangen sollten. Die meisten
Stimmen — sollte man denken, daß ihr Haß so
groß war — fielen d a h i n a u s, ihm das Leben zu
nehmen. Nur Ruben widersezte sich diesen blut-
dürstigen Anschlägen, und that einen andern Vor-
schlag, ihn in eine Grube zu werfen, — woraus
er ihn jedoch, weil er wohl wußte, daß kein Was-
ser darinnen war, wieder hervorziehen und dem Vater
überbringen wollte. Aber in seiner Abwesenheit —
vermuthlich wollte er sich nach den Viehheerden um-
sehen, — äusserte Juda die Meinung, ihn an ismae-
litische Kaufleute, die so eben vorüberzogen, zu ver-
kaufen. — Dieß ward mit Beifall von dem übri-
gen angenommen, und Joseph für 20 Silberlinge
verkauft. Um aber ihre abscheuliche That vor dem
Vater zu verbergen, tauchten sie das Kleid Josephs
in das Blut eines geschlachteten Ziegenbocks und
brachten es ihm, der beim Anblik desselben in die
wehmüthige Klage ausbrach: Ein böses Thier hat
Joseph gefressen; ein reissendes Thier hat ihn zer-
rissen! — Aber noch mehr hätte er sich selbst an-
klagen müssen, wenn er das eigentliche Schiksal sei-
nes Sohnes gewußt hätte, das er selbst durch seine
zu weit getriebene Vorliebe herbeigeführt hatte.

Aeltern können sein Beispiel sich zur Lehre und
Warnung nehmen. Es ist unklug, einen auffal-
lenden Unterschied unter ihren Kindern zu machen, das
Eine zu sehr zu erheben, das Andere zu tief herab zu
sezen. Oft gründet sich dieser Unterschied auf ganz

zu-

zufällige Dinge, z. B. auf eine edle Gestalt, auf eine einnehmende Gesichtsbildung, auf körperliche Schönheit, wozu aber das Kind nicht das Geringste beygetragen hat, folglich um deswillen, weil das keine selbst erworbene Vorzüge sind, nicht ausgezeichnet zu werden verdient. Oft gründet sich die Vorliebe der Aeltern für eines ihrer Kinder auf ein geschmeidiges, gefälliges, einnehmendes Wesen, wozu es von Natur vor andern viele Anlage erhalten hat. — Aber warum denn diejenigen weniger lieben, denen die Natur diese Eigenschaften versagte? Oft wissen sie sich selbst keine bestimmte Rechenschaft zu geben. Dieses Verfahren ist nun unweise und ungerecht, denn anstatt unter den Kindern Liebe und Eintracht zu erhalten, bewirken sie Haß und Zwietracht, anstatt durch eine so viel möglich unpartheiische Liebe zu machen, daß sie von allen ihren Kindern geliebt werden, werden sie vielmehr von den Zurükgesezten gehaßt; anstatt durch ihr Betragen sie alle zu einem willigen und pünktlichen Gehorsam anzuhalten, verleiten sie das vorgezogene Kind zu mancherley Vergehungen, die es im Vertrauen auf ihre Vorliebe sich ungestraft erlauben zu können glaubt, und machen die zurükgesezten halsstarrig und widerspenstig. — Doch giebt es auch Fälle, wo Aeltern berechtigt sind, dem Einem Kinde den Vorzug vor dem andern zu geben, ob sie gleich dieß sich nie sogar sehr merken lassen dürfen. Natürlich ist es, daß man mehr Wohlgefallen an einem schönen und wohlgebildeten, als an einem häßlichen und mißgestalteten Kinde hat; Natürlich ist

es,

es, daß man ein Kind, dem viele vortrefliche Anlagen verliehen sind, dem vorzieht, das weniger hat; natürlich, daß man dem geneigter ist, zu dem sich mehr hingezogen fühlt, mehr Liebe für dasselbe empfindet, das von Natur ein gutes Herz verräth, als für dasjenige, bei welchem man nur wenige Spuren davon wahrnimmt, bei dem sich frühe ein heimtückisches Wesen offenbart. Aber bei allen unverschuldeten Mängeln, sie befinden sich am Geiste oder am Körper, können Eltern durchaus keinen Grund haben ein solches Kind zurükzusetzen, und ihm ihre Liebe zu entziehen. Nur wenn sie verschuldete Fehler wahrnehmen, wenn sie merken, daß sich ein Kind bei aller gewissenhaften Sorgfalt einer weisen Erziehung, bei aller Güte ihres eigenen Beispiels sich zum Bösen hinneigt, und mehr an diesem als am Guten Wohlgefallen hat: dann haben sie ein Recht sie es fühlen zu lassen, daß sie es weniger lieben, als diejenigen, bei denen sich frühe Angewöhnung zum Fleiße, zum Gehorsam, zur Bescheidenheit, zur Mäsigkeit und andern Tugenden offenbart. Dann mögen jene bösartigen Kinder selbst durch die Zurücksetzung die sie erfahren, zum ernsten Nachdenken, und zur bessern Gesinnung gebracht werden. Und wohl ihnen, wenn die Entfernung des älterlichen Herzens von ihnen bei Zeiten ihre Umkehr und Besserung bewirkt, wenn auch ihre Traurigkeit über den wohl verdienten Mangel der älterlichen Liebe eine Reue zur Seeligkeit in ihnen hervorbringt, die sie nie gereuen wird.

2te Vorlesung.

Geschichte Josephs. Fortsetzung.

1 B. Mos. 39.

Wenn Deine Furcht mich überall begleitet
Und meinen Gang, wenn mich kein Mensch sieht, leitet:
Wie sicher werd ich deine Wege wandeln!
Wie richtig handeln!
Laß auch im Dunkeln mich dein Auge scheuen,
Nicht achten auf der Sünde Schmeicheleien,
Aufmerksam des Gewissens Stimme hören
Und folgsam ehren.

1 B. Mos. 39.

Joseph ward von den ismaelitischen Kaufleuten in Aegypten an einen königlichen Hofbedienten, dem Oberhofmeister des Pharao, Potiphar verkauft. — Daß er gerade in dieses, und in kein andres Haus kam, trug sehr viel zu seinen merkwürdigen Schiksalen, zu seiner Erniedrigung und Erhöhung mit bei. — Sie würden aber weniger ausgezeichnet gewesen seyn, wenn er in das Haus eines Privatmanns gekommen wäre, wo er nicht Gelegenheit gehabt hätte, sich zu zeigen; Wo man seine treuen Dienste weniger erkannt und belohnt hätte; wo er wegen seiner Schönheit weniger Versuchung und also auch weniger Gefahren und Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen wäre. Dagegen aber würde er auf der andern Seite ewig in der Verborgenheit und Abgeschiedenheit von der grossen Welt gelebt haben,

ben, und es würde ihm unmöglich gewesen seyn, weder für des Landes Beste, noch für das Wohl seiner Familie so thätig zu sorgen. —

In seinem neuen Dienste zeigte er sich von mehr als einer Seite lobens- und achtungswürdig. — Er war ein frommer Jüngling, der den Gedanken an den unsichtbaren Zeugen und Richter seiner Handlungen nie aus der Seele verlohr. Daher entsprang auch seine Gewissenhaftigkeit in der Bewahrung des Eigenthum seines Herrn; seine Ehrlichkeit, die auch den kleinsten Vortheil, den er sich hätte machen können, verschmähte. Er war aber auch ein pünktlicher Jüngling in den ihm aufgegebenen Geschäften. Daher auch das Hauswesen seines Herrn unter seiner Verwaltung sich zu einem ausgezeichneten Grad des Wohlstandes erhob; oder wie der Verfasser der Geschichte sagt: der Herr war mit allen seinen Unternehmungen, und gab Glük zu. Er war endlich ein williger und folgsamer Jüngling, der alles gern that, was ihm geheißen wurde, und diese Willigkeit erwarb ihm die Liebe seines Herrn, der ihm die Aufsicht über sein ganzes Haus, die Führung der schwersten und wichtigsten häuslichen Geschäfte anvertraute, und ihm die Berechnung der Einnahme und Ausgabe übertrug. — Er hätte aber auch keinen bessern und treuern Händen sich vertrauen können.

Ausdrücklich aber wird noch eines Umstandes erwähnt, daß er nämlich schön von Gesicht gewesen sey. An sich ist Schönheit kein Vorzug auf den sich jemand mit Grunde etwas einbilden, und

und deshalb Anspruch auf größere Auszeichnung machen kann. Denn der Mensch gab sie sich ja nicht selbst; und nur selbst erworbene Vorzüge geben Anspruch auf Achtung. Wir hören auch nicht, daß Joseph auf die schöne Bildung seines Körpers und auf seine vortheilhafte Gestalt sich etwas zu Gute that. Wir können vielmehr es seinem Verstande zutrauen, daß er diese zufällige Eigenschaft nicht höher schäzte, als sichs gebührte. Gleichwohl ist ein schön gebildeter Körper etwas, das dem Menschen bei Unbekannten schon zur Empfehlung dienen kann. Man fühlt sich von Natur zu denen hingezogen, die eine schöne einnehmende Bildung haben, weil man im Voraus vermuthet, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne.

Aber Schönheit des Leibes kann erst dann uns Liebe und Hochachtung abnöthigen, wenn ein gebildeter Geist, wenn ein für alles Gute und Schöne empfängliches Herz darin wohnt. Hingegen muß Schönheit des Körpers, mit einer häßlichen Seele gepaart, nur desto mehr empören, und muß von einem Menschen, der so wenig für die Veredlung seiner vernünftigen und sittlichen Natur gesorgt hat, nur desto mehr entfernen. Bei Joseph war äussere und innere Schönheit mit einander vereinigt, und eben dieß reizte die wollüstigen Begierden der Gemahlin Potiphars, die ihn zum Ehebruch verleiten wollte.

Sein Benehmen bei dieser Versuchung ist allerdings unserer aufmerksamen Betrachtung

werth.

werth. Er machte, da ihm das Weib ihre Absichten entdekte, zuerst Vorstellungen, wie unedel und undankbar es von ihm gehandelt sey, wenn er das Zutrauen, welches sein Herr in ihn, einen Fremdling gesetzt, ihm nichts in seinem Hause verborgen, sondern Alles seiner Aufsicht anvertraut habe, täuschte, und sich gerade an dem, was ihm das Wichtigste seyn müßte, an seinem Weibe, welches er allein vor ihm verborgen habe, vergriffe. Dadurch würde er sich sträflich an seinem Wohlthäter versündigen. Da diese Vorstellung, wie es scheint, wenig Eindruck auf das ehebrecherische Weib gemacht hatte, so knüpft er an sie noch eine andre. Wie sollte ich, sagt er, ein so groß Uebel thun, und an dem Herrn meinem Gott mich versündigen! Wenn schon kein menschliches Auge mein Verbrechen sieht, so entdeckt es doch Gott. Wie könnte ich mir eine solche abscheuliche That erlauben, und dabei noch Ansprüche auf sein Wohlgefallen und auf seinen Schutz machen! Auch diese Vorstellung unterdrükten ihre Begierden nicht. Joseph handelte also sehr klug, daß er sorgfältig vermied mit ihr alleine zu seyn, da sie durch ihre abscheulichen Anträge die weibliche Sittsamkeit und Schamhaftigkeit auf das gröblichste beleidigt hatte. Kann man auf keine andere Art der Versuchung ausweichen, so fliehe man den verführerischen Gegenstand, damit man nicht an seiner Tugend Schiffbruch leide. Doch konnte Joseph nach seinem Verhältniß sie nicht ganz meiden, — sie lauerte auf ihn, und da sie ihn einmahl allein in das Zimmer treten sah, wollte sie ihn mit Gewalt zur

Befriedigung ihrer Begierden zwingen. Er aber ließ den Mantel in ihren Händen zurük und floh. — Was aber die Rache eines ehebrecherischen Weibes, die ihre sträfliche Liebe verschmäht sieht, ausrichte, dieß sehen wir aus dieser Geschichte. — Sie stellte ihrem Gemahl fälschlich vor: „Joseph habe sie zur Untreue verführen wollen," und unglüklicher Weise vereinigte sich Alles, um dieser falschen Anklage den Schein der Wahrheit zu geben. Die ungekünstelte, mit Thränen begleitete Beredsamkeit des treulosen Weibes, durch welches sie über den gutmüthigen, von Verdacht gegen sie weit entfernten Mann alles vermogte — was hätte gegen eine solche Kraft der arme Jüngling ausgerichtet, wäre er auch von seinem Richter gehört worden? Darzu befand sich noch in ihren Händen sein Mantel, den er auf der Flucht zurückgelassen hatte und der ein stummer, aber nichts desto weniger beredter Zeuge seiner Unthat zu seyn schien. Endlich glaubte wohl auch sein Herr in seiner schleunigen Flucht aus dem Hause einen nicht unwichtigen Grund zu seiner Verdammung zu finden. „Hätte er, mogte er denken, eine gerechte Sache, warum brauchte er zu fliehen? Warum stellte er sich nicht vor mir zur Vertheidigung?" Vielleicht war noch niemahls der Schein einer Uebelthat so stark, und doch trügte er. Doch war das Ganze, was Potiphars Gemahlin gegen den unschuldigen Joseph vorbrachte, weiter nichts als ein nichtiges Gewebe von Lügen.

Sein Herr handelte indessen bei seiner Verurtheilung einmahl übereilt und dann ungerecht. Er

sprach

sprach das Verdammungsurtheil früher aus, als er es sprechen konnte. Er hatte auch nicht alles umständlich geprüft und untersucht; hatte vielleicht nur die Stimme der aufgeregten Leidenschaft gehört, und wie konnte er in diesem Zustande mit kaltem Blut in eine Untersuchung eingehen, bei der er es gänzlich vergessen mußte, daß er die gekränkte Parthey sey.

Ungerecht urtheilte er: denn in seinem Zorn entdeckte er die falschen Anklagen seines Weibes nicht. Er drang nicht in die Seele des im Bewustseyn seiner Unschuld vor ihm stehenden Josephs, dessen Stilleschweigen er nicht für ein Geständniß seiner That würde erklärt, sondern ganz anders ausgelegt haben. — Er würde den zur Erde gekehrten Blick des Verbrechers, der seiner Sünde lebendig bewußt, nicht den Muth hat, das Auge aufzuschlagen; — und die edle Miene des Unschuldigen, der im Angesichte seines Herrn und Wohlthäters die unwürdige Gefährtin seines Lebens nicht beschämen, nicht erniedrigen wollte, von einander wohl unterschieden haben. Genug er ließ den schuldlosen Jüngling ins Gefängniß führen, und hatte vielleicht ihm schon eine recht empfindliche Strafe zugedacht.

Aber Joseph nahm auch in dem finstern Kerker einen Begleiter mit, der seinen Muth nicht sinken, und ihn eine glückliche Wendung seines Schicksals hoffen ließ, sein gutes Gewissen. —

Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich, wenn Andre zagen müssen
Nichts Schrekliches in der Natur.

3te Vorlesung.

Fortsetzung.

40stes Cap. d. 1ten B. Mosis.

Joseph deutet den Königl. Hofbedienten ihre Träume.

Hast du uns gleich, unendlich weiser Gott, das Vermögen versagt, mit unserm Geist den Schleier der Zukunft zu enthüllen, und was dein unerforschlicher Rath beschlossen hat, zu entdecken; so hast du dafür ein andres Vermögen uns gegeben, von ungleich höhern Werthe, mit eben diesem Geiste was recht und gut und dir wohlgefällig ist, zu erforschen. Von dieser Gabe wollen wir immer gewissenhaften Gebrauch machen! Und haben wir deinen heiligen Willen erkannt, ihn immer mit Lust und Freudigkeit erfüllen, dann wird uns die verborgene Zukunft niemahls schreklich seyn. —

1 B. Mos. 40.

Unsere Seele ist auch im Schlafe nicht unthätig. Je weniger Vorstellungen von aussen mittelst der Sinne ihr in dieser Zeit zugeführt werden können, weil diese Werkzeuge im Schlafe ebenfalls ruhen, und ihre Wirksamkeit nicht äussern; desto geschäftiger beweist sich die Phantasie der Seele, da sie nun durch äussere Einwirkungen nicht gestört ist. Besonders aber schweben ihr die Begebenheiten und Handlungen der Vergangenheit wieder im Bilde vor, welches

ches oft so lebhaft, so täuschend ist, daß man glaubt, das Vergangene geschehe eben jezt erst vor unsern Augen. Daher wir im Traume Personen, mit denen wir sonst Umgang gepflogen; Gegenden, wo wir sonst gerne verweilten; Geschäfte die wir sonst gerne trieben; Ereignisse, die vormahls uns trafen und angenehme oder widrige Eindrücke auf uns machten, wieder vor uns sehen, sie wieder zu haben scheinen. Nur sind alle Vorstellungen unserer Seele im Traume mehr dunkel als klar. Daher können wir uns ihrer beim Erwachen nicht mehr so ganz deutlich wieder erinnern. Mehrere Bilder fließen in einander, daher wir sie leicht verwechseln, woraus eine gewisse Verworrenheit in unsern Vorstellungen entsteht. — Mithin besteht das eigentliche Wesen des Traums in der Beschäftigung unsrer Seele während des Schlafes, daß sie entweder mit Hülfe der Einbildungskraft schon gehabte Vorstellungen wieder in uns erneuert, oder auch mittelst der Phantasie neue Bilder erzeugt, die wir noch nie gehabt haben.

In unserm vorgelesenen Capitel wird uns auch von zwei merkwürdigen Träumen erzählt, durch deren glückliche Deutung sich Joseph den Weg aus seinem Gefängniß und zu seiner Erhebung bahnte.

Die beiden königlichen Hofbedienten, der Obermundschenk und der Oberkämmerer fielen bei dem Monarchen in Ungnade, und er ließ sie in denselben Kerker werfen, in welchem Joseph schmachtete. Ihr Verbrechen wird nicht genannt. Sey es wahr, oder nur erdichtet gewesen, genug sie hatten den

Zorn

Zorn des Königs gereizt. Wie schlimm und gefährlich ist es, den Unwillen eines unumschränkt gebietenden despotischen Fürsten gegen sich zu erregen. Denn er erkennt ja keinen höhern Richter über sich, dem er Rechenschaft geben müßte; er folgt nur der Eingebung der Leidenschaft; untersucht nicht erst, und straft hernach den schuldig befundenen; sondern fängt mit der Strafe an, und die Untersuchung kommt hintennach. Auch steht es nicht einmahl seinen Unterthanen frey, sich gegen Beschuldigungen zu vertheidigen. Wie viel besser ists in solchen Staaten leben, wo auch der größte Verbrecher nicht ungehört verdammt wird, jeder Angeklagte sich vertheidigen, und selbst gegen den Monarchen sein Recht geltend machen kann.

Die beiden königlichen Hofbedienten theilten zwar mit Joseph dasselbe Gefängniß; aber nur theilten sie mit ihm nicht gleiche Empfindungen. Sie, die aus den stolzen Pallästen, die sie vorher bewohnten, in den finstern Kerker; aus den Armen des Vergnügens in die Wohnung des Mangels und des Elends; aus dem Angesichtd des Königs, in dessen Glanze sie sich sonnten, an einen vielleicht von keinem Sonnenstrahl erleuchteten Ort wandeln mußten, mögen wohl bei diesem plötzlichen Wechsel der Dinge ganz andere Empfindungen gehabt haben, als Joseph, den nur die Rache eines ehebrecherischen Weibes wegen der strengen Bewahrung seiner Unschuld in den Kerker gebracht hatte. Aber selbst in diesem Zustande blieb er getrost, und konnte einen guten Ausgang erwarten. Sie hingegen, nicht zu gedenken,

ken, wie schmerzlich ihnen die Einsamkeit nach dem Leben in der Gesellschaft, wie empfindlich ihnen der Mangel nach dem Schwelgen im Ueberfluß seyn müßte, schwebten immer zwischen Furcht und Hoffnung, und ihre geängstete Brust konnte nie ganz frei athmen. Denn ihr Schiksal hieng von der Laune des Monarchen ab. Ein ungünstiger Augenblick konnte sie auf immer verderben. — Es war daher sehr natürlich, daß sie in dieser peinlichen Gemüthsstimmung auch im Traume mit dem sich beschäftigten, was sie vormahls trieben. Dem Obermundschenk träumte von seinem Amte, dem Oberbecker von dem seinigen. Und in beide Träume mischte sich ein Schimmer froher Hoffnung, daß sie vielleicht wieder in ihre Stellen eingesetzt würden. Gemeinschaftliches Elend hebt allen Unterschied der Stände auf, macht mittheilend und theilnehmend. Die beiden Männer, die vielleicht vorher den hebräischen Jüngling keines Blicks, noch weniger eines vertrauten Umgangs gewürdigt hätten, reden in dem Gefängniß so traulich und freundlich mit ihm, als hätten sie sich längst gekannt. — Sie entdecken ihm ihre Träume, fragen ihn um seine Meinung darüber, weil sie sich nicht selbst sie auslegen wollten, obgleich ihre Deutung nicht sehr verstekt lag. Es war so schwer nicht, aus der Erzählung des Obermundschenken auf die nahe Wiedereinsetzung desselben in sein Amt, so wie aus der Erzählung des Oberbeckers auf seine nahe Bestrafung zu schließen, und es gehörte eben kein besondrer von Gott begeisterter Mann darzu. — Wenn man nicht behaupten will,

die höhere Weisheit habe Alles so veranstaltet, daß Josephs Schicksal durch seine bestimmte richtige Deutung ihrer Träume für ihn einen glücklichen Ausgang gewinnen sollte. Es erfolgte auch alles dieser Deutung gemäß. Pharao übte an einem öffentlichen Hoffeste ein Werk der Gnade und der Gerechtigkeit aus; jenes durch Wiedereinsetzung des Obermundschenken, dieses durch Bestrafung des Oberbeckers.

Was wäre billiger gewesen, als daß jener des unschuldigen armen Jünglings gedacht hätte, der ihm sein Glück verkündigt hatte? Aber er gedachte seiner nicht. Vielleicht wirkten die Zerstreuungen des Hofs so stark auf seine Seele, daß er an nichts Anders denken konnte, als an seine wiedererlangten Genüße. Vielleicht hielt er es für eine Schande, dankbar zu seyn. In beiden Fällen zeigt er sich uns von einer verächtlichen Seite. Kein Mensch, selbst der größte und mächtigste nicht, wird durch Dankbarkeit erniedrigt sondern wahrhaft erhöht. Der königl. Hofbediente würde also seinem wieder erlangtem, Range nicht nur durch eine dankbare Gesinnung nichts vergeben, sondern durch sie ihr erst einen neuen Glanz verschaft haben.

Aus dieser Erzählung heben wir noch einige Regeln für unser Verhalten aus. 1. Es ist eine lautere Unmöglichkeit, wenn der Mensch sein Schicksal, das ihn in der Zukunft treffen wird, erfahren will. Alle Mittel, die er dazu einschlägt, sind vergeblich. Was künftig geschehen wird, ist weder in den Sternen geschrieben, noch den Wahrsagern von der Gottheit geoffenbaret, noch durch nächtliche Erscheinungen und Gesichte enthüllt, noch auch durch

Träume entdeckt. — Der Mensch bedenke doch nur, daß es Weisheit, tiefe Weisheit sey, die uns das Künftige verbarg, und frevle nicht durch mannichfaltige Versuche die Decke herunterziehen, die der Ewige zwischen der Gegenwart und der Zukunft aufgezogen hat. 2. Insbesondere aber lasse sich doch niemand durch Träume ängstigen, oder täuschen. Er glaube doch ja nicht, daß, wenn ihm etwa ein frohes Ereigniß im Traume vorschwebte, dieses Traumbild Wirklichkeit erhalten müßte, und überlasse sich keinen eiteln Hoffnungen, deren Nichterfüllung nur dann um so schmerzlicher für ihn seyn würde. Er fürchte aber auch das Uebel nicht, das ihm im Traume droht, und überrede sich nicht fälschlich, daß es unvermeidlich für ihn sey. — Er bestrebe sich nur immer so zu handeln, wie die Pflicht und das Gewissen gebietet. — Was künftig sich ereignen wird, überlasse er dem der die Welt mit Kraft und Weisheit und Güte regiert, und denke dabey: —

Es kann mir nichts geschehen
Als was Gott hat vorhergesehen,
Und was mir nüz und seelig ist.

4te Vorlesung.

Fortsetzung.

Das 41ste Capitel des 1sten B. Mosis.

Denk nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seyst.
Daß ihm nur der im Schooße sitze
Den alle Welt für glücklich preißt.
Die Zukunft ändert oft sehr viel
Und setzet jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr leichte Sachen,
Und seiner Allmacht gilt es gleich
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
Er ists allein, der jedermann
Bald stürzen, bald erhöhen kann.

1 B. Mos. 41. 1—36.

Joseph wird zum ersten Königl. Minister erhoben, und macht als solcher für das Beste des ganzen Landes die weisesten und wohlthätigsten Anstalten. — Was diesen schnellen und glücklichen Wechsel seines Schicksals bewirkt, war seine richtige Deutung eines Doppeltraums, den der König einmahl hatte. — Er sahe nemlich im Traume sieben fette Kühe aus dem Wasser steigen, und im Grase weiden; bald darauf aber sieben magere häßliche Kühe sich jenen nähern und verschlingen; ferner aus Einem Halme sieben volle Aehren hervorgehen, dann wieder aus Einem Halme sieben leere und versengte Aeh-

ren, welche jene verzehrten. — Unruhig über diesen Traum erwachte der König, und ließ am andern Tag alle Weisen versammeln, um ihre Meinung darüber zu hören. Keiner derselben kann ihn auslegen. Endlich erinnert sich doch der Obermundschenk des hebräischen Jünglings, der nun zwei Jahre bereits gefangen saß, und empfahl diesen dem König, als einen dieser Sache kundigen Mann, der ihn vollkommen befriedigen würde. Joseph wurde nun auf seinen Befehl aus dem Gefängniß geführt und vor den Monarchen gebracht, dem er jenes Traumgesicht auf eine richtige Weise deutete, ob er sich gleich dabei keines besondern Wahrsagergeistes rühmte, sondern vielmehr sich ganz anspruchslos und bescheiden bewieß.

Was aber wichtiger war, als die Erklärung des Traums, war der weise Rath, den er dem König gab, Einen Mann über ganz Aegypten zu setzen, mit der ausdrücklichen Vollmacht: 1tens den fünften Theil des Getraides von allen Feldern zu erheben; 2tens dieses Fünftel überall in den in den Städten zu erbauenden Magazinen zu bewahren, damit das Land von dem Drucke der theuern Jahre weniger zu leiden hätte, und auch fremde Nationen in den Zeiten des Mangels ihre Zuflucht nach Aegypten nehmen, und Getraide holen könnten. — Diese Maasregel hatte dem Scheine nach manches Harte. Warum, möchte man denken, sollten denn die Landleute von ihren gewonnenen Früchten den fünften Theil abgeben, da sonst nur der zehnte abgereicht wurde? War diese Auflage nicht allzudrückend und schwäch-

schwächte sie nicht den Fleiß des Ackersmannes? Gab sie nicht Veranlassung zum Misvergnügen? —

Diese scheinbare Härte wird verschwinden, wenn wir bedenken, daß in gesegneten fruchtbaren Jahren das Getraide eben um der Menge willen keinen großen Werth hatte. Man würde also, eben weil es im Ueberflusse vorhanden war, nicht sparsam damit umgegangen seyn, sondern sehr vieles vergeudet haben. Noch mehr: der König nahm den Fünften nicht, um damit zu wuchern, es an Auswärtige zu verkaufen, und seine eigene Leute darben zu lassen, sondern er wollte nur zu des Landes Besten auf die künftigen Zeiten der Noth es aufbewahren. Endlich fällt in einem ganz despotischen Staat eine solche Maasregel ohnehin weniger auf, als in einer durch Gesetze eingeschränkten Monarchie. Joseph erscheint demnach nicht als ein Kornwucherer, sondern als ein weiser Versorger der Staatsbürger.

Dieser weise Rath gefiel dem König überaus wohl; aber er wußte zu diesem Geschäfte keinen tauglichern Mann, als Joseph selbst. Warum er gerade mit Uebergehung aller Eingebohrnen diesen Fremdling wählte, davon lag der Grund theils in der richtigen Deutung seines Doppeltraums, theils in den klugen Maasregeln, zu welchen er rieth. Denn ohne diese von ihm vorgeschlagenen Mittel, den reichen Ueberfluß, den man vielleicht gar nicht achtete, sorgfältig aufzubewahren, wäre Aegypten vielleicht wie andre benachbarte Länder der schrecklichsten Theurung und Hungersnoth preis gegeben worden. Der König zeigt sich, indem er Joseph ein so wichtiges Geschäft

schäft übertrug, von der Seite eines für die Wohlfarth seines Volkes sorgenden Fürsten, der alles seiner Aufmerksamkeit würdigt, was das allgemeine Beste näher angeht, und selbst den verständigen Rath eines Mannes aus dem niedrigsten Stande nicht verschmäht, wenn er findet, daß er besser ist, als der seiner weisesten Minister. — Joseph wurde nun als eine so erhabene, wichtige Person, mit uneingeschränkter Gewalt von dem König bekleidet. Er sollte in dem ganzen Lande nach seinen besten Einsichten Anordnungen treffen, wie sie ihm zu seinem Plane am zweckmäsigsten schienen. Jedermaun sollte seinen Befehlen gehorchen, Widersetzlichkeit gegen sie sollte als eine Empörung gegen Pharao selbst angesehen, und unnachsichtlich bestraft werden. Zu dem Ende zeichnete er ihn auch äusserlich aus, und zwar auf eine dreifache Weise: 1. Durch eine Art von Orden, indem er ihn eine goldene Kette, und weiße seidene Kleider anlegen ließ. Ein Vorrecht, das nur den höchsten Staatsdienern zukam, 2. indem er befahl, ihn auf seinen eigenen Staatswagen durch alle Provinzen herumzufahren, wobey Herolde vor ihm her ausrufen sollten: Dieß ist des Landes Vater; 3. indem er ihn endlich mit der Tochter eines Priesters verheurathete. Die Priester aber waren in Aegypten die angesehenste, die erste Classe aller Einwohner. Was uns in dem Betragen des Königs Pharao, als höchst rühmlich erscheinen muß, ist: daß er bei allen diesen wichtigen Einrichtungen und Anstalten, welche er traf, und bei der Wahl der Person, deren er sich als eines

Werkzeugs zur Ausrichtung seines Willens bedienen wollte, nicht einmahl nach Josephs Geburt, Stand und Religion fragte, denn sonst hätte leicht der Nationalstolz der Aegypter dabei rege werden, und alles Gute vereiteln können, weil es von einem Manne kam, der kein Eingebohrner, auch nicht ihres Glaubens war; — sondern daß er vielmehr lediglich nur auf Josephs Geschicklichkeit zu diesem Amte sah. Hier giebt er allen Fürsten ein vortreffliches Beispiel, welchen Männern sie in der Verwaltung des Staats ihr Vertrauen schenken, welche sie zu wichtigen Staatswürden befördern sollen. Nicht diejenigen, die weiter nichts als ihre Abstammung von einem berühmten Geschlechte für sich haben; nicht diejenigen, die sich vielleicht durch ihren Reichthum vor andern auszeichnen, sondern lediglich diejenigen, die in der Prüfung ihrer Talente und Fertigkeiten wohl bestanden sind; diejenigen, welche nicht nur alle nöthigen Eigenschaften besitzen, ein ihnen anvertrautes Amt mit Nutzen zu verwalten, sondern deren Treue auch über allen Tadel, über alle Bestechung erhaben ist. Mögen diese Männer dann Eingebohrne oder Fremdlinge, mögen sie Bekenner der Staatsreligion, oder einer andern seyn; mögen sie berühmte oder unberühmte Urväter gehabt haben.

In dem Betragen Josephs finden wir aber auch manches, weshalb wir ihm unsern Beifall und unsre Liebe nicht versagen können. Das ihm geschenkte Vertrauen des Königs, der gleichsam alle Macht des Staates seinen Händen übergab, hätte

einen andern Mann, der weniger seines Muthes Herr gewesen wäre, vielleicht schwindlicht gemacht, hätte vielleicht ihn zum Uebermuthe verleitet. Joseph behielt auch in dieser neuen Würde, die mit seiner vorigen Lage in einen so auffallenden Widerspruch stand, den bescheidenen und demüthigen Sinn bei, den er immer hatte, wozu vielleicht der Gedanke nicht wenig beitrug, daß er diese Erhebung als ein Werk der Vorsehung, und nicht seiner eigenen Klugheit, ansah, wie hätte er sich nun seines Standes überheben sollen! — Aber auch das verdient in seinem Betragen unsern ganzen Beifall, auch deswegen gebührt ihm unsre innige Werthschätzung, daß er von der ihm anvertrauten großen Gewalt keinen andern als wohlthätigen Gebrauch machte. Er wollte in seinem hohen Posten sich nicht mit den sauererworbenen Früchten des Bürgers und des Landmanns bereichern; er wollte sich den unter seinen Befehlen stehenden, nicht durch Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten furchtbar machen. Er wollte nicht über das Volk und den König herrschen; sondern beiden nur mit seinem Rathe und seinen Einsichten dienen.

Daß er sich als ein gewissenhafter Staatsdiener betragen haben müsse, erhellet schon daraus, daß er ein Fremdling, an einem großen und glänzenden Hofe, mit dem er ganz unbekannt war, sich bis an das Ende in dem Vertrauen des Königs und in der Liebe des Volks erhielt. So hatte also an Joseph die Vorsehung ein sprechendes Beispiel aufgestellt, daß es in ihrer Macht stehe, den Unschul-

schuldigen zu retten, den Niedrigen aus dem Staube zu erhöhen, und durch ihn die wohlthätigsten, die größten Absichten auszuführen. —

5te Vorlesung.

Fortsetzung.

1 B. Mos. 42.

Reise der Söhne Jacobs nach Aegypten.

An wunderbaren Wegen
Fehlt Dirs, Allweiser, nicht.
Dein Thun ist Gnad und Seegen,
Dein Gang ist Kraft und Licht,
Und wenn du deinen Kindern
Ein Glück hast auserseh'n,
Wer kann dich daran hindern,
Du willst: Es muß gescheh'n.

1 B. Mos. 42.

Jacob sendete seine Söhne nach Aegypten. Die Reise aus dem Lande Canaan dahin ist aber nicht so sehr weit, denn beide Länder gränzen an einander. Was ihn zu dieser Reise bewog, war die über Canaan hereingebrochene Theuerung, und der höchst drückende fühlbare Mangel an Getraide. — Zehn seiner Söhne schickte Jacob ab, einmahl, weil der Weg durch Gegenden lief, die wüste und menschenleer waren, und nur von Räubern besucht wurden,

die den Reisenden auflauerten, und sie ausplünderten. Damit sie nun, im Fall eines Angriffs, Gewalt mit Gewalt abtreiben konnten; damit sie im Stande wären, sich wechselseitige Hülfe und Unterstützung zu leisten, wenn ihnen auf dem Wege etwas Widriges begegnete, mußten sie die Reise in einer so zahlreichen Gesellschaft machen. Dann konnten sie auch, je mehr es ihrer waren, eine desto größere Menge Getraide nach Hause bringen, und waren nicht genöthigt, eine doch immer bedeutende Reise noch einmahl zu thun. Nur Benjamin, Jacobs jüngster Sohn blieb zu Hause, theils weil es dem Vater zu mislich dünkte, seine Söhne alle von sich zu lassen, da man nicht wissen konnte, ob ihnen nicht etwas Widriges begegnete; theils weil er als ein alter Mann doch noch der Unterstützung eines seiner Kinder bedurfte; theils endlich weil Benjamin ihm noch zu jung und zu schwach zu seyn schien, um eine solche beschwerliche Reise auszuhalten.

Diese zehn Söhne Jacobs nun, wurden bei ihrer Ankunft in Aegypten vor den Stellvertreter des Königs gebracht. Sie fielen, der Landessitte gemäß, vor ihm nieder, und brachten ihr Anliegen vor. Keiner von ihnen hatte auch nur eine leise Ahnung, daß der vornehme Mann, vor welchem sie standen, so nahe mit ihnen verwandt sey, weil seine frühe Entfernung aus dem väterlichen Hause, seine aegyptische Kleidung und Sprache, ihn unkenntlich gemacht hatte. — In seinem Benehmen gegen sie scheint er hart verfahren zu seyn. Er beschuldigte sie nemlich der Kundschafterei, d. h. er behauptete, sie

sie wären aus einem fremden Lande nur deshalb nach Aegypten gekommen, um dieses letztere zu erforschen, an welchen Orten man am sichersten hineinkommen und es erobern könne. Da sie sich gegen eine solche Beschuldigung vertheidigten, sich für zwölf Brüder, Kinder Eines Vaters im Lande Canaan, erklärten, so befahl er ihnen, um sich von der Wahrheit ihrer Aussage zu überzeugen, Einen von ihnen hinzusenden, um den jüngsten Bruder zu holen. Die übrigen sollten bis zu seiner Zurückkunft seine Gefangenen seyn. Doch änderte er, nachdem er sie drei Tage lang in der Gefangenschaft hatte schmachten lassen, seinen ersten Entschluß dahin ab, daß sie Einen in Aegypten lassen, die übrigen aber nach Canaan ziehen sollten. Wollte Joseph nicht auf die Stimme der Bruderliebe, sondern nur auf die Eingebungen seiner gereitzten Empfindlichkeit hören, so konnte er seinen Brüdern alles an ihm begangene Unrecht im reichen Maaße wieder vergelten, denn sie waren nun ganz in seiner Gewalt, und er hätte nicht zu fürchten gehabt, daß er darüber würde zur Verantwortung gezogen werden. Er konnte sie zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilen; er konnte ihnen sogar das Leben absprechen lassen. — Wer hätte ihn, wenn er sie unter dem gehäßigen Namen der Kundschafter selbst mit dem Tode bestrafte, wegen seiner Sorge für die öffentliche Sicherheit mit Recht einen Vorwurf machen können? — Aber eine so blutdürstige Nachbegierde befleckte den edeln Charakter Josephs nicht.

Wie mag es seinen Brüdern in dieser Lage wohl zu Muthe gewesen seyn? Was ihr Gewissen

sprach,

sprach, darüber belehrt uns die Geschichte. Einer aus ihnen konnte sich nicht enthalten auszurufen: das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet. Auf einmahl stand ihre schwarze That lebendig vor ihrer Seele, wie sie ihn unbarmherzig in die Grube warfen, und sich um sein Jammern und Wehklagen nicht bekümmerten; wie sie ihn wieder herauszogen, und als einen Sklaven an ismaelitische Kaufleute verhandelten; wie sie die Empfindungen der Menschen- und Bruderliebe völlig unterdrückten, und dabei den alten Vater noch auf eine so höchst schmerzliche Weise täuschten. Dieß alles vergegenwärtigte sich ihnen in dem lebhaftesten Bild — und da sie hier dem Scheine nach so hart behandelt wurden, so erwachte in ihrer Seele der Gedanke: „So straft uns Gott für das, was wir an unserm Bruder Joseph Böses begangen haben. Er übt nur das furchtbare Recht der Wiedervergeltung aus. Wir können uns nicht beklagen, daß uns zu viel geschehe; wir haben Alles wohl verdient.“ Wie mißlich steht es doch um einen Menschen, der ein böses Gewissen hat! Widerfährt ihm ein Unglück, das eben keine unmittelbare Folge seiner Handlungen ist, sondern in der Verbindung von mancherlei Umständen seinen Grund hat, sogleich sieht er es als eine Strafe seiner Vergehungen an, sogleich spricht sein Gewissen: das hast du auf diese oder jene Weise verschuldet, daß dich dieses Unheil trifft. Und so ist für ihn aller Trost, alle Ruhe des Gemüthes dahin.

Wie

Wie wohl aber steht es um den, der sich immer bestrebt ein gutes Gewissen zu haben vor Gott und Menschen! Auch das seltenste Unglück, das über ihn hereinbricht, kann seinen Muth nicht beugen, kann ihm die frohe Zuversicht nicht nehmen, es werde Alles zu seinem Besten dienen. Wir dürfen dem Joseph über sein Betragen gegen seine Brüder keine Vorwürfe machen. Er handelte nur dem äusern Scheine nach hart, in der That aber edel und wohlthätig. Er erlaubte sich jene scheinbare Härte, um sie für das an ihm begangene Bubenstück zu züchtigen, wenigstens durch die ihnen eingeflößte Furcht zu bestrafen, da sie bisher — wenn man die bittern Vorwürfe ihres Gewissens ausnimmt, leer ausgegangen waren. Edel zeigt sich aber Joseph wieder in seinem Verhalten, indem er, da er die Selbstanklage seiner Brüder hörte, zu Thränen gerührt wurde und sich vor ihnen verbergen mußte, um sich nicht selbst zu verrathen. Edel handelte er, indem er befahl, einem jeden sein mitgebrachtes Geld wieder in seinen Sack zu thun, und seiner Familie diese Ausgabe zu ersparen. Daß er nicht den Monarchen darum gebracht, sondern der öffentlichen Casse aus seinem eigenen Vermögen ersetzt haben werde, können wir seiner Gewissenhaftigkeit wohl zutrauen.

Wie groß war das Erstaunen der Söhne Jacobs, als sie bei ihrer Heimkunft jeder sein Geld wieder in seinem Sacke fanden! Sie konnten es sich nicht erklären, und verfielen auf mancherlei Gedanken und Vermuthungen, unter denen diejenigen wohl eine der stärksten gewesen seyn mag, daß man ihnen

dadurch eine Falle habe legen, und ihre Ehrlichkeit prüfen wollen. — Noch größer aber war das Erstaunen Jacobs über ihre Erzählung von Allem, was sie in Aegypten erfahren hatten; über ihre Gefangennehmung, über das dem Königl. Minister gegebene Versprechen, den jüngsten Sohn mitzubringen, weil nur unter dieser Bedingniß der Zurückgebliebene seine Freiheit erhalten könne. Es war natürlich, daß der alte Mann sich aufs äusserste weigerte; tiefe Wehmuth leuchtet aus seinen Worten hervor. „Ihr beraubet mich aller meiner Kinder! Joseph ist nicht mehr vorhanden; Simeon ist nicht mehr vorhanden. Benjamin wollt ihr auch hinnehmen! Es geht Alles über mich! — Es war natürlich, daß selbst das heiligste Versprechen Rubens, ihn wieder in seine Hände unversehrt zurückzubringen, ihn nicht beruhigte. Es war ja möglich, daß er selbst mit ihm nicht mehr wieder kehrte. In der That eine traurige Lage eines Vaters, der sich von allen seinen Kindern getrennt sieht, ohne mit Gewißheit zu wissen, ob er sie wieder in seine Arme schließen werde. Hätte er nicht der göttlichen Weisheit kindlich vertraut, er würde in dieser Prüfung nicht bestanden haben. — So aber ließ er sie mit dem Glauben, obgleich nicht ohne bange Thränen, ziehen: „Der Gott, der dich bisher väterlich leitete, wird auch künftig mit dir und deinen Kindern seyn, und diese Thränen der Traurigkeit — wer weiß wie bald in Thränen der Freude verwandeln."

6te Vorlesung.

Fortsetzung.

Zweite Reise der Söhne Jacobs nach Aegypten, und zwar in der Gesellschaft Benjamins.

Den Herrn laß nur walten,
Er will dein Wohlergeh'n,
Und wird dich aufrecht halten,
Bewundernd wirst du seh'n
Wie gut er dich regieret,
Wie wunderbar sein Rath
Das Werk hinaus geführet
Das dich bekümmert hat.

1 B. Mos. 43.

Da das Getraide aufgezehret war, welches die Söhne Jacobs aus Aegypten geholet hatten, so foderte er sie selbst auf, eine zweite Reise dahin zu thun. Sie sind bereit dazu; aber Juda erinnert ihn an das dem Königl. Minister gegebene Versprechen, nach welchem er sich verbindlich gemacht hatte, den jüngsten Bruder mitzubringen. Nur unter dieser Bedingniß will er nach Aegypten reisen. Ausserdem aber nicht. Sein Versprechen, wird man vielleicht denken, war ihm aber abgenöthiget worden; Er hatte es nicht nach reifer Ueberlegung, nicht nach seinem freien Willen gethan. Was konnte also ein solches Versprechen ihm für eine unerläßliche Verbindlichkeit auflegen, da selbst ein Eidschwur, den jemand nur aus Zwang gethan hat, keine verbindende Kraft für ihn haben kann? An sich hatte frei-

freilich jene feierliche Zusage Judas, seinen Bruder Benjamin mitzubringen, für ihn keine Verbindlichkeit, und er würde von der Erfüllung derselben sich selbst vielleicht losgesprochen haben, wenn hier nicht ein besonderer Umstand vorgewaltet hätte, nach welchem er entweder auf eine Reise nach Aegypten völlig Verzicht thun, oder sie nur in Gesellschaft seines jüngsten Bruders antreten mußte. Es war nämlich einer seiner Brüder in Josephs Gefangenschaft als Geisel, als Bürge ihrer Redlichkeit zurückgelassen worden. Hier war also keine Wahl: entweder sie mußten diesen auf immer in der Gewalt des Königl. Ministers lassen; und wie konnten sie dieß, ohne die größte Grausamkeit zu begehen? — oder sie mußten das einzige Mittel, ihn aus seinem Verhafte zu befreien, nemlich Benjamin mitzunehmen, anwenden. — Jacob sieht auch ein, daß es nicht wohl anders seyn könne, und er ist nur unwillig über ihre Einfalt, daß sie dem fremden Manne gesagt hatten, sie hätten noch einen Bruder. Aber sie sagten ja die reine Wahrheit, ohne allen Rückhalt; sagten sie nicht ohne ausdrückliche Aufforderung; wollten sich von dem Vorwurfe der Kundschafterei durch eine unverstellte Redlichkeit frei machen; konnten auch nicht vorher sehen, welcher Nachtheil aus diesem freiwilligen Geständniß für sie entspringen würde, genug, sie glaubten, die Forderung des Gewissens und der Pflicht erfüllt zu haben.

Da Jacob nun nichts weiter einwenden konnte, so bittet Juda noch einmahl um seine Einwilligung, und verbürgt sich von neuem feierlich, seinen Bru-

Bruder wieder unversehrt ihm zu überbringen. — Der alte Vater befiehlt nun seinen Söhnen von den besten Früchten des Landes Geschenke für den königl. Minister mit zu nehmen. Er will ihn dadurch nicht bestechen, sondern nur seine Achtung und Dankbarkeit bezeigen. Denn nicht die Beschaffenheit dieser Geschenke selbst war es was ihnen einen hohen Werth gab, sondern die Art und die Gesinnung des Gebers. — Nicht die Gabe sondern das Herz! Dann sollten sie auch das mitgebrachte Geld wieder mitnehmen und sich wegen des ihnen unerklärlichen Zufalles entschuldigen. — So flößte also Jacob seinen Söhnen strenge Gewissenhaftigkeit ein. Was nicht unser ist, das dürfen und können wir auch mit gutem Gewissen nicht behalten. Dieß Geld gehörte aber wirklich nicht mehr ihnen, denn es war ja der Preis für das eingekaufte Getraide. Der Vater handelte also durchaus pflichtmäßig, da er darauf bestand, es wieder mit nach Aegypten zu nehmen. Selbst, wenn etwas durch einen günstigen Zufall in unsre Hände kommen sollte, so daß wir mit ziemlicher Wahrhaftigkeit vermuthen könnten, es würde ewig verborgen bleiben, dürfen wir dennoch es nicht behalten, sondern müssen, wenn wir gerecht handeln wollen, uns alle Mühe geben, es seinem wahren Eigenthümer wieder zu überliefern. — Auch das Gefundene ist nicht eher unser Eigenthum als bis sein Besitzer, trotz allen unsern Nachforschungen, nicht mehr zum Vorschein kommt. Wer weiß durch welchen sonderbaren Zufall dieß Geld in die Getraide-Säcke gekommen? Wer weiß ob nicht ein

Misverständniß zum Grunde lag? Wer weiß ob nicht mit Absicht es so veranstaltet worden, um zu erfahren, ob diese Männer ehrliche Leute wären? Immer gehörte es nicht ihnen, sondern dem Minister und sie waren blos gerecht, daß sie zurückegaben, was nicht ihr Eigenthum war. — Da nun alles zur Reise fertig war, entließ Jacob seine Söhne unter den herzlichsten Seegenswünschen für sie, vorzüglich, daß sie eine gütige Aufnahme bei dem fremden Manne finden mögten. Sein eignes Herz war aber, indem er nun seine Kinder allmählig aus den Augen verlohr, und nicht wußte, wie es ihnen gehen werde, von dem empfindlichsten Schmerz zerrissen. Ich muß seyn, sprach er, wie einer der seiner Kinder gar beraubet ist. Furcht und Hoffnung waren die beiden herrschenden Empfindungen, die sich in seiner Seele durchkreuzten, und sich wechselseitig bekämpften, seitdem er seine Söhne aus seinen Armen entlassen hatte.

Ueber alle Erwartung wurden sie in Aegypten gut aufgenommen. Joseph ließ sie durch seinen Haushofmeister in sein eigenes Haus führen, und für sie ein Gastmahl bereiten. Nicht ohne bange Furcht traten sie über die Schwelle dieses Hauses, und sie verheelten selbst ihrem Führer nicht, daß man nur deswegen sie hereingebracht habe, um wegen des in ihren Säcken gefundenen Geldes sie zu Sclaven zu machen; Aber der Mann beruhigt sie wegen ihrer Bedenklichkeiten, will von der ganzen Sache nichts wissen, und behauptet, daß ihr Gott ihnen dieß Glück bescheert haben müsse, sie könnten

ten also den gefundenen Schatz mit gutem Gewissen behalten. — So beruhigte er auf eine feine Art die Bekümmerten, da er von den Planen seines Herrn unterrichtet war. — Welche Aufnahme aber fanden sie nun bei Joseph selbst? Er redet freundlich mit ihnen, fragt nach ihrem Vater, wie es ihm in seinem Alter gehe, bezeigt sich besonders liebreich gegen Benjamin, der mit ihm an Einer Mutterbrust gelegen hatte, und gegen den sich schon um deswillen seine Zärtlichkeit in reichern Maaße ergoß, als gegen seine übrigen Brüder, und kann endlich die Ausbrüche der brüderlichen Liebe nicht länger mehr unterdrücken. — Der Augenblick aber, sich ihnen zu entdecken, schien ihm noch nicht gekommen zu seyn, deswegen entfernte er sich schnell, um sie die Bewegungen seines Herzens, die sich in seinen Mienen, in seinen Thränen verriethen, nicht merken zu lassen.

Ihre Aufmerksamkeit, ja ihre Verwunderung mußte nicht wenig gereizt werden durch alle die Anordnungen, die er bei dem für sie veranstalteten Gastmahle traf. Schon das mußte sie befremden, daß er jeden nach seinem Alter sich setzen ließ. Wer konnte wissen, wie sie den Jahren nach auf einander folgten, daß er sie alle an eine Tafel alleine setzen ließ, und so freundlich er auch mit ihnen zuvor gesprochen hatte, doch nicht mit ihnen aß. Freilich war ihnen die Aegyptische Sitte völlig unbekannt, nach welcher es Personen aus einer höhern Classe nicht erlaubt war, mit Leuten, die sich von der Viehzucht nährten, genauen Umgang zu haben, und mit ihnen an einem Tische zu essen. Auch das mußte

ihnen sonderbar dünken, daß er ihren Bruder Benjamin so sehr vor ihnen auszeichnete. — Endlich mochten sie nicht wenig über die heitere Laune des großen Mannes in Erstaunen gerathen seyn, der in ihrer Gesellschaft gleichsam seines hohen Ranges vergaß, alles Zeremoniell bei Seite setzte, und sich mit ihnen freute, als wären sie seines gleichen. — Welch ein göttliches Geschenk ist die erlaubte Freude! Sie hebt allen Unterschied der Stände auf kurze Zeit auf, bringt den Bettler dem Fürsten, und den Fürsten dem Bettler nahe; stimmt und erweitert das Herz für die sanften Empfindungen des Wohlwollens; giebt ihm Muth und Stärke zu edeln und wohlthätigen Handlungen; macht es fähig zu den größten und schwersten Aufopferungen, und ist und bleibt für die Menschen eine beglückende Gefährtin, die sie durch die abwechselnden Wege des Lebens begleitet. Ist sie nur immer rein und unschuldig, o dann kann sie selbst dem Gott, der unser Herz dafür geschaffen hat, nicht misfällig seyn. Mit väterlichen Augen wird er auf uns seine Kinder herabsehen, und uus seiner Segnungen nicht für unwürdig halten.

7te Vorlesung.

Fortsetzung.

1 B. Mos. 44.

Die Brüder Josephs werden noch in eine sehr große Angst versetzt.

Die Rachgier reißt Gerechtigkeit,
Reißt Glauben aus dem Herzen;
Stört des Gemüths Zufriedenheit
Und straft mit bittern Schmerzen,
Sie hindert Dank, Gebet, Vertrau'n
Und raubt den Muth, auf Gott zu bau'n.

Laß mich aus Liebe, Gott, zu Dir
Das Unrecht nicht selbst rächen,
Du wirst, verzeih ich gern, auch mir
Ein gnädig Urtheil sprechen.
Von Dir kommt auch der Sanftmuth Sinn,
Nach deiner Gnade gieb mir ihn.

1 B. Mos. 44.

Joseph unterwirft seine Brüder noch einer sehr harten Probe. Er ließ, ehe sie Abschied nahmen, Einen von ihnen seinen silbernen Pokal heimlich in seinen Sack thun, und zwar dem jüngsten, denn er konnte mit Gewißheit vorhersehen, daß sie sich, ihrer Schuldlosigkeit bewußt, hart verpfänden würden, denjenigen, bei welchem er gefunden würde, ganz seinem Willen zu überliefern. Den jüngsten Bruder wählte er, weil ja dieser von Jacob nur nach der feierlichsten Versicherung Judas, ihn wie-

der zurückezubringen, und mit seinem eigenem Leben das seinige zu verbürgen, war entlassen worden. Indem er also den Becher gerade in Benjamins Sack thun ließ, setzte er zugleich seinen Bürgen nnd alle übrige in die größte Angst.

Warum, möchte man fragen, handelte Joseph so, nachdem er doch vorher seine Brüder bei ihrer ersten Reise schon genug geängstiget hatte? Sein Betragen ist allerdings nicht wenig auffallend.

Bei aller natürlichen Güte seines Herzens blieb er eben doch immer ein Mensch, und als solcher konnte er auch die Erinnerung an die ihm widerfahrene Beleidigung noch nicht so ganz unterdrücken. Seine Empfindlichkeit wurde von neuem rege, und es dünkte ihm wohl jene erste Züchtigung für seine Brüder nicht stark genug, daher er das widerfahrne Unrecht durch eine neue und noch größere Angst an ihnen bestrafen wollte. Wenn wir aber über seinen Charakter kein ganz partheiisches Urtheil fällen wollen, so müßen wir auch gestehen, daß uns dieses Betragen nicht gefällt. Wozu bedurfte es einer neuen Angst, da die Söhne Jacobs schon genug geängstiget waren? Mag ihr Verbrechen immerhin groß gewesen seyn, wer kann es läugnen, daß sie nicht nur sehr unbrüderlich, sondern sogar höchst unbarmherzig und grausam an ihm gehandelt hatten. Aber wann zeigt sich der Beleidigte in einem schönern Lichte, als wenn er von der Gelegenheit, sich zu rächen, keinen Gebraucht macht. Hätte also Joseph sich achtungs- und liebenswürdiger darstellen können, als wenn er seine gereizte Empfind-

pfindlichkeit nicht zu sehr über sich herrschen ließ? Man sage nicht, daß er doch es bei der blosen Angst habe bewenden lassen und weiter nichts Hartes über sie verhängte. Wars aber weniger, als wenn man dem Verbrecher erst förmlich das Leben abspricht, ihn zur Richtstätte führt — ihn also alle Sch ecken der Todesangst empfinden läßt, und endlich, da er den tödlichen Streich von dem Nachrichter erwartet, plötzlich begnadigt? — In der nemlichen peinlichen Lage befanden sich auch die Söhne Jacobs, als Joseph ihnen nachjagen, und sie als Leute, die die Gastfreundschaft so schändlich gemißbraucht und des Königs ersten Minister bestohlen hätten, zurückebringen, und in das Gefängniß werfen ließ. Was konnten sie anders erwarten, als, entweder den Tod, oder ewige Gefangenschaft? Ja sie selbst hatten sich, weil sie sich nichts Böses bewußt waren, bereits das Urtheil gesprochen. Derjenige, sagten sie in dem edeln Gefühl ihrer Unschuld, bei dem der Becher sich findet, sey des Todes; wir alle aber wollen unseres Herrn Knechte, leibeigne Sklaven seyn. — Wer kann daran zweifeln, daß dieses Verfahren sehr hart gewesen sey?

Aber können wir denn doch nicht einen edlern Zweck dabei entdecken, als blos den der Wiedervergeltung? Wie? wenn Joseph nur deswegen so hart mit ihnen verfuhr, um durch die gemeinschaftliche Angst, die sie ausstehen mußten, ihre Herzen desto inniger mit einander zu verbinden, sie desto vester an einander anschließen, sie desto hülfreicher gegen einander zu machen, und jeden Schein von Eigennutz

und

und Habsucht aus ihren Gemüthern zu verbannen? Vielleicht wollte er ihnen das Widernatürliche, das Empörende des Bruderhaßes dadurch recht fühlbar machen, — denn ihr eigenes Herz sagte ihnen ja, daß sie alle das Unheil nur deswegen betreffe, weil sie sich so schwer an ihrem Bruder versündigt hätten. Kann man sich auch etwas Schrecklicheres denken, als wenn die Liebe in dem Herzen derer völlig erloschen ist, die Kinder Eines Vaters sind! — wenn keine Verträglichkeit, kein Zutrauen, keine wechselseitige Dienstleistung unter ihnen zu finden ist; wenn nur ein feindseeliger Sinn sie beherrscht, und sie unwiderstehlich antreibt, einander alles Leid zuzufügen? Kann man aber auch ein schöneres, rührenderes Schauspiel sehen, als wenn Brüder ein Herz und eine Seele sind; wenn sie einander mit Schonung und Nachsicht beurtheilen; einander mit Liebe von ihren Fehlern zu bessern suchen; einander nicht mit neidischen Augen wegen ihrer Vorzüge ansehen; einander in jeder Noth hülfreich beistehen; einander in jeder Gefahr mit Muth und Entschlossenheit zur Rettung die Hände bieten; einander freundlich warnen, wo der eine einen Fehler begehen will; einander zur Erfüllung ihrer Pflicht gemeinschaftlich ermuntern und stärken? Wo diese Bruderliebe sich findet, da freuet sich jeder gute Mensch, der an allem Guten herzliches Wohlgefallen hat; da freuen sich selbst höhere Geister des Himmels, denen solche Brüder, eben durch ihre edle Gesinnung, so sehr ähnlich sind. —

Wenn

Wenn nun Joseph dabei, daß er seine Brüder so sehr ängstigte, die Absicht hatte, ihre Herzen desto vester mit einander zu verbinden, so müßen wir gestehen, daß er, wenn auch das Mittel, dessen er sich bediente, hart war, nicht nur edel handelte, sondern auch weise: denn er erreichte seinen Zweck. Die Söhne Jacobs waren vielleicht nie inniger mit einander verbunden, nahmen vielleicht nie herzlichern Antheil an ihren Schicksaalen; stunden vielleicht nie mehr für Einen Mann; zeigten vielleicht nie mehr Eifer für ihr gemeinschaftliches Wohl, als eben damals, da sie ein gemeinschaftliches Unglück bedrohte. Insbesondere zeigt sich Benjamins Bürge in einem sehr vortheilhaften Lichte. Er that alles mögliche, um Josephs Unwillen zu besänftigen, indem er ihm vorstellte, daß sie insgesammt ehrliche Leute, und des Verbrechens, dessen man sie beschuldigte, durchaus unfähig wären. Wirklich sprach auch ihr Verhalten, indem sie das in ihren Säcken gefundene Geld wieder mitbrachten, laut für ihre Schuldlosigkeit. Betrüger pflegen so nicht zu handeln. — Er stellte aber auch Joseph vor, daß er, an Benjamins Statt, bei ihm als Sclave bleiben wolle: denn er könne unmöglich seinem Vater unter die Augen treten; der Schmerz über den Verlust seines geliebtesten Sohnes würde dem alten Mann unfehlbar das Leben nehmen, — und dieß habe er sich dann zuzuschreiben. So achtet er also den Verlust seiner eigenen Freiheit für nichts, wenn er nur dadurch seinen Bruder loskaufen, und seinem Vater

wie-

wieder überliefern kann. In der That verdient ein solches edles Betragen unsre Hochachtung und Liebe.

Ein solches theilnehmendes, brüderliches Benehmen sollte in jeder Familie zu finden seyn. Mit gemeinschaftlichen Kräften sollten Geschwister, die die Natur durch die heiligen Bande der Liebe vereinigte, jedes Schicksal tragen, — aber wie selten ist eine solche Gesinnung! Wie gleichgültig bleiben selbst Brüder und Schwestern oft bei den Leiden die ihre Geschwister treffen! Wie sorgen doch so viele nur für ihr eigenes Wohl! — Wie entschuldigen sie doch jedes eigennützige Verfahren mit dem Grundsatz: jeder ist sich selbst der Nächste! — Diese alle vergessen das heilige Gebot, das uns nie aus dem Sinne kommen sollte: liebe Gott über alles, und deinen Nächsten als dich selbst. —

8te Vorlesung.

Fortsetzung.

1 B. Mos. 45.

Unerforschlicher! nach dem Ungewitter läßest du die Sonne wieder scheinen, nach dem Heulen und Weinen überschüttest du uns mit Freuden. Herrlicher strahlt unsere Tugend, wenn sie die Prüfung der Leiden wohl bestanden hat, als das vergängliche Gold. Nicht unzufrieden wollen wir werden, wenn du uns

in

in diese Prüfungsschule führest. — Dein Beistand wird uns darinn unterstützen; deine Hand uns, wenn wir gereinigt sind von den Schlacken der Seele, wieder herausführen, und himmlische Wonne wird das Herz erfüllen, wenn wir deine väterlichen Absichten verstanden, und die Stunde der Prüfung zu unsrer Besserung weise genützt haben. —

1 B. Mos. 45.

Die schwerste Probe brüderlicher Liebe und Treue hatten die Söhne Jacobs ruhmvoll bestanden; Joseph verwandelte also ihre bisherige Angst in die lebendigste Freude, die über allen Ausdruck erhaben war. Kein fremder Zeuge durfte bei einem Auftritte, der nun bevorstand, zugegen seyn. Wie leicht hätte er die Ergiesungen eines so edeln Herzens, die Ausbrüche der brüderlichen Liebe misverstehen, oder wohl gar darüber spotten, oder auch Josephen wegen seiner geringen Verwandtschaft tadeln können. — Die Empfindung überwältigte ihn nun so sehr, daß er sich der Thränen nicht mehr erwehren konnte, er folgte dem Strohme der Empfindung, und weinte, wie es heißt, so laut, daß die Aegypter und Pharaos Hofgesinde es hören konnten. Er muß sich also es nicht für eine Schande angerechnet haben, gefühlvoll zu seyn; durch seine hohe Ehrenstelle muß sein weiches Herz nicht gefühllos geworden seyn. — Noch mehr bemerken wir, daß er diese Empfindsamkeit nicht seinem Stolze aufopferte, denn er scheute sich nicht wenn auch die Ursache seines Weinens bekannt werden sollte. Welches

Erstaunen mag die immer noch zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Söhne Jacobs ergriffen haben, als er ihnen zurief: Ich bin Joseph euer Bruder! Lebt mein Vater noch? Er hatte den guten Greis in seiner Hoheit, in dem Genuße seines Glanzes und seiner Macht nicht vergessen. Wenn es ihm wohl gieng, war dabei immer die Frage seines Herzens: wie geht es wohl deinem Vater? Ein schönes Beispiel kindlicher Dankbarkeit. — Seine Brüder sahen nun sprachlos ihn an. Der Uebergang von der gräßlichsten Angst zur grenzenlosesten Freude war zu schnell, als daß er ihnen nicht das Vermögen der Sprache hätte rauben sollen. In den Worten: ich bin euer Bruder, wie viel Demüthigendes, Beschämendes, Vorwürfevolles lag darinnen! Auf einmahl stand ihre ganze schwarze That vor ihrer Seele, und sie hatten natürlich den Muth nicht, das Auge zu ihm aufzuschlagen. Es war ja ihr von ihnen so sehr gemishandelter, so tief beleidigter, so aller seiner heiligsten Menschenrechte beraubter Bruder, der mit ihnen sprach — wenn auch aus seinen Augen kein Zorn und keine Rache hervorleuchtete, wie hätten sie vesten Blicks ihn ansehen sollen? Doch er macht den Furchtsamen, den Niedergeschlagenen Muth, indem er zu ihnen sagt: tretet doch her zu mir! Ich bin euer Bruder, den ihr nach Aegypten verkauft habt. — Um aber auch die kleinste Aengstlichkeit zu zerstreuen, so zeigt er ihnen, wie er nun jene That, deren Erinnerung ihnen so schmerzhaft seyn müsse, ansehe; nemlich als eine Veranstaltung Gottes, oder wenigstens als eine

wei-

weise Lenkung seiner Schicksale. Um Eures Lebens willen, sagt er, hat Gott mich vor Euch hergesendet, um Eurer Erhaltung, um Eurer Wohlfahrt willen hat er mich zu dem Werkzeuge ausersehen, um in einem fremden Lande für eure Unterkunft zu sorgen. Eine so feine Wendung giebt er aus Schonung ihrer Handlung; aus diesem Gesichtspunkte will er sie von ihnen angesehen wissen, damit sie sich vor ihm nicht selbst verdammten. Und nun erklärt er ihnen, was er im Allgemeinen gesagt hatte, noch deutlicher. Er spricht von den theuern Jahren, die das Land bedrücken würden; um seine zahlreichen Einwohner gegen Hungersnoth zu schützen, und zugleich seine eigene Familie gegen den Druck derselben zu sichern, habe ihn Gott in das Land gerufen, um im Namen Pharaos die nöthigen Anstalten zu treffen. Wenn schon Alles was geschehen war, durch Menschen und die Anwendung ihrer natürlichen Kräfte bewirkt wurde, so redet doch Joseph so davon, als wäre Gott unmittelbar dabei thätig gewesen. Alles ist seiner Ansicht nach seine Veranstaltung, seine Leitung, sein Werk. Der Menschen bedient er sich nur zur Ausrichtung seines Willens, und, indem sie ihre eigene Absichten zu verfolgen streben, befördern sie, ihnen selbst unbewußt, nur die höhern, weisen und wohlthätigen Absichten Gottes. So wären also, meint Joseph, auch seine Brüder bei seiner Verkaufung nach Aegypten nur Werkzeuge gewesen, deren sich Gott bediente, um auf diesen für Joseph zwar harten Wege, mannichfaltiges bleibendes Gute zu bewirken. — Noch

mehr, um ihnen sein liebevolles für sie zärtlich besorgtes Herz ganz aufzudecken, will er haben, daß sein Vater und alle seine Brüder mit ihren Weibern und Kindern nach Aegypten ziehen und dort ihre Wohnung aufschlagen sollten, wo es ihnen so lange er lebe, an nichts mangeln würde. — Endlich umarmt er alle seine Brüder zum unzweideutigen Beweis, daß er alles Vergangene ihnen vollkommen vergeben habe, alle ohne Ausnahme, vorzüglich aber drückte er Benjamin an seine Brust, und weinte an seinem Halse. — Nun erst hatten sie, da sie allen Haß, alle Bitterkeit, bei ihm gänzlich verschwunden sahen, den Muth, mit ihm zu sprechen. — Wie werden sie doch bei dem großmüthigen Joseph sich entschuldigt, wie wird er, der ihnen schon längst verziehen hatte, sie nicht zu Wort haben kommen lassen, sondern ihnen seine ungeschwächte Liebe aufs neue versichert haben. Doch solche Auftritte kann man nur fühlen, aber nicht würdig genug beschreiben. — Der König erhielt endlich Nachricht von diesem wichtigen Vorfall, und wie nahm er die ganze Geschichte auf? Vor allem gefiel ihm das Benehmen Josephs sehr wohl, ein Zeichen, daß er, wenn gleich von den rauschenden Freuden des Hofs umgeben, doch auch für solche rührende Familienauftritte Sinn hatte, und ihren Werth richtig zu würdigen verstand; dann willigte er gleich in die Wünsche seines Dieners, dessen Verdienste er wohl kannte, Jacob und seine Familie mit allen ihren Gütern nach Aegypten kommen zu lassen, und räumte ihnen, als Hirten, die zwar gebürgige aber frucht-

bare und an trefflichen Viehweiden sehr reiche Landschaft Gosen ein, damit sie mit ihren zahlreichen Heerden sich daselbst niederlassen, und darinn herumziehen könnten.

Wer vermag aber die Freude zu beschreiben, die dem alten Vater Jacob noch vor seinem Ende zu Theil wurde, als seine Söhne ihm die Zeitung hinterbrachten: dein Sohn Joseph lebt, und ist ein Herr über ganz Aegyptenland! Anfangs dünkte die Nachricht ihm unglaublich, weil er die verschiedenen Wege, die Joseph bis zu der Stufe von Macht und Ehre durchlaufen hatte, nicht übersehen konnte. Als er aber die kostbaren Geschenke erblickte, die er ihm geschickt hatte, als diese alle seine Zweifel besiegten und seine erstorbene Hoffnung wieder belebten: da rief er voll freudigem Entzücken aus: nun will ich gerne sterben, weil nur mein Sohn Joseph lebt! So ist also dein Rath, Unerforschlicher, zwar für uns oft wunderbar und unbegreiflich; aber du führest doch alles herrlich hinaus.

9te Vorlesung.

Fortsetzung.

1 B. Mos. 46.

Dein Pilgrim bin ich ja nur hier,
Laß mich das nie vergessen!
Nur wenig Tage hast du mir
Zur Wallfahrt zugemessen,
Schnell, wie ein Traum, sind sie vollbracht,
Und dann wird dieser Erde Pracht
Auf ewig mir vergehen.

1 B. Mos. 46.

Jacob zieht auf die Einladung seines Sohnes Josephs mit seiner ganzen Familie, deren Reichthum vorzüglich in zahlreichen Heerden von Rindern, Kameelen und Schaafen bestand, nach Aegypten. — In Canaan hatten seine Vorfahren gewohnt, und dieses Land sollte er nun verlassen. Nicht ohne Wehmuth wird er sich von dem vaterländischen Boden getrennt, nicht ohne Thränen wieder von der geliebten Heimath, die er nie wieder sah, Abschied genommen haben. Denn eine besondere Liebe hegt der Mensch für den Theil der Erde, wo ihn die Vorsehung ins Leben rief; wo seine Aeltern wohnten, wo er selbst die ersten Jahre der Kindheit und Jugend in dem traulichen Kreise seiner Gespielen zugebracht hat. Von jedem Hügel, jedem Bache, jedem Baume, jeder Hütte hat sich ein so lebendiges Bild seiner Seele eingeprägt, daß es selbst in den

Jah-

Jahren des Greisenalters nicht verlischt. Nicht selten ergreift den Menschen, wenn er aus seinem Vaterlande sich entfernt, in der Fremde eine heiße Sehnsucht nach ihm, die oft seiner Gesundheit und seinem Leben gefährlich wird. Alles in seinem Vaterlande hat für ihn eine liebliche freundliche Gestalt; alles zieht ihn mit sanfter Gewalt an sich, alles hält ihn in demselben mit unsichtbarem Bande zurücke, und nicht ohne sich selbst Gewalt anzuthun, kann er sich von ihm losreißen. Nur wenn Beruf und Pflicht, nur wenn die Noth gebietet, dann verläßt er den mütterlichen Boden, um in einem andern Lande seine Wohnung aufzuschlagen, was nun für ihn ein zweites Vaterland wird.

Bei der Familie Jacobs war die Auswanderung gewissermassen ein Werk der Noth. Sie hatten in Canaan wohl nicht mehr hinreichende Waide für ihre zahlreiche Heerden. Aber auch ein Werk der Pflicht, denn es mußte ihnen doch an ihrer Erhaltung viel gelegen seyn. Aber Mangel und Hunger drückte ihr Vaterland, und freundlich winkte ihnen die Hand des Bruders in das reiche und fruchtbare Aegypten, wo sie keinen Mangel mehr empfinden sollten. Warum hätten sie sich noch bedenken sollen, diesem Winke zu folgen?

Aber Jacob trat nicht über Canaans Grenzen, ohne vorher noch eine heilige Pflicht erfüllt zu haben. Er brachte nemlich Gott ein feierliches Opfer. Durch diese religiöse Handlung wollte er ihm seine kindliche Dankbarkeit für die ihm bisher erzeigten Wohlthaten darbringen. Wie schön ists, wenn

der Mensch das Gute nicht vergißt, das er von Gott empfangen hat. Vorzüglich aber wollte er ihm seine Dankbarkeit für die weise und gütige Leitung seiner Schicksale, die er hier im Geiste noch einmahl überschaute, bezeigen. — Da er dieses Opfer an der Grenze brachte, so nahm er dadurch von dem Lande, in welchem er so lange mit seiner Familie gewohnt hatte, noch einmal rührenden Abschied, und empfahl sich beim Eintritt in ein ihm völlig unbekanntes Land dem Schutze des Allmächtigen, unter dessen Flügeln er bisher in Canaan so ruhig gewohnt hatte. Er wurde aber auch in seinem Vertrauen auf diesen Schutz durch eine nächtliche Erscheinung im Traume noch mehr bestärkt; denn in ihr fand er die Versicherung, daß seine Nachkommen in Aegypten ein großes zahlreiches Volk werden, und daß Gott mit ihnen seyn werde. Und wie klein war damahls diese Familie noch! wie wenig Ansehen hatte es damahls noch zur Erfüllung dieser Verheißung! Siebenzig Seelen mit Joseph und seinen zwei Söhnen Ephraim und Manasse machten die ganze Familie Jacobs aus. Aber dieses kleine Häufchen vermehrte sich in Aegypten so sehr, daß es bei ihrer nach dritthalb hundert Jahren erfolgten Auswanderung dritthalb Millionen waren, die Moses in Freiheit setzte. —

Joseph konnte, als er den Vater erblickte, als er ihn an seine Brust drückte — nur weinen, aber seine Zunge versagte ihm ihre Dienste völlig. Und der gute Vater, nachdem er seines heisesten Wunsches, seinen Sohn Joseph noch einmahl zu sehen,

hen, gewährt worden war, dachte sich den Tod süßer. Er wollte nun gerne von der Erde Abschied nehmen, auf der er doch nicht lange mehr zu leben hatte, nachdem ihm dieses Glück widerfahren war.

Joseph machte nun alle Anstalten zur Versorgung seiner Familie. Er kündigt dem König Pharao ihre Ankunft an, verschweigt ihm dabei ihren Stand und ihre Lebensart nicht und bringt es dahin, daß ihnen ein Strich Landes, welcher für sie der passendste war, eingeräumt wurde. — Vorher aber stellt er noch seinen Vater und seine fünf jüngsten Brüder dem König vor. Er hatte nicht Ursache sich seiner Familie zu schämen, ihr Stand und ihre Lebensart schlossen nichts Entehrendes in sich. Wenn unter ihr Mitglieder gewesen wären, die schlechte Handlungen begiengen, dann durfte und mußte er sich ihrer schämen, und hätten sie ein noch so achtungswürdiges Gewerbe getrieben, hätten sie einen noch so ehrbaren Stand gehabt. Joseph hatte aber dabei wohl noch eine andere Absicht. Man will diejenigen, denen man Gutes erweißt, kennen lernen. Dem Könige sollten daher diejenigen Personen nicht unbekannt bleiben, denen er Gutes erweisen wollte. Ihre Einfalt und Ehrlichkeit, ihre Treuherzigkeit und Biederkeit, ihre einfachen und schlichten Sitten sollten ihm beweisen, daß er seine Wohlthaten an keine Unwürdige verschwende, die nur einen Misbrauch davon machten.

In der Unterredung, die der König mit Jacob hielt, erkundigte er sich nach seinem Alter, und die Antwort des Greises enthielt manches Befrem-

dende. Wenig und böse, sagt er, ist die Zeit meines Lebens, und langet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt, — er schildert sein Leben als eine Wallfahrt. In der That ein passendes Bild. Ein Pilgrim war er allerdiengs. Erst wohnte er in Canaan, dann wanderte er nach Mesopotamien, hernach zog er aus diesem Lande wieder nach Canaan mit allen seinen Viehheerden. Doch auch diese Wohnung sollte er wieder mit einer andern vertauschen, mit Aegypten. Mithin gliech sein Leben wirklich einer Wallfahrt, weil er keinen vesten, lange währenden Aufenthalt hatte. Ob aber Jacob bei dieser Schilderung zugleich auf die Heimath jenseits des Grabes sah, ist wohl nicht wahrscheinlich. Er bezog jenes Bild auf seine ewigen Hin- und Herwanderungen, wo er kein eigentlich beständiges Vaterland hatte. — Die Zeit seines Lebens giebt er als kurz an. Sie reicht, sagt er, nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt. Wahr ists, daß Abraham und sein Vater Isaak ein noch höheres Alter erreicht haben. In Vergleich mit diesen könnte er sein Leben kurz nennen; und stieg er noch höher hinauf, gieng er noch weiter in der Geschichte zurücke, so wars noch kürzer. In Vergleich mit dem Leben das jetzt die meisten Menschen erreichen, war es ein langes Leben. Denn bei weitem die wenigsten erreichen ein Alter von 60—70 Jahren. Aber man muß überhaupt das menschliche Leben nicht nach Jahren und Tagen, sondern nach Thaten zählen. Gewiß der hat lange gelebt, der viel Gutes gethan hat, sollte er nur wenige Jahre

zählen.

zählen. Der hat kurz gelebt, der wenige gute Thaten aufweisen kann, sollte er auch hundert Jahre erreicht haben. Jacob schildert aber auch die Zeit seiner Wallfahrt böse, sie dünkte ihm mühe- und kummervoll. Ein jedes Menschenleben hat zwar sein ihm von der höhern Weisheit bestimmtes Maas von Leiden und Unannehmlichkeiten, aber es giebt doch keines, das in jeder Hinsicht ganz kummervoll wäre. — Das Angenehme ist mit dem Unangenehmen weise vermischt. Lauter frohe und glückliche Tage würden für den menschlichen Geist nur gefährlich seyn, er würde sie nicht ertragen können, ohne an seiner Tugend Schaden zu leiden. Lauter traurige unglückliche Tage würden wie eine unerträgliche Last ihn völlig niederdrücken. Daher wechselt das Gute mit dem Bösen unaufhörlich ab. Aber dieses Leztere wird von den meisten Menschen übertrieben, und das Gefühl des Schmerzens, das doch nicht durchaus anhaltend ist, macht sie der angenehmen Gefühle der Freude leicht vergessen. Aber ist es nicht undankbar und ungerecht, nur immer auf die Widerwärtigkeiten seines Lebens zu sehen, und nicht an das Gute zu denken? Der Weise hält beides mit einander zusammen, und er wird finden, daß immer die Summe des Guten noch größer sey, als die Summe des Bösen; und wie viel trägt selbst der Mensch zu den Uebeln des gegenwärtigen Lebens bei, an dem Gott ganz unschuldig ist! Endlich wird auch der Vernünftige bedenken, daß selbst die Widerwärtigkeiten zu unserer Veredlung wirken.

Gott

Gott züchtigt uns, damit wir Tugend lernen
Uns von der Sünde immermehr entfernen
Und mit dem Trost, den wir im Leiden merken
Auch andre stärken. —

10te Vorlesung.

Geschichte des König Davids.

Welch Glück, o Gott, ist Freundschaft hier
In diesem Pilgerleben!
Sie kann im Unglück und im Glück
Uns Trost und Freude geben.
Knüpft nur die Tugend dieses Band
So führt vom Laster ihre Hand
Und giebt uns Himmelswonne.

Schenk mir Gott einen frommen Freund,
Nur du kannst ihn mir geben.
Der edel und rechtschaffen denkt,
Der mir in meinem Leben
Ein reitzend Tugendmuster sey
Und bei mir standhaft und getreu
Im Glück und Unglück stehe.

1 B. Sam. 20. 12. 13. 16. 17.

Und Jonathan sprach zu David: Herr Gott Israel, wenn ich erforsche an meinen Vater, Morgen und am 3ten Tage, daß es wohl steht mit David, und nicht hinsende zu dir, und vor deinen Ohren offenbare;

bare; so thue der Herr Jonathan dieß und das. Wenn aber das Böse meinem Vater gefället wider dich, so will ichs auch vor deinen Ohren offenbaren, und dich lassen, daß du mit Frieden weggehest. Und der Herr sey mit dir wie er mit meinem Vater gewesen ist. Also machte Jonathan einen Bund mit dem Hause David, und sprach: der Herr fordere es von der Hand der Feinde Davids. Und Jonathan fuhr weiter und schwur David, so lieb hatte er ihn, denn er hatte ihn so lieb als seine Seele.

Das ganze Capitel stellt uns in Jonathan, dem Sohne Sauls, und in David, dem Sohne Isai ein rührendes und bewundernswürdiges Muster von treuer Freundschaft auf. Schwerlich würde der Letztere, an dem Hofe des Königs von tausend verborgenen Gefahren umgeben, sein Leben gerettet haben, hätte ihm nicht die Vorsehung einen Freund zugesellet, der würklich ihm kräftiger beistand als ein Bruder und in allen seinen Schicksalen treuer bei ihm aushielt. Es ist in der That der Mühe werth, das Verhalten Jonathans gegen David mit aller Aufmerksamkeit zu betrachten, und aus demselben die Eigenschaften zu entwickeln, die wahre Freunde haben müssen, wenn ihre Verbindung dauerhaft, und für beide seegensvoll seyn soll. Das eine wird uns Stoff zu der ersten, das andre, zu einer zweiten Vorlesung geben.

Jonathans Freundschaft gegen David entsprang lediglich aus der Aehnlichkeit ihres beiderseitigen Charakters, aus der Zusammenstimmung in ihren Grundsätzen, aus der Gleichförmigkeit ihrer Gesin-

nun-

nungen und Neigungen. Ihre Seelen standen in der schönsten Harmonie; vor ihr verschwand aller Unterschied des Standes und des äusern Glückes. Der Königssohn wurde vergessen, sobald er zu David kam, und nur Jonathan, entblößt, von allen Vorzügen seiner Geburt und seines Ranges, aber geschmückt mit allen liebenswürdigen Eigenschaften eines aufrichtigen und wohlwollenden Menschen, stand vor ihm da. David — obgleich nur eines Hirten Sohn war in den Augen seines Freundes nicht mehr der arme Jüngling, ohne vornehme Geburt und Stand, sondern der mit ihm gleichgestimmte, redliche Gefährte seines Lebens. — Aller Unterschied, den die bürgerlichen Einrichtungen zwischen beiden gemacht hatten, war durch die Einheit ihrer Gesinnungen und Neigungen völlig aufgehoben. Jeder sah in dem Andern nur sein zweites Ich, ohne welches selbst das Leben alle seine Anmuth für ihn verlohr.

Das andere was wir in dem Betragen Jonathans gegen David so sehr bewundern müssen, und weswegen wir ihn als ein Muster der Freundschaft aufstellen, ist seine höchst uneigennützige Gesinnung. — Es wäre ihm wohl nicht zu verargen gewesen, wenn er, als der Sohn des Königs, seines Vaters Nachfolger hätte werden wollen. Und wenn gleich damals noch durch kein förmliches Gesetz die Erbfolge des Erstgebohrnen bestimmt war, sondern diese noch mehr von der Wahl des Volks und seiner Vorsteher abhieng: so würde doch niemand Jonathan mit Grunde haben tadeln können, wenn er, ein

Jüngling von vortrefflichem Character, von ausgezeichneten Talenten und Tugenden sich um den Thron beworben hätte. Aber wie handelte er? Nachdem er sich überzeugt hatte, David habe viel Anhänger im Volke; die Liebe dieses Volkes aber für seinen Vater, und seine ganze Familie habe sich sehr vermindert; nachdem er nicht undeutlich die Stimmung der Nation vernommen hatte, David auf den Thron zu sehen; nachdem es ihm höchst wahrscheinlich geworden war, er werde nach seines Vaters Tode wirklich zum Besitze des Königsthums gelangen: da beunruhigte ihn dieser Gedanke nicht. Es kostete ihn nicht einen überaus schweren Kampf, als königlicher Prinz, auf die Krone Verzicht leisten zu müssen. Es erregte seinen Unwillen nicht gegen David, von dem er wohl wuste, daß er nicht nach Ehre und Macht lüstern war; es verleitete ihn nicht zur Kälte und Gleichgültigkeit gegen seinen Freund, der einst an seine Stelle treten sollte. Er ahnete im voraus, daß die ganze Nation unter seiner Regierung glücklicher seyn würde, als unter der Regierung eines Sohnes aus der Familie Sauls. Grund genug für ihn, daß er seinen Privatvortheil dem allgemeinen Besten aufopferte. Gewiß sind die Beispiele einer solchen durchaus uneigennützigen Gesinnung höchst selten. — Das dritte was das Verhalten Jonathans gegen David so rühmlich auszeichnet, und uns in ihm das Muster einer wahren Freundschaft erkennen läßt, war die Weisheit mit welcher er für das Leben und für das Beste seines Freundes Sorge trug. Wie eifrig war er bemüht,

ihn

ihn bei seinem Vater, der einmahl gegen ihn eingenommen war, und ihm seinen glänzenden Sieg über die Philister aus kleinlicher Eifersucht nimmer vergeben konnte, zu entschuldigen, und ihm seine ungünstige Meinungen von ihm zu benehmen. Er war sein beständiger Fürsprecher, sein Vertheidiger, sein Ehrenretter vor dem Richterstuhl des Königs. Wie aufmerksam war er auf alles, was bei seinem Vater vorgieng. Er las in der Seele des finstern argwöhnischen Königs. Er wurde das Ungewitter, das über David ausbrechen sollte, vorher schon gewahr, und benachrichtigte ihn bei Zeiten von der Gefahr, die über seinem Haupte schwebte. Aber er verfuhr dabei auf eine so kluge Art, daß er weder sich selbst, noch seinen Freund, den er retten wollte, erst ins Unglück stürzte. Er wußte wohl, daß er von Lauerern umgeben war, die dem König von Allem Bericht erstatteten. Wenn er nicht auf Alles achtete, so konnte er durch seine große Dienstfertigkeit seinem Freunde mehr schaden als nützen. Er täuschte aber auf eine feine Art seine Aufpasser, und gab David nur für ihn allein verständliche Winke auf seine Sicherheit bedacht zu seyn. — Wie weise benahm er sich gegen seinen Vater, von dessen blutdürstigen Anschlägen auf das Leben seines Freundes er überzeugt war. Er verletzte deshalb die ihm gebührende Ehrfurcht nicht, oder opferte sie der Freundes-Liebe auf. Seine Absicht war nur, den König zu hindern, unschuldig Blut zu vergießen, und das gelang ihm auch vortrefflich. Endlich wie besiegt er selbst die kleinsten Zweifel Davids an sei-

ner

ner Treue, indem er ihm einen feierlichen Eid ablegte, und Gott zum Rächer verletzter Freundschaft aufforderte, wenn er je fähig wäre, Davids zu vergessen. —

Das vierte endlich, was unserer Bewunderung in dem Verhalten Jonathans gegen seinen Freund, und unsrer Nachahmung würdig ist, ist seine Standhaftigkeit bis ans Ende. Weder die unaufhörlichen harten und bittern Vorwürfe, die er sich von seinem Vater zuzog, als meinte er es aufrichtiger und besser mit David, als mit ihm und mit sich selbst; als gienge er damit um, jenen zu seinem eigenen grossen Schaden auf den Thron zu heben, — wie leicht war es, um diesen Vorwürfen auszuweichen, endlich kalt gegen seinen Freund zu werden, — noch auch die öftere Lebensgefahr, in die er selbst gerieth, indem sein Vater mehrmahls in einem Anfall von Melancholie und Raserei ihn zu tödten versuchte, — wie verführerisch war es, um diesen Gefahren zu entgehen, allem Umgang mit dem um dessen Willen, sie ihm drohte, abzubrechen, — noch endlich auch die große Wahrscheinlichkeit, daß er dem David Krone und Reich werde überlassen müßen, konnte seine Treue wankend machen. Er blieb standhaft bis ans Ende. Wie wahr ist doch der Ausspruch: ein treuer Freund ist ein starker Schutz, mit keinem Geld und Gut zu bezahlen. Wo kein andrer mehr einen Rath weiß, findet er ihn. Wo kein anderer mehr Hülfe leisten kann, hilft und rettet er. Sind wir so glücklich einen solchen Freund zu besitzen, so sey er uns mehr werth als Gold

und

und Edelgestein, denn nur dem, den der Herr liebet, giebt er auch einen treuen und bewährten Freund.

11te Vorlesung.

Fortsetzung.

Der Freundschaft Pflicht ist ächte Treu,
Verschwiegenheit und Freude —
Bei unserm Glück, und Mitgefühl
Bei allem unserm Leide.
Aufrichtig ist sie stets bereit,
So wohl auf Zeit, als Ewigkeit
Des Freundes Wohl zu gründen.

Gott präge du der Liebe Sinn
So Freunden ein, als Feinden!
Auch die, die meine Feinde sind
Die mache mir zu Freunden,
Bild unser Herz zur Einigkeit,
Lehr uns, daß jene Seeligkeit
Nichts sey als Lieb und Freundschaft.

1 B. Sal. 20. 13. 14. 16. 17.

Wir haben in unsrer letzten Erbauungsstunde in dem Verhalten Jonathans gegen David ein Muster einer wahren Freundschaft kennen gelernt. Es ist nur noch übrig, daß wir uns auch mit den Merkmahlen bekannt machen, durch welche sich eine wahre Freundschaft überhaupt auszeichnet, eine Be-

schäftigung für die gegenwärtige Stunde unserer Andacht.

Unter den Merkmahlen einer wahren Freundschaft, unter den Eigenschaften an denen man sie erkennen, und von der falschen leicht unterscheiden kann, steht gewiß die Uneigennützigkeit oben an. Nicht das eigene Wohl, nicht sein eigener Vortheil, nicht die Abwendung des Schadens, der den Freund selbst betroffen haben würde, ist der Bestimmungsgrund und Zweck seiner Handlungen, sondern das Wohl seines Freundes, die Befreiung von Schaden und Nachtheil, der diesem widerfahren seyn würde. Hieran hast du also einen sichern Probierstein, an dem du die Aechtheit der Freundschaft beurtheilen kannst. Erhellet es aus dem ganzen Benehmen dessen der sich dein Freund nennt, daß Selbstsucht und Eigennuz die allgewaltige Triebfeder sey, die alle seine Kräfte in Bewegung setzt; sucht er bei allem, was er thut, wie er nur seine äusern Glücksumstände verbessern kann, bedient er sich nur darzu deiner Einsicht, deines Rathes, deiner Verwendung, deines Einflußes, deines Beistandes; will er nur deshalb mit dir eine Verbindung schließen, weil er die mannichfaltigen Vortheile berechnet, die für ihn daraus entspringen? — will er der Freundschaft wo die Pflicht gebietet, und die Ehre es fordert, auch nicht das Geringste aufopfern; soll jede gemeinschaftliche Unternehmung nur ihm alleine wuchern — wenn du diese Gesinnung an ihm bemerkst, dann wisse, daß ein solcher Mensch unmöglich ein treuer, wahrer Freund seyn

kann,

kann, sollte er auch tausendmahl die Sprache dessel-
den reden; so wie die Liebe nicht das Ihre sucht,
so auch die Freundschaft nicht. Uneigennützigkeit
ist das erste untrügliche Merkmahl, an dem man
die Aechtheit derselben erkennen kann.

Das zweite ist Aufrichtigkeit und Wahrheit.
Jeder Freund darf in der Seele des andern lesen.
Keine Zurückhaltung, kein geheimnißvolles Wesen,
keine ängstliche Verlegenheit, man möchte tiefe Bli-
cke in die Seele thun — dieß alles muß gänzlich
wegfallen — alle Zugänge des Herzens sind frei und
offen, und Worte sind der eigentliche Dollmetscher der
Gesinnungen. Aus dieser Aufrichtigkeit und Wahr-
heit folgt aber, daß der wahre Freund, sobald er Din-
ge an dem andern bemerkt, die ihm nicht gefallen, so-
bald er Fehler wahrnimmt, die den Charakter desselben
entstellen, mit aller Freimüthigkeit ihn darauf aufmerk-
sam macht; ihn sich selbst kennen lehrt, und brüderlich
die Hände bietet, ihn von jenen Fehlern zu befreien.
Findest du also, daß derjenige, der sich deinen Freund
nennt, der immer nur schmeichelt, alles was du redest
und thust, gut heißt, selbst deine offenbaren Fehler ver-
kleinert; findest du, daß er dir, wenn du etwas Un-
erlaubtes vor hast, weit entfernt dich vor einem sol-
chen Unternehmen zu warnen, vielmehr alle Hand-
reichung thut und dich mit Mitteln, die dir bisher
noch fremde waren, bekannt macht, um deinen Lieb-
lingswunsch zu befriedigen: o dann darfst du keinen
Augenblick mehr zweifeln, ein solcher Mensch, der
eine andre Sprache spricht, als mit seinen Gesinnun-
gen und Empfindungen übereinstimmt, dem Auf-
rich-

richtigkeit und Wahrheit ganz unbekannt sind, kann nicht dein wahrer Freund seyn. Er kann es nicht gut mit dir meinen, sonst würde er dir den Spiegel zeigen, in dem du das Bild deiner Seele erblicktest. Er würde an deiner Veredlung und nicht an deiner Verschlimmerung mit aller Treue arbeiten.

Das dritte Merkmahl wahrer Freundschaft: Veränderung äusserer Umstände hat auf sie keinen Einfluß. Das ausgezeichneteste Glück, welches dem Einem widerfährt, löscht das Andenken an seinen noch in einer beschränkten Lage lebenden Freund nicht aus. Wer dein wahrer Freund ist, bleibt es, es mag die Vorsehung ihn mit allen irdischen Gütern im Ueberfluß überhäufen, sie mag sein Haupt selbst mit einer Krone, seine Rechte mit einem Zepter, seinen Körper mit einem Purpurmantel schmücken; sie mag die Schätze der Erde in seinen Schoos mit verschwenderischer Freigebigkeit ausschütten; sie mag ihn mit Macht und Gewalt versehen. Dieß alles macht ihn nicht gegen dich gleichgültig, oder kalt und unempfindlich, dieß alles ändert seine Gesinnung gegen dich nicht, denn er schätzt und liebt jene Dinge nicht höher als sichs gebührt. Heilig und unzerreißbar sind ihm die Bande, die die Freundschaft um sein Herz geschlungen hat, eher würde er sich von allen jenen Gütern trennen, als er ihrem Besitz entsagen sollte. Wer dein wahrer Freund ist, bleibt es auch, sollte dir das größte Unglück begegnen; solltest du durch widrige Schicksale um den Besitz deines Vermögens kommen; solltest du durch eine Verschwörung der List und Bosheit von der

Stufe

Stufe von Ehre und Macht herabgestürzt werden, auf welche dich das schmeichelnde Glück hingeführt hatte; solltest du durch die schwärzeste Verläumdung, als ein Verbrecher selbst deine Freiheit verliehren; solltest du sogar in die höchste Lebensgefahr kommen. In allen diesen widrigen Ereignissen, wird dir der falsche Freund den Rücken kehren; er wird die Verbindung mit dir aufgeben, weil sie ihm nun nichts mehr nützen kann. — Er wird höchstens dich bedauern. — Aber daß er Anstalten treffe, dein Schicksal zu erleichtern; daß er sein Vermögen mit dir theile; daß er zu deiner Ehrenrettung ein ernstes Wort spreche; daß er dem mächtigen Bösewicht auf eigene Gefahr die Larve von dem Gesichte herunterziehe, und deine Unschuld ins helleste Licht setze; daß er, wenn dein Leben in wirklicher Gefahr schwebt, dich nicht verlasse, sondern hülfreich beistehe; daß er überall dein begleitender Schutzengel sey, den kein noch so heftiger Schlag des Schicksals von dir trennt — darzu wird er sich nicht entschließen. — Er trägt also nur den Namen der Freundschaft, aber ihre himmlische Flamme erwärmt und durchdringt sein kaltes Herz nicht; daher kann er in der Stunde der Prüfung die Probe nicht halten. — Selten — selten ist ein solcher Freund, an dem wir diese drei Merkmahle, Uneigennützigkeit, Wahrheit und Beständigkeit wahrnehmen. Aber je seltener er ist, desto mehr ist es unsre Pflicht, wenn wir auf unserm Lebenspfade einen solchen treuen Begleiter finden, mit ganzer Seele ihm uns zu ergeben. Auch von unsrer Seite ihm eine durchaus uneigennützige Ge-

Gesinnung zu beweisen. Auch von unsrer Seite wahr und aufrichtig gegen ihn zu seyn; auch von unserer Seite durch Glück oder Unglück keine Veränderung in unserm Gemüthe hervorbringen zu lassen; ja eben hier wollen wir offenbaren, daß das göttliche Feuer der ächten Freundschaft unsere Seele ganz durchdringe. Welch einen unaussprechlichen Reiz wird das Leben an der Hand eines solchen Freundes erhalten. Wie wird uns der trübe Tag, wenn das Sonnenlicht der Freundschaft durchschimmert, weniger trübe! Wie wird uns der heitere frohe Tag, wenn der Lichtglanz der Freundschaft ihn umstrahlt, noch heiterer, noch froher werden! Wie wird jede Last uns leichter zu ertragen seyn, wenn sie uns unterstützt; wie wird jedes Glück uns noch größer erscheinen, wenn wir es an ihrer Hand genießen. O so laßt auch uns zu Gott beten:

Hab ich nur einen wahren Freund
Von dir o Gott erhalten;
O so laß denn mein warmes Herz
Nie gegen ihn erkalten.
Daß ich aufrichtig dankbar sey
Verstellung, Leichtsinn, Schmeichelei
Und Eigennutz stets flieh'e.

12te Vorlesung.

Fortsetzung.

Du hast auch mir zur Seeligkeit,
Mein Gott, dein Wort gegeben,
Hilf, daß ich darauf allezeit
Mög achten, darnach leben.
Sein Unterricht gibt mir gnug Licht
Die Bahn des Heils zu sehen;
Es zeiget mir den Weg zu dir,
Laß mich ihn freudig gehen.

Eröffne mir zu meinem Heil
Die Augen meiner Seele,
Daß ich mein allerbestes Theil
Erkenne und erwähle!
Laß ich mich hier, mein Gott von dir
Und deinem Wort regieren,
So wirst du mich auch sicherlich
Zur wahren Wohlfahrt führen.

1 Sam. 28. 3. bis Ende.

Der König Saul befragt eine vorgebliche Zauberin über den Ausgang einer nahen Schlacht. Sie sollte ihm Samuels Geist herauf führen, von dem er sich dann versprach, er werde ihm anzeigen, ob er glücklich oder unglücklich seyn würde. Das Weib weigert sich, und beruft sich auf ein königl. Edict gegen alle Geisterbeschwörer. Der König, den sie anfangs, wie es schien, nicht kannte, verheist ihr volle Sicherheit und sie gehorcht endlich seinen Wünschen. Die Gestalt die aus der Gruft heraussteigt

er,

erklärt sie selbst nicht für Samuels Geist, sondern der König. — Saul hört nun, das Treffen werde für ihn und seine Söhne unglücklich ausfallen, und er mit ihnen seinen Tod finden. Alles ereignete sich so, wie die Gestalt es vorher gesagt hatte.

Diese Erzählung ist es werth, daß wir sie in nähere Betrachtung ziehen. Der König Saul wurde in einen Krieg mit den Einwohnern von Philistäa verwickelt, die den am Meer gelegenen Theil von Canaan bewohnten, und unversöhnliche Feinde der Israeliten waren, von denen ihre Vorfahren, bei der Besitznahme des Landes fast gänzlich ausgerottet wurden. Ihre Nachkommen schwuren daher den Juden ewige Feindschaft, und fielen einmal über das andre über sie her, wobei sie mit Raub und Mord, und empörenden Mishandlungen ihren Weg bezeichneten. Saul versprach sich von einem Krieg mit einem Volke, das er zwar schon geschlagen, aber nicht unterjocht hatte, nicht viel Gutes. Um aber doch sein Schicksal schon vorher zu erfahren, wendet er sich an eine Person, die in dem Rufe der Zauberei stand, von der man glaubte, daß sie mit Hülfe übernatürlicher Kräfte ausserordentliche Dinge hervorbringen, z. B. die Zukunft offenbaren könne. — Saul verrieth bei dieser Gelegenheit eine abergläubige, furchtsame, mit sich selbst im Widerspruch begriffene Seele. Abergläubig zeigt er sich, indem er einem Menschen die Kräfte zutraute, die keiner hat, mit Bestimmtheit das Künftige vorherzusagen, und nicht auf die Gegenvorstellungen seines

Verstandes achtete, der, wenn er darauf hätte merken wollen, ihm, wenn auch nicht die klare Unmöglichkeit, einer solchen Sache gezeigt, doch unüberwindliche Zweifel dagegen erregt haben würde. Furchtsam stellt er sich dar; warum wollte er denn im voraus den Ausgang wissen? War sein Krieg gerecht, so durfte er sich um so eher einen glücklichen Erfolg seiner Waffen versprechen, und hatte nicht nöthig dieses elende Mittel zu ergreifen. — War er nicht gerecht, so war dadurch die Sache nicht im geringsten verändert. Nicht von äusserlichen Dingen mußte Muth und Vertrauen in seine Seele kommen, sondern beides mußte schon in ihr vorhanden seyn. — Er stellt sich uns also als einen kleinmüthigen furchtsamen Menschen bei dieser Gelegenheit dar. Er war aber auch endlich mit sich selbst im offenbarem Widerspruch. Denn vorher hatte er alle Wahrsager, Zeichendeuter, Zauberer, Beschwörer, weil sie Betrüger sind, auf immer aus dem Lande gejagt. Nun sucht er sie wieder auf, und macht sich selbst der Strafe schuldig, die er denen gedroht hatte, welche dergleichen Leute befragten. Auch bestättigte er durch sein unkluges Verfahren das Volk in dem Wahne, als gebe es wirklich Personen, mit übermenschlichen Kräften ausgerüstet, und durch sie fähig unglaubliche Dinge zu vollbringen. Weit gefehlt den Aberglauben auszurotten, gab er durch sein Beispiel ihm vielmehr neue Nahrung. Er muß also bei sich selbst noch nicht ganz überzeugt gewesen seyn, es sey unmöglich das Künftige mit Bestimmtheit vorher zu wissen. Seine Seele schwankte

zwi-

zwischen Wahrheit und Irrthum hin und her, und gelangte nie zu einer unerschütterlichen Gewißheit.

Das Weib, welches, wie man ihm berichtet hatte, einen Wahrsagergeist besitzen sollte, war, wie sich aus der ganzen Erzählung dieses Gauckelspiels nachweisen läßt, keine würkliche Zauberin, sondern nur eine schlaue Betrügerin. Davon können und müssen wir uns überzeugen, wenn wir auf folgende Umstände mit aller Sorgfalt achten, und mit ihnen noch diejenige Vernunftgründe verbinden, die den Glauben an Zauberkräfte am gewaltigsten erschüttern. Die Zeit wo jener Auftritt einer Todtenerscheinung vorfiel, war die Nacht, und diese wählt jeder vorgebliche Zauberer oder Taschenspieler, seine Künste zu zeigen, weil es dann bei dem nur schwach verbreiteten Lichte um so leichter ist, die Zuschauer zu täuschen. Ferner die Gestalt die sie aus dem Grabe heraufrief, sahe Saul nicht selbst. Er mußte in einiger Entfernung gestanden seyn, denn wie hätte er sonst das Weib fragen können; was siehest du. Er erkannte sie nicht selbst für Samuels Geist, sondern nur die Frau sagte zu ihm ich sehe Götter. Wie wenig konnte er also auf die Richtigkeit einer Erscheinung rechnen, bei der nicht einmahl seine unbefangenen Augen in der Nähe thätig gewesen waren. Aber wird man fragen, wie gieng es denn zu, so etwas zu bewirken? Entweder führte sie dem König, der nun einmahl in der gewissen Erwartung war, einen Geist zu sehen, nur ein Bild von Dunst oder Rauch vor, und nannte dieses Samuels Geist; oder sie hatte vorher schon

Sauls

Sauls Absichten errathen, und in der Gruft einen lebendigen Menschen, in ein langes seidenes Gewand gehüllt, verborgen, den sie dann hervorrief, und im Geiste Samuels reden ließ, worüber sie ihn vorher schon auf das sorgfältigste unterrichtet haben konnte. Saul selbst untersuchte ja nicht das geringste, er prüfte ja die Gestalt nicht, um zu erfahren, ob sie körperlich, oder unkörperlich wäre. Er konnte bei seinem tiefen abergläubigen Vorurtheil wirklich sich leicht überreden, er habe Samuels Geist gesehen, er habe ihn reden gehört, was er bei einer unbefangenen Prüfung würde anders befunden haben. Darzu kommen noch in Beziehung auf diese Erscheinung eigene Vernunftgründe, warum wir sie für eine Betrügerei erklären müssen. — Diese Gründe aber gelten auch gegen alle vorgebliche Zaubereien und Geistererscheinungen überhaupt, und müssen unsern Glauben davon völlig umstürzen, oder doch mächtig erschüttern. Der todte Körper Samuels lag in Rama begraben. Der Auftritt selbst aber geht zu Endor vor. Der Körper kann also Saul nicht erschienen, es müßte sein Geist gewesen seyn. Nun begeht man aber einen auffallenden Widerspruch, wenn man geistige Wesen das einemahl für übersinnlich für unsichtbar erklärt, und sie dem Körperlichen, allem was in unsere Sinne fällt, geradezu entgegensetzt; das andre mahl aber von diesen nemlichen geistigen Wesen wieder behauptet, sie könnten gesehen, gehört, betastet werden. — Wie konnte Samuels Geist dem König Saul erscheinen, mit einem seidenen Gewande bekleidet? Kann das

Unsichtbare zugleich sichtbar, das Unkörperliche zugleich körperlich seyn? An diesen Widerspruch, der gegen alle gesunde Vernunft anstößt, denken alle diejenigen nicht, die absichtlich durch Geistererscheinungen andre schrecken oder täuschen wollen, so wenig als diejenigen, die sich dadurch schrecken und täuschen lassen. Wir sind demnach berechtigt, jeden für einen wirklichen Betrüger zu erklären, der uns von solchen Erscheinungen spricht, sie selbst hervorgebracht zu haben — wir sind berechtigt, jeden für einen Leichtgläubigen und Abergläubigen zu halten, der sie mit eigenen Augen gesehen haben will. Lasset uns doch auch da dem uns von Gott anvertrauten Führer, unserer Vernunft, folgen, und ihr Urtheil hören, so werden wir vor den vielen unangenehmen Folgen, worein die Leichtgläubigkeit und der Aberglaube stürzt, bewahrt bleiben.

13te Vorlesung.

Fortsetzung.

Welch ein Geschenk gabst du mir nicht,
Da du Vernunft mir schenktest,
Und da du durch ihr göttlich Licht
Mich zu der Wahrheit lenktest!

Verleih mir doch die Wissenschaft,
Mein ewges Glück zu gründen;
Und gieb mir Willen, Muth und Kraft
Mich selbst zu überwinden!

Lehr mich was mein Gewissen sagt,
Weit allem vorzuziehen,
Und laß mich, was es untersagt
Mit größten Eifer fliehen!

1 Sam. 28. 3. bis Ende.

Wir fahren heute in der Betrachtung über die in dem 28ten Kapitel des 1ten Buchs Samuels enthaltene Erzählung „Saul befragt eine vorgebliche Zauberin zu Endor über den Ausgang einer nahen Schlacht" fort, und nehmen noch theils auf die Einwendung Rücksicht, die man davon hernehmen könnte, daß doch alles genau so eingetroffen sey, wie es dem König vorhergesagt worden war; theils auf einige Vernunftgründe, warum der Glaube an Geistererscheinungen und Zauberei eine wahre Thorheit sey. —

1. Es ist aber doch, könnte der Abergläubige sagen, alles genau so gekommen, wie jenes Weib dem

dem Könige Saul es verkündigt hatte. — Die Schlacht, die er den Philistern lieferte, nahm wirklich für ihn einen unglücklichen Ausgang; sein Heer wurde in die Flucht geschlagen, und zerstreut; er selbst fand mit seinen Söhnen den Tod. Mithin hat ja die erschienene Gestalt den bestimmtesten Erfolg der Zukunft vorausgesagt. Diejenige Wahrsagung muß aber eine richtige seyn, der man den Vorwurf des Betrugs nicht machen kann, die durch den Erfolg gerechtfertigt wird. Demnach mag man wohl dem Weibe zu Endor zu viel thun, wenn man sie eine Betrügerin schilt. Die verlohrne Schlacht und Sauls und seiner Söhne Tod sprechen sie von diesem Vorwurfe frey. Diese ganze Erscheinung hat allerdings viel Scheinbares, dennoch kann sie nicht beweisen, daß Saul Samuels Geist wirklich gesehen habe. Denn 1) kam er mit dem vesten Glauben an die Zauberkräfte des Weibes dahin. Er hegte keine andere Erwartung, als die, eine bestimmte Antwort, durch die abgeschiedene Seele jenes alten Propheten über seine Fragen zu erhalten. Folglich bildete er sich ein, da er eine unbekannte Gestalt sah, sie mag nun ein bloser Dunst, oder der in ein langes Gewand gehüllte Körper eines lebendigen Menschen gewesen seyn, er habe Samuel gesehen, zumahl da diese Gestalt ganz so sprach, wie Samuel, wenn er noch lebte, gesprochen haben würde, was glaubt nicht der Mensch, den gewisse abergläubige Vorurtheile gefesselt, und ihm die freie Beobachtung mittelst seiner Augen, so wie das unbefangene Urtheil seines Ver-

stan-

standes geraubt haben, was glaubt er nicht in diesem Zustande alles gesehen, gehört und empfunden zu haben, und doch ist es nur eine Täuschung, ein Betrug seiner Sinne gewesen. —

2) Saul erhielt eine schlimme Antwort, daß sein Heer geschlagen, und er nebst seinen Söhnen am andern Tage noch seinen Tod finden würde. Diese Vorherverkündigung schien ihm unbezweifelt gewiß, weil er meinte, Gott selbst habe sie ihm durch Samuel geben lassen. Ist dieß, mogte er bei sich denken, der Wille Gottes, daß ich besiegt werde, daß ich den Tod finden soll, was kann ich gegen seinen hohen Rathschluß ausrichten? Es bemächtigte sich also seines Gemüths eine Zaghaftigkeit, eine Muthlosigkeit, die an Verzweiflung gränzte. 3) In diesem Zustande war er auch schlechterdings unfähig, von seinen Kräften einen weisen und guten Gebrauch zu machen, weil jeder Widerstand gegen das über ihn hereinbrechende Schicksal ihm vergeblich schien, denn es war ja Widerstand gegen den Willen Gottes, den doch kein endliches Wesen je vereiteln kann. Wenn der König als Heerführer allen Muth verlohren hat, wenn er kein Vertrauen zu sich selbst mehr besitzt, wenn ihm die Verzweiflung auf dem Gesichte geschrieben steht, was sollen seine Leute thun? Wenn er alles verlohren giebt, wie sollen sie noch einigen Gewinn hoffen? Es war natürlich, daß eine Schlacht verlohren gehen mußte, in welcher der Feldherr nicht mit Klugheit befehlen konnte, und kein Soldat mehr seine Schuldigkeit that. 4) Daß der vermeinte

Geist ihm sogar seinen eigenen Tod ankündigte, und daß dieß wirklich in Erfüllung gieng, darf uns wieder nicht befremden: denn Saul meinte wirklich, er höre Gottes Stimme durch Samuels Mund. Sein Tod schien ihm also unvermeidlich, sein Heer war geschlagen, und von den siegreichen Feinden verfolgt; er selbst befand sich auf der Flucht, und um ihnen nicht lebendig in die Hände zu fallen, um nicht von ihnen gemißhandelt, oder vielleicht zu einer langsamen und schmählichen Todesart verdammt zu werden, legt er Hand an sich selbst, und stürzt in sein eigenes Schwerdt. Sein Aberglaube nur war es, der alle diese traurigen Ereignisse herbeigeführt hatte.

Welche vernünftige Absicht läßt sich auch wohl angeben, worzu die Geister der Verstorbenen den Lebendigen erscheinen sollten? Sind es Geister guter Menschen, so kehren sie nicht wieder auf die Erde zurücke, wenn sie einmahl an den Ort ihrer Bestimmung gelangt sind. Sollte diese Erscheinung, wenn sie möglich wäre, blos geschehen, um sie zu schrecken? Wie läßt sich dieses von ihnen glauben? Als gute Geister könnte es ja gar ihr Wille nicht seyn, andern Schrecken zu verursachen. Oder sollten sie deswegen sich den Lebendigen zeigen, um sie vor Unglück zu warnen? Aber jeder Mensch hat in sich selbst eine vernehmliche Stimme, die ihn vor dem Bösen warnt. Und was spricht dort Abraham zum reichen Mann, der ihn bittet, Lazarum in seines Vaters Hause zu senden, um seinen Brüdern Buße zu predigen? Sie haben, sagt

er ihm, Mosen und die Propheten, laß sie dieselbigen hören. Und da der Reiche glaubt, eine Todtenerscheinung würde einen stärkern Eindruck auf sie machen, so giebt er ihm zuletzt die entscheidende Antwort: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toden auferstünde. Oder sollten endlich deshalb die Geister der Verstorbenen den Lebendigen erscheinen, um diese über das Künftige zu belehren? Dieß kann vollends gar die Absicht nicht seyn; denn mit Weisheit hat eben Gott die Zukunft in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Mithin würde ja dadurch das, was er mit gutem Vorbedacht unsern Blicken verbarg, wieder aufgedeckt. Wie läßt sich ein solcher Widerspruch in dem Verfahren Gottes denken? — Also läßt sich keine vernünftige Absicht angeben, warum die Geister guter Menschen uns erscheinen sollten? — Aber vielleicht findet eine solche Erscheinung von bösen Geistern statt? Eben so wenig. Auch sie kommen nicht mehr auf diese Erde zurücke, wenn sie einmahl an den Ort ihrer Bestimmung gelangt sind. Sollte aber ihnen die Macht gegeben seyn, durch ihre Erscheinung auf Erden Furcht und Schrecken weit um sich her zu verbreiten; sollte es in ihrem Vermögen stehen, uns auf mannichfaltige Weise zu schaden, bald indem sie uns in Versuchung führen, unsre Pflicht zu übertreten; bald indem sie unsre guten Vorsätze durch unüberwindliche Hindernisse, die sie uns in den Weg legen, vereiteln; bald indem sie allerlei böse Gedanken und Begierden in unsrer Seele erwecken. Wenn

sie das könnten, welchen niedrigen Begriff müßten wir uns von der Macht Gottes bilden, der feindseelige Wesen in seinem Reiche nichts als Unordnung und Unglück anstiften und seine höhern wohlthätigen Absichten durch sie vereiteln läßt! Welch ein elendes bejammernswürdiges Geschöpf müßte dann der Mensch seyn, wenn er unaufhörlich der Spielball eines bösen Geistes wäre! — Nein Gott hat Jesum gesandt, das Werk des Satans zu zerstören — Laßt uns also nicht vor der vorgeblichen Macht böser Geister erzittern — sie kann uns nicht schaden, laßt uns aber immer mit tiefer Ehrfurcht vor dem Heiligsten wandeln; Er allein kann seelig machen und verdammen.

14te Vorlesung.

Fortsetzung.

Unzählig, guter Gott, sind die Segnungen, mit denen du unser Leben überhäufest. Wie groß ist die Summe des Guten, das du durch andre Menschen uns erzeigest, deren Herz du mit wohlwollenden Gesinnungen gegen uns erfüllest. O so wollen wir es doch immer lebendig erkennen, was wir unsern Wohlthätern schuldig sind. Heiße Dankbarkeit erfülle unsre Seele, und wenn wir durch deine Veranstaltungen in den Stand gesetzt werden, ihnen wieder zu vergelten, so wollen wir in der Erfüllung die-

dieser Pflicht unsere Ehre und unsere Freude sehen. Nur der dankbare Mensch macht sich immer größerer Segnungen deiner Huld würdig. Amen.

2 B. Sam. 19. 31.—39.

Und Barsillai der Gileaditer kam herab von Roglim, und führte den König über den Jordan, daß er ihn über den Jordan geleitete. Und Barsillai war fast alt wohl 80 Jahre, die hatten den König versorgt, weil er zu Mohanaim war, denn er war ein sehr trefflicher Mann. Und der König sprach zu Barsillai: du sollst mit mir hinüberziehen, und ich will dich versorgen bei mir zu Jerusalem. Aber Barsillai sprach zum Könige: was ists noch, das ich zu leben habe, daß ich mit dem Könige sollte hinauf gen Jerusalem ziehen? Ich bin heute 80 Jahre alt, wie sollte ich kennen, was gut oder böse ist? oder schmecken, was ich esse oder trinke? oder hören was die Sänger und Sängerinnen singen? warum sollte dein Knecht meinen Herrn König fürder beschweren, dein Knecht soll ein wenig gehen mit dem König über den Jordan, warum will mir der König eine solche Vergeltung thun? Laß deinen Knecht umkehren, daß ich sterbe in meiner Stadt, bei meines Vaters und meiner Mutter Grab. Siehe da ist dein Knecht Chimeham, den laß mit meinem Herrn König hinüberziehen, und thue ihm, was dir wohlgefällt. Der König sprach: Chimeham soll mit mir hinüberziehen, und ich will ihm thun, was dir wohlgefällt. Auch alles was du an mir erwählest, will ich dir thun. Und da alles Volk über den Jor-

Jordan gegangen war, und der König auch, küßte der König den Barsillai und segnete ihn, und er kehrte wieder an seinen Ort.

(1 In dieser Erzählung wird uns gemeldet, wie der alte Barsillai den König David auf seiner Flucht vor seinem rebellischen Sohne Absalom mit Speise und Trank versorgt, und ihn mit seinen Leuten in seiner Wohnung beherbergt, aber das Anerbieten des Königs ausgeschlagen habe, mit ihm nach Jerusalem zu gehen, damit er dort ihn königlich belohnen könne, wie er es verdiente; endlich wird noch darinn erwähnt, wie Barsillai dem König seinen Sohn Chimeham empfohlen habe, der denn auch mit ihm nach Jerusalem zog. — Barsillai will von der Gnade des Königs, der ihm die größte Verbindlichkeit für seine freundschaftliche Aufnahme und Bewirthung in seinem Hause schuldig zu seyn glaubte, für sich selbst keinen Gebrauch machen. Den Grund seiner Weigerung nahm er einmahl von seinem hohen Alter her, er war damals bereits 80 Jahre alt. Ein Mann von den Jahren meinte er, schicke sich nicht für einen königl. Hof, denn eben die Last des Alters mache ihn unfähig an solchen Genüßen und Geschäften Theil zu nehmen, zu welchen noch ungeschwächte Sinne, ein munterer Geist, und ein kraftvoller Körper gehören; ein Mann, wie er könne nicht mehr die feinern Gerichte, die für den leckern Gaumen paßten, mit dem Wohlbehagen kosten, den der junge feurige Mann daran findet; er könne nicht mehr an den reitzenden Melodien der Sänger und Sängerinnen sein Ohr so weiden, als

wenn er noch jünger wäre. So müßte demnach für den König und seine Leute, so wie für ihn selbst, sein Aufenthalt in Jerusalem nur lästig seyn. Deswegen bat er so dringend ihn, der doch nicht lange mehr zu leben hätte, lieber in seiner Geburtsstadt bleiben, und einst bei den Gräbern seiner Aeltern und Vorfahren sterben zu lassen. — Nicht die rauschenden Ergötzlichkeiten des Hofs, sondern stille Betrachtungen schickten sich für ihn, und diesen wollte er noch seine letzten Tage ausschließend widmen. Dieß war also der eine Grund, warum er des Königes Anerbieten nicht annehmen wollte.

2) Der andere lag in der Meinung, daß das, was er an dem König und seinem Gefolge gethan habe, eben nicht so groß, so ausserordentlich, so wichtig gewesen sey, daß er deswegen eine solche ehrenvolle Auszeichnung verdiente. Warum will mir der König, sagte er, eine solche Vergeltung thun; warum will er mich dafür auf eine solche Weise belohnen? Er habe, meinte der gute Alte, doch weiter nichts als seine Schuldigkeit gethan. Wer Anspruch auf den Namen eines guten Unterthans machen wollte, hätte so handeln müßen, und er könne also sich deswegen kein Verdienst zuschreiben. — In der That eine edle Denkungsart des Barsillai, um welcher willen wir ihn lieben und hochachten müssen. Er glich denjenigen nicht, die den Werth ihrer Andern erwiesenen Wohlthaten nicht hoch genug anschlagen können, und gegen die man also nicht dankbar genug, weder in Worten noch in Werken seyn kann. Gleichwohl war das was Barsillai für den König

that,

that, nichts weniger als unbedeutend. Er hatte ihn, da er aus Jerusalem floh, und dem Aufrührer Absalom Krone und Reich überlassen mußte, in sein Haus aufgenommen; hatte dadurch sich öffentlich für ihn, und öffentlich gegen seinen Sohn erklärt; hatte diesen dadurch zu seinem Feinde gemacht, der eben nicht zu verachten war. Noch hatte sich das Glück der Waffen nicht für David entschieden. Der Ausgang einer Schlacht, war noch zweifelhaft. Wenn Absalom siegte, so würde seine Rache auf alle treuen Anhänger seines Vaters schwer gefallen seyn. Barsillai also setzte sein Gut und Leben durch die Aufnahme und Bewirthung des Königs der größten Gefahr aus. Es war demnach ein wichtiger Dienst, den er ihm zu einer solchen Zeit leistete, wo so viele Tausende seiner Unterthanen von ihm abgefallen waren, dennoch meint er, er verdiene keine solche Vergeltung von David. Wie bescheiden mußte er also von dem, was er gethan hatte, denken. — Doch versäumt er die Gelegenheit nicht, für das Glück seines Sohnes zu sorgen: Hier ist dein Knecht Chimeham, sagte er, dieser soll mit dem Könige meinem Herrn hinaufziehen. An diesem thue wie dir gefällt. Und so stellt er zugleich uns in seinem Verhalten ein Beispiel eines weisen Vaters auf, der nichts versäumt, was zum Wohlseyn, zum glücklichen Fortkommen seiner Kinder beitragen kann, ohne irgend einen unerlaubten Weg, es sey der der niederträchtigen Kriecherei und Schmeichelei, oder der der elenden Bestechung, oder der der schändlichen Verläumdung und Herabsetzung anderer einzuschlagen.

Was Barsillai that, konnte er mit gutem Gewissen thun. Durch die Vergeltung, die ihm in seinem Sohne widerfuhr, wurde keinem Menschen irgend etwas entzogen, was ihm gebührte, keiner wurde dadurch zurückgedrängt, keinem ein Unrecht bewiesen. Glückliche Aeltern, wenn ihr auf eine weise und gerechte Art für das Beste eurer Kinder sorgt! Sie selbst segnen euch für diese Sorge. Und auch der Seegen aller, denen durch sie Gutes erwiesen wird, wird euch unfehlbar folgen. —

In dieser Erzählung liegt aber auch etwas, das unserer Aufmerksamkeit werth ist, und dieß ist das Betragen Davids. Wer wird es nicht mit innigem Wohlgefallen bemerken, daß dieser König sich gegen seinen Unterthan so dankbar beweist. Diese Tugend kleidet zwar einen jeden Menschen wohl, er sey hoch oder niedrig, reich oder arm, jedem steht es wohl an, wenn er es mit Rührung erkennt, was andre ihm Gutes erzeigt haben; wenn er seine Wohlthäter dafür herzlich liebt; wenn er mit Achtung von ihnen spricht; wenn er ihre Güte öffentlich rühmt, und sich eines solchen Bekenntnisses nicht im Geringsten schämt; jedem steht es wohl an, wenn er, sobald er kann, denen wieder vergilt, von denen er vormahls Gutes genoßen hat, und wir können nicht anders als denjenigen mit dem tiefsten Abscheu betrachten, an dem wir keine Spur von Dankbarkeit wahrnehmen. Aber wenn Könige und Fürsten dankbar sind; wenn diese sich nicht schämen, es öffentlich zu bezeugen, daß sie Wohlthaten von andern genossen

sen haben; wenn sie sich unter allen geräuschvollen Vergnügungen und Zerstreuungen des Hofs doch von Zeit zu Zeit lebendig daran erinnern; wenn sie wie David in unsrer Erzählung durch eine thätige Wiedervergeltung ihre Dankbarkeit zu beweisen suchen; dann müssen wir an ihnen diese Tugend um so höher schätzen und sie selbst um ihrentwillen um so mehr lieben, je gemeiner das Vorurtheil unter ihnen ist, daß alles, was Andre für sie thun, eine Pflicht sey, wofür sie keinen Dank verdienen; daß ihre Unterthanen sichs für eine Ehre anrechnen müssen, wenn sie sich nur ihre Dienste haben gefallen lassen; je leichter es für Menschen dieses Standes ist, im Gewühle ihrer Geschäfte, im Taumel der Vergnügen die Größe einer Wohlthat und ihren Urheber zu vergessen: je verderblicher oft die Grundsätze sind, die ihnen von früher Jugend an eingeprägt werden, daß es dem Unterthanen Pflicht sey, alles für den Regenten aufzuopfern; Grundsätze die alle dankbaren Gesinnungen unterdrücken. Wollen auch wir unsere Wohlthäter in unserm ganzen Leben nie vergessen! Wollen wir uns des Bekenntnisses vor der Welt nicht schämen, daß sie uns Gutes gethan haben! Wollen wir unsern heiligen Pflichten eingedenk seyn, ihnen wieder zu vergelten, was sie uns Gutes erwiesen, so oft ihre Umstände uns darzu auffordern. Eine solche dankbare Gesinnung wird Gott und Menschen wohlgefallen.

15te Vorlesung.

Erwecke mir stets einen Freund,
Ders treu mit meiner Wohlfahrt meint;
Mit mir in deiner Furcht sich übt,
Mir Rath und Trost und Beispiel giebt.

1. Buch d. Könige 12.

In diesem Kapitel wird erzählt, wie der Sohn Salomons, Rehabeam, nach seines Vaters Tode, den Thron des jüdischen Reichs bestieg, von seinen Unterthanen um Minderung ihrer Abgaben, um Erleichterung ihrer Lasten ersucht wurde, aber, den Rath seiner alten Diener verachtend, und nur seinen jüngern folgend, die mit ihm aufgewachsen waren, ihnen die unbesonnene Antwort gab: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtiget; ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen" — wodurch er zehn Stämme so sehr gegen sich aufbrachte, daß sie alle Verbindung mit ihm aufhoben, und unter der Anführung des tapfern und schlauen Feldherrn Jerobeam, der die Stimmung des Volks zu seinem Vortheile benützte, ein eigenes Königreich gründeten, welches das israelitische hieß, und seinen Sitz zu Samaria hatte. — Diese Geschichte bietet uns mannichfaltigen Stoff zu nützlichen Betrachtungen, von denen wir nun einige ausheben wollen.

1) Die Bitte der Israeliten an Rehabeam durch ihre Abgeordnete, die bisher so drückenden und großen Auflagen zu vermindern, und sie mit mehr Schonung zu behandeln, als sein Vater Salomo

ge=

gethan hatte, war ganz und gar nicht unbillig: denn warum soll ein Volk, welches sich zu sehr beschwert fühlt; ein Volk, das die Früchte seines Fleißes und seiner Thätigkeit mehr andern überlassen muß, als sie selbst genießen darf; ein Volk, das kaum mehr die Forderung des Regenten befriedigen kann; warum soll es diesem bescheidene Vorstellung zu thun nicht berechtigt seyn? Warum sollen Kinder, wenn der Vater zu hart mit ihnen verfährt, ihn nicht fragen dürfen: „womit haben wir diese Härte verdient? Warum sollen sie nicht bitten dürfen: sey doch gütiger und gelinder gegen uns! Und es war löblich von den Israeliten gehandelt, daß sie nur durch bescheidene Vorstellungen und Bitten und nicht durch Trotz und Ungestümm eine Verminderung ihrer Auflagen zu erlangen suchten. — Noch rühmlicher wars, daß sie nicht gleich zu Drohungen ihre Zuflucht nahmen, oder dem König sogleich ihren Zehnten verweigerten. — Denn welchen Gewinn hat ein Volk davon, wenn es die Bande der Ordnung zerreißt? Wenn es die bisher bestandene Verfassung, sollte sie auch noch so fehlerhaft seyn, zerstöhrt? Wenn es eine völlige Umkehrung aller bisherigen Einrichtungen bewirkt? Werden nicht dann tausend Unschuldige in den allgemeinen Strohm des Verderbens hinabgezogen? Wird nicht dann das Eigenthum eine Beute habsüchtiger Räuber und das Leben eine Beute blutdürstiger Mörder? Wer vermag denn die zahllosen Ausschweifungen und Ungerechtigkeiten zu hindern, die täglich und stündlich begangen werden, wenn die Verbindung zwischen

Re-

Regenten und Unterthanen aufgehoben ist, wenn die Gewalt der Leidenschaft an die Stelle der Vernunft und des Rechts tritt? Trauriger Zustand, vor dem Gott jedes Land und jedes Volk bewahren wolle! Noch ist es besser auch eine fehlerhafte Verfassung und Verwaltung des Staates als gar keine haben; besser, sich auch den harten Druck den sie verbreitet, gefallen lassen, als mit Gewalt sich selbst davon befreien wollen; besser und christlicher, Unrecht leiden, als Unrecht thun. Wir können also nicht anders als es lobenswerth finden, daß das israelitische Volk auf dem Wege gütlicher Vorstellungen und Bitten, andere Gesinnungen in dem Herzen des Königs zu erwecken suchte.

Auch war der Fürst durchaus verpflichtet, ihre Wünsche zu erfüllen. Denn die Wahrheit wird wohl kein Vernünftiger in Zweifel ziehen, daß der Regent des Landes um seiner Unterthanen willen da sey, nicht aber diese um seinetwillen vorhanden seyen; das wird wohl niemand in Abrede stellen, daß jener die Pflicht auf sich habe, als der erste Diener des Staates für des Landes Beste zu wachen und thätig zu sorgen, und daß er nur in dem Grade die hohe Ehrerbietung, die tiefe Unterwürfigkeit, die dankbare Liebe, und die treue Anhänglichkeit verdiene, die man ihm erweißt, in welchem er seiner Bestimmung, Vater des Vaterlandes zu seyn, lebendig eingedenk ist, und nach allen Kräften sie zu erfüllen strebt. Hätte Rehabeam daran gedacht, was er seinem Volke, selbst der Absicht Gottes nach, seyn sollte, liebreicher Vater, gerechter Rich-

Richter, weiser Regierer, wachsamer Beschützer, muthiger Vertheidiger, und wohlthätiger Versorger; hätte er gewußt, auf welche Art er sich die Liebe und Achtung der Israeliten versichern sollte: Er würde ihnen eine ganz andre Antwort auf ihre Vorstellungen gegeben; er würde in ihnen seiner Würde nichts Nachtheiliges, für seine Person nichts Beleidigendes gefunden haben. —

Doch eben sein Benehmen dabei müssen wir nun näher ins Auge fassen. Wir können es zwar nicht tadeln, daß er die Sache in Ueberlegung nahm, und nicht auf der Stelle eine Antwort gab, die ihn hätte reuen können. Denn wenn man sich nicht sogleich entschließen kann, wenn der Gegenstand, über den man entscheiden soll, zu wichtig, zu folgereich ist; wenn das Wohl und Wehe andrer davon abhängt: warum soll man dann seine Entscheidung nicht aufschieben, bis man von allen Seiten die Sache betrachtet, und alles wohl geprüft hat? Warum soll man mit seiner Antwort nicht so lange warten, bis man sich fähig glaubt, am besten antworten zu können? —

Aber wenn Rehabeam den Israeliten zwar in dem Augenblick keine bestimmte Entscheidung, aber dagegen die freundliche, liebreiche Versicherung gegeben hätte: er wolle alle ihre gerechten und billigen Wünsche erfüllen, und sie so regieren, daß sie keine Ursache zur Unzufriedenheit und zu Klagen über ihn haben würden; hätte er da nicht im Voraus sie schon für sich eingenommen? hätte er dadurch nicht dem Sturme glücklich vorgebeugt, der bald

über

über ihn ausbrach? — Auch darinnen können wir sein Verfahren nicht misbilligen, daß er, da er sich selbst nicht für einsichtsvoll genug hielt, um die Sache für sich alleine zu entscheiden, erst die Meinung andrer hörte; Insbesondre aber, daß er die ältern Räthe seines Vaters fragte, die während seiner langen und glücklichen Regierung sein Vertrauen gehabt hatten. — Aber das können wir nimmermehr billigen, daß er ihrem weisem Rathe nicht folgte, sondern den jüngern Dienern die mit ihm aufgewachsen waren, mehr Einsicht, mehr Erfahrung, mehr Klugheit zutraute und von ihnen sich leiten ließ. — Halten wir gegeneinander, was beide ihm zu thun riethen, so werden wir bald finden, welcher Rath der bessere gewesen sey. Jene, die vertrauten Diener Salomos, meinten, es fordere sein eigenes Wohl, die Israeliten mit Schonung zu behandeln; dadurch würde er das unter der Asche bereits glimmende Feuer wieder auslöschen, und die zur Empörung ohnehin geneigten Gemüther wieder besänftigen. Wenn er aber Strenge gebrauchen wollte, so würde er, weit gefehlt, einen pünktlichen Gehorsam dadurch zu bewirken, sie nur desto mehr reitzen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und sie endlich ganz von sich abwendig machen. Die Geschichte aller Zeiten bestättigte die Richtigkeit dieses Raths, und er konnte, wenn er befolgt wurde, keine andre als gute Wirkung hervorbringen. — Diese aber, die jüngern Diener gaben ihm den Rath, auf die Klagen der Israeliten gar nicht zu achten, ihre Lasten nicht zu vermindern, sondern zu vermehren, und ihnen seine

Ab-

Absichten in den härtesten Ausdrücken zu erkennen zu geben. Er war unklug genug, diesen für den bessern zu halten, da er doch von unwissenden und unerfahrnen Jünglingen kam, die sich aber das Ansehen hoher Weisheit, und tiefer Menschenkenntniß zu geben wußten: Und der Erfolg war genau so, wie ihn jeder Vernünftige vorher sehen mußte. Jerobeam, ein Staatsdiener, und listiger Feldherr des vorigen Königs, benützte den widrigen Eindruck, den die Erklärung des Königs auf die Gemüther der Israeliten gemacht hatte, und bereitete eine völlige Empörung vor, die sich mit dem Abfall der zehn Stämme von der Familie Davids endigte. So wichtig ist es, ob man gute oder schlimme Rathgeber um sich hat. Wer keine Kenntniß, keine Erfahrung hat, wers nicht aufrichtig, und redlich mit uns meint, wer von Eigennütz und Selbstsucht beherrscht wird, kann unser Rathgeber nicht seyn; bald wird er aus Unwissenheit, bald aus Unerfahrenheit, bald aus Unredlichkeit, bald aus Eigennutz uns ins Unglück stürzen. Wer aber mit Weisheit und Erfahrung ein redliches Herz verbindet, verdient unser Vertrauen, verdient daß wir in wichtigen Angelegenheiten seine Meinung hören, verdient, daß wir sie befolgen, es wird uns nie reuen. Ja wir haben Ursache zu Gott zu beten:

Erwecke mir stets einen Freund,
Ders treu mit meiner Wohlfahrt meint.
Mit mir in deiner Furcht sich übt,
Mir Rath und Trost und Beispiel giebt.

16te Vorlesung.

1. Buch d. Könige 21.

Fern sey mein Leben jederzeit
Von aller Ungerechtigkeit!
Wie könnt' ich sonst der Deine seyn,
Und deiner Gnade, Gott mich freun?

Wer andern Schaden hat gethan,
Und irgend ihn erstatten kann,
Doch deß sich weigert, findet nicht
Vor dir Erbarmen im Gericht.

Auf Buße, die er meint zu thun,
Kann nie dein Wohlgefallen ruhn,
Wenn er nicht willig das ersetzt,
Womit er andrer Recht verletzt.

Herr, gieb, daß ich deß eingedenk
Durch Unrecht niemahls andre kränk!
Du bist gerecht! Dieß sey auch ich!
In diesem Sinne stärke mich!

1. Buch d. Könige 21. (Ganz gelesen)

Der Samaritanische König Ahab wünschte von Naboth einen Weinberg, der an die Gärten seines Pallastes stieß, um sich daraus einen Kohlgarten zu bereiten. Er wollte ihm dafür entweder ein andres Stück Landes von größerm Werthe, oder Geld geben. Naboth aber konnte es nicht von sich erhalten, ein Erbgut, das seine Vorfahren vor langer Zeit schon besessen hatten, zu veräusern, und schlug den König seine Bitte ab. Mismuthig darüber

kam

kam Ahab nach Hause. Isabel, seine Gemahlin, fragte ihn um die Ursache seines Mismuths. Er entdeckte sie ihr. Sey du gutes Muths, sagte das verschlagene Weib, ich will dir den verlangten Weinberg schon verschaffen. Sie hielt auch Wort. Ein Brief von ihr mit des Königs Siegelring forderte die Obrigkeitlichen Personen des Städtchens Jesreel, wo Naboth wohnte, auf, ein allgemeines Fasten zu veranstalten, falsche Zeugen zu dingen, die aussagen sollten: Naboth habe Lästerworte gegen den König ausgestoßen, und dadurch sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht, wodurch er die Strafe des Steinigens verdient habe. Alles erfolgte ihrem Befehl gemäß, und Naboth wurde als ein Unschuldiger auf die Aussage erkaufter Zeugen wirklich gesteinigt. — Die Königin erhielt nun von dem glücklichen Erfolg ihres abscheulichen Anschlags Nachricht. Mache dich auf, sagte sie im Tone des Frohlockens zu Ahab, und nimm den Weinberg ein, den du gewünscht hast — denn Naboth ist nun todt — aber ihr Triumph war nur von kurzer Dauer. — Elias, ein Mann ohne Menschenfurcht, kündigte dem gottlosen König die ihm nicht allein um dieses Mords, sondern um vieler anderer Verbrechen willen bevorstehende Strafe an, die seine ganze Familie, unter der auch nicht ein rechtschaffnes Glied war, treffen würde.

Wir wollen aus dieser Geschichte einige Betrachtungen ausheben, die für uns nützlich und lehrreich seyn können.

Auch

1) Auch ein an und für sich unschuldiger Wunsch, eine an sich erlaubte Lieblingsneigung, kann doch den Menschen zu manichfaltigen Ungerechtigkeiten, zu den sträflichsten Verletzungen seiner Pflicht verleiten; wenn jener Wunsch so stark und mächtig ist, daß er glaubt, er könne nicht glücklich seyn, ohne ihn befriedigt zu sehen. So bald er Hindernisse findet, sucht er sie, es koste was es wolle, aus dem Wege zu räumen, und überlegt nicht, ob die Mittel, deren er sich dabei bedient, auch rechtmäßig seyen. — So war der Wunsch des Königs Ahab den Weinberg Naboths, der an seinen Pallast stieß, zu besitzen, um sich einen Kohlgarten daraus zu bereiten, an sich nicht sträflich, zumahl da er ihm dafür ein andres Stück von noch größerm Werthe, oder Geld, so viel er dafür mit Recht würde fordern können, geben wollte. Denn bis hieher finden wir in seinem Verfahren noch nichts Verwerfliches. Er erlaubte sich auch keine Gewaltthätigkeit gegen das Eigenthum eines seiner Unterthanen, sondern wollte auf dem Wege einer gütlichen Uebereinkunft zu seinem Ziele gelangen. Aber da ihm nun der Besitzer dieses Grundstücks erklärte, er könne sich nicht davon trennen, ohne seine Vorfahren im Grabe zu beleidigen, so hätte er von seinem Wunsche abstehen sollen: zumahl da es ihm, dem Könige, ja nicht an Lustgärten und Häusern wird gefehlt haben, da er so viele andre Vergnügen sich hätte schaffen können, wenn er auch dieß eine hätte entbehren müssen; da es vielleicht den ganzen Reichthum Naboths ausmachte, und seine Wohnung umgab;

da Ahab sah, wie werth durch einen langen Besitz ihm dieser Weinberg geworden; da er sah, daß er aus Achtung gegen seine längst entschlummerten Väter es nicht vermissen könne und wolle! — Aber der König wird unmuthig — Die Weigerung Naboths beleidigt ihn; der Grund seiner abschlägigen Antwort will ihm nicht genügen, und er kann seinen Verdruß auf keine Weise verbergen. Dabei erinnert er sich denn auch seiner königl. Gewalt, die der Unterthan besser hätte achten und schonen sollen. Kurz er ist im höchsten Grade erbittert, seine Hoffnung vereitelt zu sehen, und verfällt vielleicht beim Weggehen auf allerlei Gedanken und Mittel, seinen Lieblingswunsch dennoch zu befriedigen. An seinem Beispiel sehen wir, wie gefährlich es ist, einen solchen Wunsch in der Seele zu hegen, den man glaubt, befriedigen zu müssen, und ohne dessen Erfüllung das Leben selbst keinen Werth mehr für uns zu haben scheint. — Man ist dann auf dem mislichen Wege selbst durch List, oder mit Gewalt zu seinem Ziele zu gelangen, und die Stimme der Gerechtigkeit verstummt gänzlich, wenn man blos auf die heftigen Forderungen der Neigung hört. Ahab ist für jeden ein warnendes Beispiel, jeden Wunsch zu unterdrücken, von dem es zweifelhaft ist, ob man auf eine erlaubte Art ihn werde befriedigen können.

2) Ein böser Mensch, der sichs einmahl vorgesetzt hat, seine Absicht zu erreichen, wird auch, zumahl, wenn er viel Verstand besitzt, in sich selbst Mittel genug darzu finden. Wir sehen dieß in der Gemahlin des Königs Ahab. Ihr machte es nicht

im

im Geringsten Kummer, daß der Wunsch ihres Gemahls nicht erfüllt worden war, obgleich ihr Stolz sich beleidigt fand: denn sie wußte schon wie sie ihm doch zu dem Besitze des ersehnten Gutes verhelfen wollte. Wie sie es anfieng, das sagt die Geschichte. Sie misbrauchte den Namen und die Gewalt des Königs; verlangte von der Obrigkeit Jesreels ein Verbrechen, um auf diesen schändlichen Weg einen Unschuldigen ums Leben zu bringen. Wie erfinderisch ist doch die Bosheit des Menschen, wenn es ihm um weiter nichts als um die Ausführung seiner Plane zu thun ist. — Bald sind es offenbare Lügen, denen er die Maske der Wahrheit giebt, durch welche er sich ein endliches Gelingen verspricht. Bald ist es der sträflichste Meineid, denn wer blos seine eigennützigen Entwürfe im Auge hat; wer einmahl es sich vest vornimmt, seinen Zweck zu erreichen, es gehe wie es wolle; — was sollten dem Schwüre und Betheurungen gelten. Wie leicht wird es ihm, sich über alle Bedenklichkeiten des Gewissens hinwegzusetzen! Ein Hirngespinst ist ihm die Furcht vor Gott, und vor der, den Meineidigen, wie jeden andern Bösewicht unausbleiblich treffenden Strafe; — bald sind es Bestechungen, zu denen er sich erniedriget. — Gewinnt er nur mit seinem Gelde die Habsucht derer, deren er sich als Werkzeug bedienen kann, was sollte ihm willkommner seyn? Bald sind es verabscheuungswürdige Gefälligkeiten und Dienstleistungen, zu denen er sich gegen solche versteht, die ihm wieder in seinen eigenen verruchten Angelegenheiten unterstützen kön-

können; bald ist es sogar heimlicher Mord. Denn wie wenig ist einem Menschen das Leben seiner Brüder heilig, die ihm in der Ausführung seiner abscheulichen Unternehmungen vielleicht alleine im Wege stehen, und mit deren Tode alle Hindernisse verschwinden. Lasset uns, meine Geliebten, in unserm ganzen Thun und Lassen immer zuvor prüfen, ob die Absicht, die wir uns vorgesetzt haben, an sich gut und unverwerflich sey, und dieß können wir am leichtesten erfahren, wenn wir darauf merken, ob unser Gewissen nicht das mindeste dagegen einzuwenden habe; ob es gar keine Erinnerung, keine Warnung uns gebe, ob es gänzlich zufrieden damit sey. Ist unsre Absicht lauter und unsträflich, ist, was wir thun wollen, gerecht: dann müssen wir auch prüfen, ob die Mittel, deren wir uns bedienen wollen, erlaubt und rechtmäßig seyen. Denn wäre unser Zweck noch so edel, und die Mittel könnten nicht gut geheißen werden, so wären wir immer verdammlich vor Gott und Menschen; so würden wir mit allen unsern guten Absichten dennoch unter die Missethäter gehören, denen einst der Richter der Welt gebieten wird: weichet alle von mir! ich habe Euch noch nie erkannt.

Fern sey mein Leben jederzeit
Von aller Ungerechtigkeit;
Wie könnt ich sonst der Deine seyn
Und deiner Gnade Gott mich freun.

17te Vorlesung.

Fortsetzung.

1. B. d. Könige 21.

Aller meiner Brüder Rechte
Sollen Gott! mir heilig seyn!
Wenn ich sie zu kränken dächte,
Ihres Kummers mich zu freun,
Ueber sie mich zu erheben,
Oder üppiger zu leben:
Welchen Haß verdient, ich nicht
Welch ein schreckliches Gericht!

Stets will ich gerecht und billig
Gegen alle Menschen seyn.
Keinen drücken, lieber willig
Jeden, der mich kränkt, verzeihn.
Hab ich Macht: ich will sie nützen,
Die Bedrängten zu beschützen,
Eilen, wo Verlaßne flehn,
Ihnen liebreich beizustehen.

1 B. d. Könige 21.

Wir fahren heute in unsern Betrachtungen über die schreckliche Geschichte jener an Naboth verübten Ungerechtigkeit, und des an ihm begangenen abscheulichen Mords, fort, wovon uns das 21te Kapitel des Buchs der Könige Nachricht giebt. —

Was uns in dieser Erzählung sogleich auffallen, und mit gerechtem Unwillen und empörendem Abscheu gegen Jesabel, die Gemahlin des Königs Ahabs, erfüllen muß, ist der Gedanke, wie wenig diese Frau ihre heiligen Pflichten als Gattin beob-

bachtete. Wenn ihr Mann ihr die Nachricht hinterbrachte, Naboth habe sein Anerbieten nicht angenommen, und darüber entrüstet war, so konnte sie, wenn sie ihrer Pflicht eingedenk gewesen wäre, vielleicht das Unheil verhüten, das über den Unschuldigen in der Folge ausbrach. Sie durfte den beleidigten König nur mit aller Liebe und Sanftmuth Vorstellungen thun; durfte ihn an die Unverletzlichkeit des Eigenthums erinnern; durfte ihn auf die Ungerechtigkeit aufmerksam machen, die er zu begehen im Begriff war; durfte ihm sagen, wie er, als König, vorzüglich ein Beförderer und Beschützer des Rechts seyn sollte; durfte ihm nicht verschweigen, welch ein schlimmes Beispiel er allen seinen Unterthanen gäbe, wenn er selbst keine Achtung gegen die Gesetze hätte. Und diese Vorstellungen, diese Bitten, diese Ermahnungen, diese Warnungen, die alle aus einem liebevollen Herzen kamen, würden gewiß, wenn Ahab nicht ganz verdorben war, Eindruck gemacht, und ihn von seinem Vorhaben abgebracht haben. Aber weit entfernt dieß zu thun, sinnt sie vielmehr auf Mittel, den Lieblingswunsch ihres Mannes zu erfüllen. — So sollen Personen, die durch die Bande der ehelichen Liebe verbunden sind, nicht handeln, nicht einander Vorschub thun, das Böse was das Eine oder das Andre im Sinne hat, auszuführen. Wie könnten sie da noch die treusten Freunde seyn, die sie seyn sollen? Sondern einander warnen, und mit Sanftmuth und Liebe ergreifen, wenn das Eine oder das Andre sich von dem Wege des Rechts verlaufen will. Wie

Bayerische Staatsbibliothek München

viel Uebels könnte, wenn sie ihrer Pflicht stets eingedenk wären, und mit aller Sorgfalt sie erfüllten, gehindert, wie mancher verderbliche Anschlag vereitelt, wie manches Gute befördert werden! — Lasset uns, spricht die heilige Schrift, uns unter einander unsrer selbst wahrnehmen mit Reitzen der Liebe zu guten Werken: Liebe Brüder, so jemand von einem Fehler übereilt werde, so helft ihm wieder zurecht, mit sanftmüthigen Geiste.

2) In keinem Lande, dieß ist eine andre Betrachtung, worauf uns diese Erzählung von Ahabs Ungerechtigkeit, und Meuchelmord führt, fehlt es an solchen Niederträchtigen, die aus Gefälligkeit gegen ihre Obern sich sogar ein Verbrechen erlauben. — Was war herabwürdigender für eine Ortsobrigkeit, als die im Namen des Königs an sie ergangene Aufforderung und Zumuthung, die Einleitung zu treffen, daß Naboth als ein Verbrecher der beleidigten Majestät erscheinen mögte. Wie hätten die Vorsteher der Gemeine nun handeln, hätten sie nicht eine solche Zumuthung mit Unwillen verwerfen, und sich dreiste auf ihr Amt berufen sollen, welches ihnen die Beschützung des Unschuldigen zur Pflicht machte? Hätten sie nicht, auch wenn sie sich des Königs Ungnade und Zorn zugezogen hätten, dennoch Gott mehr als Menschen fürchten sollen? Aber was thun die feigen Miethlinge, die es vergessen, daß ihnen das Wohl ihrer Mitbürger nur darum anvertraut war, damit sie es gewissenhaft in Acht nähmen, und bewahrten ? Es ist, dachten sie wohl, des Königs Befehl und Wille:

man muß gehorchen. Sie handeln also genau nach der ihnen gegebenen Vorschrift, und werden elende Werkzeuge zur Ausführung der blutdürstigen Anschläge Jesabels. Wie weit erniedrigt sich doch der Mensch, wenn er sich in seinen Handlungen durch allerlei eigennützige Rücksichten bestimmen läßt. Welcher Verbrechen ist er dann nicht fähig, wenn er mehr auf Menschen als auf Gott achtet! Bald wird ihn die Furcht vor einen Großen, Reichen und Mächtigen hindern, seiner Pflicht mit allem Ernste wahrzunehmen — denn er könnte sich ja diesem zum Feinde machen, und wie viel Schaden könnte für ihn daraus entspringen! — Bald wird die Schmeichelei Andrer seine Eigenliebe und Eitelkeit bestechen, daß er seine Schuldigkeit nicht thut, oder sich vielleicht gar zu verwerflichen Handlungen von ihnen misbrauchen läßt. Bald wird er durch ihre scheinbare Gefälligkeiten verleitet, ihnen in ungerechten Absichten wieder zu dienen. Und in allen diesen Fällen vergißt er das Gebot der heiligen Schrift: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Sollte selbst ein Mächtiger etwas von uns verlangen, was wir mit gutem Gewissen nicht thun können, so laßt uns ohne alle Furcht, ohne alle Rücksicht auf die unangenehmen Folgen die für uns daraus entspringen könnten, vor sie hintreten, und ihre Zumuthung zurückeweisen. Das Gebot der Pflicht, als Gottes Gebot, muß uns über alles theuer seyn. Fürchte Gott, thue Recht und scheue niemand. Dieß sey auch unser Wahlspruch, von dem wir nie abweichen wollen.

Endlich sehen wir auch noch aus dieser Erzählung, wie für keine böse That die Strafe ausbleibt, wenn sie gleich nicht immer auf der Stelle kommt. Könige selbst, wenn sie auch über sich keinen höhern Richter erkennen, sind doch, sobald sie Unrecht thun, nicht von der Strafe frey, die der Regent der Welt mit der Abweichung von seinen Geboten verbunden hat. Was half es denn dem Ahab, daß er endlich zum Ziel seines Wunsches gelangt war? Hatte er durch den Zuwachs an Gärten und Weinbergen, auch seine Zufriedenheit und Glückseeligkeit vermehrt? Stand es wirklich um sein geistiges Wohlseyn besser? Wir dürfen nicht glauben, daß sein Gewissen so ganz geschwiegen, daß es sogar keinen Vorwurf ihm gemacht habe; daß sogar kein beunruhigender Gedanke in ihm erwacht sey, wenn er den Weinberg des gesteinigten Naboths betrat. Sollte nicht sein blutiges Bild vor seine Seele getreten seyn, und ihn in seinen Freudengenuß schrecklich gestöhrt haben? Doch diese innere Strafe wars nicht allein — Elias, der Diener Gottes, ein Mann, der keine Furcht vor Königen kannte, hielt ihm seine schwarze That ohne alle Schonung vor, und kündigte ihm die Strafe, die ihn und sein ganzes Haus treffen würde, an. Besonders sollte das Recht der Wiedervergeltung an der gottlosen Jesabel unausbleiblich ausgeübt werden. Wie scheu und furchtsam war nun der sonst trotzige König! Jeden Augenblick erwartete er das ihm angedrohte Ungewitter, das über ihn ausbrechen würde, und selbst in seiner Todesstunde konnte er nicht mit getrostem

Muth sterben. — O so laßt uns denn dem glücklichen Laster seine Triumphe nicht misgönnen! Sein Frohlocken verwandelt sich bald oder spät in Klagetöne der Verzweiflung. Bleibe der Verbrecher auch von aller äussern Strafe frey, in sich selbst trägt er den Wurm, der ewig an seiner Zufriedenheit nagt; In sich selbst nährt er eine Flamme, die ewig nicht verlischt. Und welcher schrecklichen Zukunft geht er entgegen! denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, das verborgen ist, es sey gut oder böse. Wer auf sein Fleisch, wer seinen bösen Begierden folgt, wird von dem Fleische das Verderben ernten, wer aber auf den Geist säet: wer den Vorschriften der Vernunft und des Gewissens folgt, wird von dem Geiste das ewige Leben ernten.

Des Lasters Pfad ist Anfangs zwar
Ein schöner Weg durch Auen,
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt Schweiß und Mühe blicken,
Doch weiter fort führt er zum Heil
Und endlich zum Entzücken.

18te Vorlesung.

Des Lasters Pfad ist Anfangs zwar
Ein schöner Weg durch Auen,
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt Schweiß und Mühe blicken,
Doch weiter fort führt er zum Heil
Und endlich zum Entzücken.

1te Psalm.

Wohl dem, der an der Missethäter Rath
Nicht Antheil nimmt; den Weg der Sünder nicht betritt;
Nicht in dem Kreis der Spötter sitzt;
Der an des Herrn Gesetz Gefallen hat,
Und Tag und Nacht von ihm sich unterhält!
Er ist dem Baume gleich, gepflanzt an Wasserbächen,
Der seine Früchte bringt zur rechten Zeit.
Nie welken seine Blätter, und was er trägt geräth,
Doch anders steht es mit den Missethätern,
Sie sind wie Spreu, die von dem Wind zerstreuet wird,
Denn im Gericht vor Gott besteht kein Missethäter,
In der Gemeine der Gerechten kein Verbrecher,
Den Weg des Tugendhaften kennt der Herr,
Den Missethäter führt sein Weg nur ins Verderben.

Dieß ganze schöne Lied ist eine kräftige Empfehlung der Tugend durch die Darstellung der herrli-

lichen Früchte die sie dem Menschen gewährt, und durch die Schilderung des tiefen Elends, in welches eine lasterhafte Gesinnung ihn unaufhaltsam stürzt. Um nun die Wahrheit: „Die Tugend macht glücklich, das Laster elend," recht zu versinnlichen und dadurch den Eindruck derselben mehr zu verstärken, braucht David zwei sehr passende Bilder, um das Leben des Tugendhaften und des Lasterhaften vor das Auge zu stellen. Jenen vergleicht er mit einem Baume, der an Wasserbächen gepflanzt ist. So wie es diesem nie an Nahrungssäften fehlt, so gebricht es auch dem Tugendhaften nicht an dem, was seine rechtschaffene Gesinnung nähren und stärken kann; es mangelt ihm nicht an dem, was er zum tugendhaften Handeln nöthig hat; er findet immer Antriebe genug zur gewissenhaften Wahrnehmung seiner Pflicht. Diese Antriebe geben ihm theils die Betrachtung, daß die Tugend alleine dem Menschen einen Werth in den Augen Gottes verschaffen kann, sonst nichts in der Welt, was nur das Glück ihm verleiht; theils die Empfindung der unaussprechlichen Seeligkeit, die jeder hier schon kostet, der ihren heiligen Gesetzen huldigt. Denn sie allein macht das Herz zufrieden und getrost; sie allein giebt uns Zuversicht zu Gott; sie allein läßt uns ruhig jedes Schicksal erwarten, und hilft uns selbst das Grauen des Todes besiegen. Warum sollte nun der Mensch sie nicht als das höchste Gut verehren? Theils findet er endlich auch selbst in den Widerstand von innen und aussen, in dem unaufhörlichen Kampfe mit Versuchungen, Hindernißen und Schwierigkeiten,

die

die sich als furchtbare Feinde auf seinem Wege lagern, eine Nahrung seiner Tugend, denn jede neue Gefahr erhöhet seinen Muth; jeder errungene Sieg vermehrt seine Kraft; jeder glücklich vollbrachte Vorsatz stärkt sein Vertrauen auf sich selbst. Wie treffend ist also das Bild, das David von dem Tugendhaften aufstellt: Er ist dem Baume gleich, gepflanzt an Wasserbächen.

Aber nicht weniger treffend ist auch der andre Zug dieses Bildes. So wie ein solcher Baum ein blühendes Ansehen hat, durch seinen kräftigen Wuchs, durch seine grünen Blätter, durch seine schlanke Gestalt, schon das Auge des Wanderers fesselt, und ihn unter seinen kühlenden Schatten, wenn die Sonnenhitze ihm auf den Scheitel brennt, einladet; so wie er süße wohlschmeckende Früchte trägt, an denen sich der Ermattete labt: so ist auch der Lebensbaum der Tugend reich an den schönsten Früchten. Weit um sich her verbreitet der Tugendhafte seine wohlthätige Wirksamkeit. In seiner Nähe fühlt sich der Unglückliche durch seine Hülfe weniger elend; durch seinen Trost der Traurige aufgeheitert; von seiner milden Hand der Hungerige gespeiset, der Durstige getränkt, der Nackte gekleidet; jeder Verlaßene hat an ihm einen Freund, einen Wohlthäter. Süß sind die Früchte von dem an Wasserbächen gepflanzten Baum; aber herrlicher sind die Früchte, welche der Baum der Tugend trägt. Denn sie sind, wie sie selbst unvergänglich.

Das Leben des Lasterhaften ist ebenfalls unter einem Bilde dargestellt. Die Missethäter, sagt David,

vid, sind wie Spreu, die von dem Wind zerstreuet wird. In der That ein sehr treffendes, die Sache richtig bezeichnendes Bild. Spreu ist nur die Hülle des Getraides, welche, da sie leichter Art ist, von dem Winde aufgegriffen, und fortgeführt wird. Sie wird daher auch wenig geachtet, weil sie keinen innern Werth hat. Man giebt sie nicht selten den Winden preis, die sie hier- und dorthin zerstreuen: so ist es mit dem Lasterhaften. Er hat vielleicht die Hülle, das Aeussere der Tugend, den Schein eines gottseeligen Wesens, aber er verläugnet seine Kraft. Sein ganzes Thun und Lassen ist ohne Gehalt und Werth, und daher auch vor Gott nicht geachtet. Denn die Früchte die der Baum der Sünde trägt, sind giftig für den, der sie genießt, und verderblich für alle, die in seiner Nähe leben. Das was der Sünder thut, zerstöhrt seine eigene Zufriedenheit und Glückseeligkeit, und ist zerstöhrend für die Zufriedenheit und Glückseeligkeit andrer Menschen.

Wie werthlos und verachtet ein solcher Elender vor Gott sey, und selbst vor bessern Menschen, zeigt David in folgendem Verse. Denn im Gericht vor Gott besteht kein Uebelthäter; in der Gemeine der Gerechten kein Verbrecher. Wenn Gott, will er sagen, als Richter erschiene, und ihre Thaten auf gerechter Waage abwägen würde, so könnten sie unmöglich vor ihm bestehen; sie könnten durch den äussern Schein seinen Scharfblick nicht täuschen; ihr lasterhaftes Leben müßte ihm offenbar werden. Sie würden sich weder entschuldigen noch rechtferti-

gen

gen können. Vor seinem Richterstuhl würden sie jene Künste nichts helfen, die vor den Schranken so manches weltlichen Richters, der es vergißt, daß er an Gottes statt das Recht zu sprechen habe, oft so gute Dienste thun, wenn sie durch Lügen und Läugnen, durch Meineid und Bestechungen die Strafe von sich hinweg und auf andre wälzen. Denn er der Allwissende schaut in die verborgensten Tiefen des Herzens, — und sie werden nur um so strafbarer vor ihm, je mehr sie sich Mühe geben, ihre lasterhafte Gesinnung zu verbergen. — Ja nicht einmahl in der Gemeine der Gerechten kann der Verbrecher bestehen. Er kann sich in ihr nicht erhalten. Seine Handlungsweise ist mit der ihrigen in offenbaren Widerspruche. Ein anderes Ziel verfolgen sie, ein anderes er. Kein Tag vergeht, wo nicht durch seinen Frevel die Ordnung und Ruhe gestöhrt wird. Wie können sie mit ihm Gemeinschaft haben? — Zuletzt noch ein ernstes Wort, beherzigungswerth für den Frommen und den Sünder: den Weg der Gerechten kennet Gott, den Missethäter führt sein Weg nur ins Verderben. Alles, was der Mensch thut, heißt sein Weg; alle seine Unternehmungen und Geschäfte. — Gott kennt nun jeden Weg, den er einschlägt, er weiß es nicht nur, wenn er den Pfad der Rechtschaffenheit wandelt, wenn er das heilige Gebot der Pflicht unverletzt bewahrt, sondern er betrachtet ihn auch dabei mit väterlichen Wohlgefallen; und läßt seine Unternehmungen, weil sie rechtmäßig und wohlthätig sind, gelingen. Der Missethäter wandelt aber auf einen höchst gefährlichen Pfade.

Zwar bieten sich ihm auf demselben mancherlei Freudengenüße dar, denen er sich ohne weitere Prüfung in die Arme wirft; es schimmern ihm mancherlei irdische Vortheile entgegen, nach denen er begierig hascht. — Er wird dadurch geblendet, und geht ohne Bedenken immer weiter fort. Aber bald fühlt er sich in die Lüste so sehr verstrickt, daß es ihm geht, wie dem Wandrer, der sich in einen großen finstern, dicht verwachsenen Wald so sehr verirrt hat, daß jeder Schritt vorwärts ihn die Rückkehr fast unmöglich macht. Ermattet von Hunger und Durst, entkräftet am Körper und Geist, gepeinigt von steter Furcht, ein Raub von wilden Thieren zu werden, sinkt er nieder, und wenn ihm nicht eine wohlthätige Hand sich anbietet, ihn aus diesem Labirinthe zu führen, ist er vielleicht völlig verlohren. — Wie wahr ist es doch:

So süß das Laster ist, so giebts doch keinen Frieden,
Der Tugend nur allein hat Gott dieß Glück beschieden.
Ein Mensch, der Gott gehorcht, erwählt das beste Theil,
Ein Mensch, der Gott verläßt, verläßt sein eignes Heil.

19te Vorlesung.

Du bists, dem Ehr und Ruhm gebührt
Und das, Herr, bring ich dir;
Mein Schicksal hast du stets regiert,
Und stets warst du bei mir.

Dir dank ich, Herr, daß die Natur
Mich nährt und mich erfreut;
Ich schmeck in jeder Creatur,
Gott, deine Freundlichkeit.

Lobt Gott in seinem Heiligthum,
Erheb ihn, Volk des Herrn!
Die Erd ist voll von seinem Ruhm.
Er hilft und rettet gern.

Er hilft, und läßt die Traurigkeit
Bald vor uns über gehn;
Will uns nach kurzer Prüfungszeit
Zum ew'gen Glück erhöhn.

Psalm. 34.

Ich will den Herrn loben allezeit
Und immer sey dein Lob in meinem Munde!
Des Herrn will ich mich rühmen,
Vernehmts, Unglückliche, und freuet euch!
Vereinigt Euch mit mir, Jehoven zu erheben!
Zu ihm rief ich, und er erhörte mich,
Befreite mich aus aller meiner Furcht.
Wer sehnsuchtsvoll sein Aug zu ihm erhebt,
Der wird erfreut, und Schande röthet nie sein Angesicht.
Jehova hörte diesen Leidenden, der zu ihm rief.

Des Herrn Engel lagern sich um seine Freunde
Und retten aus Gefahren sie.
O schmeckt und seht, wie gut Jehova ist!
Wohl dem der auf ihn traut!
Ihr, seine Heil'gen, fürchtet ihn!
Denn wer ihn fürchtet, leidet keinen Mangel,
Die Gott'sverächter aber müssen hungern.
Jehovens Freunden fehlts an keinem Gute.
Ihr Kinder, kommt, und höret mich!
Ich will die Furcht des Herrn euch lehren,
Wer wünscht nicht gerne langes Leben?
Wer wünscht nicht gerne gute Tage?
Bewahre deine Zunge vor dem Bösen,
Und deine Lippen vor Betrug.
Laß ab vom Laster, übe Tugend;
Such Eintracht, streb ihr eifrig nach,
Jehovens Auge merkt auf Redliche
Und seine Ohren auf ihr Flehn.
Im Zorne blickt er hin auf Uebelthäter,
Zu tilgen von der Erde ihr Gedächtniß.
Jehova hört die Redlichen, die rufen,
Und rettet sie aus aller ihrer Noth.
Der Herr steht den Verzagten bei
Und den gesunknen Muth erhebt er wieder.
Der Redliche hat zwar der Leiden viel,
Doch rettet ihn Jehova aus dem Allem,
Und alle sein Gebein bewahret er,
Daß auch nicht Eins davon zerbrochen wird.
Den Frevler bringt das Unglück um,
Verurtheilt wird der Feind des Redlichen.

Der

Der Herr erlöst das Leben seiner Freunde,
Und keiner wird verdammt, der ihm vertraut.

Die Veranlassung zu diesem schönen Liede, in welchem sich so deutliche Spuren eines vesten Vertrauens auf die Hülfe Gottes offenbaren, war die Flucht Davids vor seinem Verfolger, Saul, und seine Errettung von den Nachstellungen des Königs Achis, dessen argwöhnischem und tückischem Herzen nicht zu trauen war, und dem er nur durch eine geschickte Verstellung entgehen konnte. Die Geschichte in ihrem ganzen Zusammenhang lesen wir in dem 21 Cap. des 1sten Buchs Samuelis. Es war ein glücklicher Gedanke, der ihm durch die Seele fuhr, sich in der Gegenwart eines so verrätherischen Fürsten rasend zu stellen, dadurch ihn zu täuschen, und sein Leben, das zu großen Absichten bestimmt war, zu sichern. — Auch nachdem die drohende Gefahr vorüber war, behielt er jene Auftritte in lebhaften Andenken, und dieses Lied, in dem er seinen kindlichen Dank gegen Gott zu Tage legte, zeigt deutlich genung, daß er jenen Einfall, dem er seine Rettung zuzuschreiben hatte, als von Gott unmittelbar abstammend, betrachtete. Fassen wir den Inhalt dieses Psalms in wenige Worte zusammen, so können wir ihn kurz so ausdrücken. Der Tugendhafte findet in der Noth an Jehoven einen Freund und Beschützer, der ihm beisteht, und aus Gefahren ihn rettet; der Lasterhafte aber geht darinnen endlich unter, wenn es auch seiner List bisweilen gelingt,

lingt, ihr zu entrinnen. — Zuletzt kommen noch Aufforderungen zu einem tugendhaften Leben, und die Beweggründe darzu. Uns bieten sich mancherlei lehrreiche Bemerkungen über diesen Psalm dar, auf die wir nun unser Nachdenken richten wollen:

1) Wenn David seine Errettung aus der Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, der unmittelbaren Hülfe Gottes zuschreibt, da er doch es selbst war, der sich rettete, so müssen wir hiebei nur nicht vergessen, daß es die Denkart Morgenländischer Weisen war, alles als Wirkung der Macht Gottes zu betrachten, wenn es gleich durch die Kräfte der Natur gewirkt wird; daß es mit zu dem Wesen der Dichtung gehört, dem Leblosen Leben und Bewegung zu ertheilen, das Uebersinnliche zu versinnlichen, und überall Boten und Diener des Höchsten zu erblicken, die seine Befehle ausrichten, sollten gleich dieß nur die Elemente seyn, die bald zu unserm Schaden bald zu unserm Wohlseyn thätig sind.

Warum sollte also nicht David den glücklichen Gedanken, sich vor Achis, der Böses gegen ihn im Sinne hatte, zu verstellen, als ein ihm von Gott selbst geoffenbartes Mittel zu seiner Rettung betrachten, da es über alle seine Erwartung ihm so herrliche Dienste that? Stammt nicht des Menschen Vernunft von Gott? Ist sie nicht ein Ausfluß von dem alles durchdringenden und belebenden Lichte desselben? Lehrt er nicht, wie David an einem andern Orte sagt, die Menschen, was sie wissen? Diese Ansicht, die er von jenem glücklichen Einfall hatte, munterte ihn auch zu einer um so größern Dankbar-

keit auf, — wie hätte er nicht tief gerührt werden sollen, wenn er erwog, der Höchste selbst habe sich zu seiner Hülfe wirksam bewiesen. Doch verdient es nicht minder unsern kindlichen Dank, wenn wir auch auf natürlichen Wegen von einer Noth befreit, aus einer Gefahr errettet werden. Denn ist es nicht der Allmächtige der die Herzen der Menschen in seiner Gewalt hat, und sie lenkt wohin er will? Ist er es nicht, der selbst oft uns in Fremden und Unbekannten Freunde finden läßt? Ist er es nicht, unter dessen Leitung alle Umstände stehen, und der sie unter sich weise verbindet, so daß seine väterlichen Absichten, allen Hindernissen zum Trotze, erreicht werden müssen? Er erweckt dem David einen Jonathan, der ihn gegen seines Vaters blutdürstige Anschläge in Schutz nahm. Er führt den Joseph auf wundervollen Wegen in Aegypten zu den höchsten Ehrenstellen; um durch ihn seiner Familie und einem ganze Volke große Wohlthaten zu erweisen. Er veranstaltet es, daß wenn auch zwey Menschen vor dem unter die Mörder Gefallenen vorübergehen, doch endlich ein Samariter kommt, und sich des Unglücklichen erbarmt. Der Gerechte zage nur im Unglücke nicht, und wenn er in allen Fällen gethan hat, was Pflicht und Gewissen fordern — dann kann auch er mit David sagen: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den größten Nöthen, die uns treffen können. — Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt untergienge, und die Berge mitten ins Meer sinken. — 2) Eine andre Betrachtung. Ist es eine nicht zu bezwei-

felnde Wahrheit, was unser Psalm sagt: die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten, und seine Ohren merken auf ihr Schreien; aber das Antliz des Herrn stehet über die so Böses thun, daß er ihr Gedächtniß ausrotte, von der Erde. Wer wollte nicht in dieser Ueberzeugung eine mächtige Aufforderung zu einem unsträflichen Wandel finden? Es ist der Allwissende, der auf das Thun und Lassen aller Menschen mit forschenden Blicken achtet. Väterliches Wohlgefallen leuchtet aus seinem Auge, wenn es bemerkt, daß seine Kinder ihn kindlich scheuen, seinen Willen ehrfurchtsvoll achten, gewissenhaft und treu in ihrem Berufe sind. — Und wie sollten sie sich nicht in dem Bewustseyn einer solchen Aufsicht höchst glücklich fühlen! — Aber mit welchem Auge sieht er auf die Bösen? In seinen Blicken ist die tiefste Verachtung, der lebendigste Abscheu ausgedrückt, der ihren ganzen Wandel mit Recht trifft. Denn sind sie nicht kühne Verächter seines heiligen Willens? Sind sie nicht undankbare Kinder, die seine Wohlthaten nicht rühren? Sind sie nicht freche Empörer gegen seine heilsame Anordnung und Gesetze in der moralischen Welt? Sind sie nicht Stöhrer der Ruhe und Freude ihrer Mitbrüder? Sind sie nicht Feinde ihrer eignen Wohlfahrt? Wie können sie bei solchen Gesinnungen seiner Liebe würdig seyn! Wie können sie bei solchen Handlungen, die Gesetze und Ordnungen verlezen, auf sein Wohlgefallen rechnen? Das Zornantliz des Herrn, dieß ist ein ernstes unserer Beherzigung werthes Wort, sieht auf die so Böses thun, daß

er ihr Gedächtniß ausrotte von der Erde. Wollen also auch wir leben und gute Tage sehen; wollen auch wir mit einem furchtlosen Herzen an Gott denken; wollen auch wir von dem Allmächtigen uns lauter Gutes versprechen; wollen auch wir seiner Liebe in dieser Welt, und dort seiner höhern Segnungen würdig werden; wollen auch wir, daß uns die Achtung und Liebe unserer Brüder ungetheilt folge; wollen auch wir, daß unser Gedächtniß unter ihnen in Seegen bleibe, und unser Name noch von der dankbaren Nachwelt mit Achtung ausgesprochen werde: o so laßt uns die Worte unseres Psalm tief ins Herz geschrieben seyn und treu befolgen: Laß ab vom Bösen und thue Gutes! Suche Friede und jage ihm nach!

20te Vorlesung.

Wie kann, wer, Vater, dich nicht ehrt,
Des Glücks, dein Kind zu seyn, sich freun?
Nur die sind dieser Ehre werth,
Die ganz sich deinem Dienste weihn.

Wie billig, und gerecht und gut
Ist alles, was uns Gott gebeut!
Wohl dem, der deinen Willen thut.
Ihn thun, ist Freud und Seeligkeit!

Nur das, was bös' und schädlich ist,
Und uns entehrt, verbeut uns Gott;
Weh dem, der seine Pflicht vergißt!
Er stürzet sich in Scham und Noth.

Gott ist, wenn er Gesetze giebt
Kein menschenfeindlicher Tyrann;
Blos weil er unsre Wohlfahrt liebt,
Reitzt er uns zum Gehorsam an.

Psalm 50te

Der Götter Gott, Jehova, spricht
Und ruft der Erde von der Sonnen-
Aufgang bis zu ihrem Niedergang,
Vor Zions Berg, des Landes schönster Krone
Erscheinet Gott im hellen Glanz des Lichts.
Er kommt, und schweiget nicht; verzehrend Feuer geht
Vor ihm voraus, und ein Gewittersturm
Ist um ihn her. Er ruft den Himmel und die Erde
Zu dem Gerichte seines Volks zusammen,
„Versammlet meine Freunde mir, die sich

„Beim Opfer mir durch einen Bund geweiht.
Die Himmel werden Zeuge seyn von deiner
Gerechtigkeit, denn Gott ist Richter.
Vernimms mein Volk, denn ich will reden,
Und Zeugen stell ich vor Dir auf, mein Israel
Daß ich, Jehova, bin dein Gott.
Nicht deines Opfers wegen straf ich dich,
Denn pünktlich bringst du sie mir immer dar.
Ich will aus deinem Hause keine Farren,
Ich will aus deinen Heerden keine Böcke:
Denn mein sind alle Thiere in dem Walde
Und alles Vieh zu Tausenden,
Das auf den Bergen weidet;
Und des Gebirgs Geflügel,
Auch dieß ist mir bekannt,
Und jenes größre Wild,
Der Fluren stolze Herrscher, sind vor mir.
Wenn ich auch hungerte — dir sagt' ichs nicht.
Denn mein ist diese Erde mit allem was sie füllt.
Ich sollte, wie du meinst, das Fleisch
Der Stiere essen, das Blut der Böcke trinken?
Des Dankes Opfer bring dem Herrn,
Bezahle dein Gelübd dem Höchsten.
Im Unglück ruf mich an, ich will dich retten
Und preisen sollst du mich dafür.
Zum Gottsvergeßnen aber spricht der Herr:
Was redest du von meinen Rechten,
Was nimmst du meinen Bund in deinen Mund?
Und lässest doch durch sie dich nicht belehren,
Und wirfst verächtlich mein Gesetz von dir:
Siehst du den Dieb; du laufst ihm nach.

Haß

Hast Umgang mit dem Ehebrecher.
Du lässest Böses reden deinen Mund
Und deine Zunge geht mit Falschheit um.
Du setzest dich, und redest gegen deinen Bruder
Und deiner Mutter Sohne legst du eine Falle.
Das thust du — und ich schweige, —
Da glaubst du denn, ich sey dir gleich.
Doch nein, ich will dich strafen,
Und deine Thaten dir vor Augen stellen.
O merkt es doch ihr Gottsvergeßenen,
Daß ich nicht einmahl euch vertilge,
Und dann kein Retter für euch sey.
Wer mir des Dankes Opfer bringt,
Der preiset mich, und nur auf diesem Wege
Will ich ihm meine Hülfe zeigen. —

1) Der heilige Sänger Assaph, der Verfasser dieses schönen Liedes, stellt sich im Geiste eine Erscheinung Gottes vor, wie ehemahls bei der Gesetzgebung auf Sinai, um über das israelitische Volk Gericht zu halten. Bei diesem Gerichte würde sichs zeigen, daß die Nation zwar in Einem Punkte sehr gewissenhaft, aber in allen übrigen Stücken sehr gewissenlos gewesen sey. Daß sie nemlich mit aller möglichen Genauigkeit ihm Opfer dargebracht, aber die Vorschriften zu einem tugendhaften Leben nicht beobachtet habe.

Sehr helle und richtige Religionseinsichten verräth Assaph in diesem Liede. Er sagt darinnen ausdrücklich, daß der äussere Gottesdienst für sich selbst gar keinen Werth habe, wenn mit ihm keine ge-

gehorsame, dankbare, ehrerbietige Gesinnung gegen Gott verbunden sey, und berührt hier ein unter seiner Nation so gemeines Vorurtheil, welche eben in der Beobachtung des ganzen Zeremonienwesens ein vorzügliches Merkmahl eines wahren Gottesverehrers fand. Er sagt, daß die Darbringung der Opfer eine Sache sey, die Gott gar nicht bedürfe, da alles was die Menschen ihm bringen wollen, ohnehin ihm schon angehöre. „Alle Thiere in dem Walde sind ja mein, und alles Vieh zu Tausenden, das auf den Bergen weidet; und des Gebirgs Geflügel. — Mein ist diese Erde mit allem was sie füllt!" Dieß läßt Assaph Gott selbst sagen. — Und wenn nun alles, was da ist, ihm schon angehört; wie kann der Mensch sich einbilden, ihm etwas von dem Seinigen zum Opfer bringen zu wollen? Doch gebe es Ein Opfer, das ihm allein wohlgefallen könne, dieß wäre der Dank für die von ihm empfangene Wohlthaten. Wer Dank opfert, der preisest mich, und dieß ist der Weg, auf dem ich ihm meine Hülfe zeigen will. In dem Verfolge dieses Psalm begegnet Assaph auch einer damahls schon herrschenden Meinung, daß der Gottlose, weil er nicht auf der Stelle von Gott gestraft wird, von ihm gar nicht bemerkt werde. Er sagt vielmehr, daß er ihn bemerke, wenn er auch jetzt schweige, und ihn unfehlbar strafen und seine Thaten ihm vor Augen stellen werde. Daher denn am Schluße noch die kräftige Aufforderung an die Gottesvergessenen: dieß ja wohl zu bedenken, damit nicht der Tag des Gerichts und der gerechten Vergeltung über sie hereinbreche,

und

und sie hinraffe, ohne daß für sie dann eine Rettung mehr zu hoffen sey. Nur der dankbare Mensch alleine sey der Hülfe Gottes und seiner Wohlthaten der würdigste.

2) Wir können von diesem schönen Liede auch auf uns jetzt noch eine mannichfaltige Anwendung machen. Sehr viele Christen sind mit jenen Israeliten der unrichtigen Meinung, als sey das Wesentliche des Christenthums die äussere Gottesverehrung, die Theilnahme an den öffentlichen Versammlungen der Bekenner der Lehre Jesu, sich zu belehren und zu erbauen, Gesang, Gebet, Genuß des heiligen Abendmahls; daher sieht man auch nicht, daß es ihnen am Herzen liegt, die Vorschriften der Sittenlehre zu beobachten. Sie erfüllen die leichten Pflichten, und versäumen darüber die schweren. Auf die kann angewendet werden was hier steht: Um deiner Opfer, um deiner Pünktlichkeit willen, in Beziehung auf das Aeussere der Religion, straf ich dich nicht. Wärest du nur auch in allem Uebrigen nicht weniger pünktlich, dann hätte ich gar keinen Tadel an dir. Ferner haben sehr viele Christen mit den Juden den Irrthum gemein, als wenn Gott unserer Verehrung um seinetwillen bedürfte, — da doch nur um des Menschen willen solche Anstalten getroffen sind, die ihn an den Unsichtbaren, Heiligen und Gerechten erinnern, um ihn zu ermuntern, das Muster der Vollkommenheit immer vor Augen zu haben, und ihn mit allem Eifer nachzustreben. Assaph sagt in unserm Psalm von Gott: Ich will kein Rind aus deinem Hause, aus deinen Heerden

kei-

keine Böcke, denn alle Thiere des Feldes und des Waldes sind ja mein. — So verlangt also der sich selbst Genugsame auch von uns keinen Dienst. — Wer hat ihm etwas zuvor gegeben, sagt der Apostel, das ihm werde wieder vergolten? Denn von ihm, durch ihn, und zu ihm sind alle Dinge. — Endlich theilen auch jetzt noch sehr viele Christen mit jenen Israeliten die irrige Vorstellung: weil Gott den Bösewicht nicht auf der Stelle strafe, so sey er entweder gleichgültig gegen das Böse, oder er bemerke es nicht, oder er bestrafe es überhaupt gar nicht. — Wie thöricht! Gott bemerkt das ganze Thun und Lassen der Menschen, sonst müßte er der Allwissende nicht seyn, der selbst mit seinem Geiste bis in die Tiefe des menschlichen Herzens dringt. Er kann vermöge seiner moralischen Natur nicht anders als das Gute mit Wohlgefallen, das Böse mit Misfallen betrachten. Denn er ist ja heilig. Ps. 5. Du bist nicht ein Gott dem gottloses Wesen gefället, und wer böse ist, bleibt nicht vor dir. Eben daher wird und muß er auch jede Abweichung von seinen Gesetzen bestrafen. Aber es geschieht freilich nicht immer auf der Stelle, nicht sogleich nach vollbrachter That, denn dieß könnte nicht geschehen, ohne daß der Tugendhafte darunter litte, denn oft sind beide in solchen Verbindungen im bürgerlichen Leben, daß der Fall des Einen auch den Fall des andern nach sich zöge. — Und warum soll denn der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden? Es kann nicht immer jene Strafe auf der Stelle erfolgen, denn auch der böse Mensch

bleibt

bleibt noch ein Kind Gottes, ein Gegenstand seiner Liebe und Erbarmung, den er durch seine Nachsicht und Schonung auf bessere Gesinnungen leiten will. — Aber — wenn auch alle Erweisungen der Liebe durch Wohlthaten nichts fruchten, wenn er auf seinem verkehrten Sinne behare, so bleibt deswegen die Strafe nicht aus. Und wenn diese auch nicht äuserlich ist, wenn sie nicht in die Sinne fällt, so hört deswegen die innere, die in der Unruhe seines Gewissens besteht, nicht auf, ihn unaufhörlich zu peinigen. — Wäre aber auch der Lasterhafte hier von jeder Strafe frei, es kommt für ihn ein Gerichtstag, wo ihm unfehlbar nach seinen Werken vergolten werden wird.

Gerechter Gott! vor dein Gericht
Muß alle Welt sich stellen,
Du wirst in ihrem Angesicht
Auch mir mein Urtheil fällen.
O laß mich jede Sünde scheun,
Und mich mit Ernst beflissen seyn,
Vor dir einst zu bestehen.

21te Vorlesung.

Gott ist mein Lied!
Er ist der Gott der Stärke!
Groß ist sein Nam, und groß sind seine Werke,
Und alle Himmel sein Gebiet!

Er will, und sprichts;
So sind und leben Welten;
Und er gebeut, so fallen durch sein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.

Licht ist sein Kleid,
Und seine Wahl das Beste.
Er herrscht als Gott, und seines Thrones Veste
Sind Wahrheit und Gerechtigkeit.

Unendlich reich,
Ein Meer voll Seeligkeiten,
Ohn Anfang Gott, und Gott in ew'gen Zeiten,
Herr aller Welt, was ist dir gleich?

Psalm 97.

Jehovah ist Regent, des freue sich die Erde,
Darüber jauchze sie, die ganze Schaar der Inseln!
Gehüllt ist er in Wolken und in Dunkel.
Gerechtigkeit und Recht ist seines Thrones Veste,
Vor ihm voraus geht Feuer,
Und zündet seiner Feinde Lager an;
Das Land erleuchten seine Blitze,
Die Erde siehets und erschrickt.
Wie Wachs zerschmelzen Berge vor Jehoven,
Vor ihm, dem Herrn der ganzen Erde.
Des Herrn Gerechtigkeit verkündiget der Himmel

Und seinen Ruhm erkennen alle Völker.
Es falle Schande auf die Bilderdiener,
Die sich der todten Götzen rühmen!
Vor ihm, Jehoven, müßen alle Götter tief sich
beugen.
Jerusalem vernimmts, und freuet sich
Und Judas Töchter jauchzen, Herr, ob deinem
Regiment,
Denn du, Jehova, bist der Höchst' in allen Landen,
Bist über alle Götter hoch erhaben.
Das Böse haßt, wer Gott verehrt,
Er schützt das Leben derer, die ihn lieben,
Und rettet aus der Missethäter Händen sie.
Dem Redlichen muß stets sein Licht erscheinen
Und Freude wird dem Frommen stets zu Theil.
Freut Euch, ihr Redlichen, Jehovens,
Und preißt mit Dankgesängen seine Heiligkeit!

Der Inhalts dieses schönen Psalms kann in wenigen Worten angegeben werden: Jehova, der unsichtbare Schöpfer und Regent der Welt, ist allein der wahre Gott, der Gegenstand der tiefsten Verehrung und Anbetung jedes vernünftigen Wesens, und nichtig und thöricht ist der Götzendienst, der endlich der Verehrung Jehovens weichen muß. Jeder vernünftige Bewohner der Erde soll sich der Wahrheit freuen, daß Gott der allgemeine Regent der Welt ist. Warum? Dasjenige Wesen, dem die gesammte Körper- und Geisterwelt ihr Daseyn verdankt, kennt auch am genauesten die Bedürfnisse eines jeden Geschöpfs, und ist im Besitze aller Mit-

tel sie zu befriedigen. In seinem Reiche fehlt es also keiner Kreatur an dem, was zur Erhaltung seines Lebens und zur Beförderung seines Wohlseyns gehört. Warum sollte also nicht jeder vernünftige Bewohner der Erde sich der Regentschaft Gottes freuen? Ferner findet er auch darinn einen Grund über diese Regentschaft Jehovas zu frohlocken. — Dieser höchste Regent hat in seinem Reiche die weisesten und wohlthätigsten Gesetze gemacht, und handhabt diese mit aller Kraft, so daß die Uebertreter derselben unvermeidliche, wenn schon nicht immer äusere, in die Augen fallende Strafen treffen müssen; die gehorsamen Bürger und Unterthanen seines Reichs aber in der Erfüllung seiner Gebote, in der Ausübung der Tugend, immer den süßesten Lohn in ihrem eigenen Herzen, und in dem frohen Bewustseyn seines väterlichen Wohlgefallens finden. Warum sollten sich nicht alle vernünftigen Bewohner der Erde einer Regierung, die auf die Säulen der Gerechtigkeit gegründet ist, freuen? Darzu kommt noch, daß auch diejenigen unangenehmen Ereigniße, die dem Menschen in seinem Leben treffen, nicht von ungefehr kommen, sondern ihn nur nach seinem weisen Rath und Willen treffen, daß sie in seiner Hand nur Veranstaltungen sind, die der Weise zu unserer Erziehung und Bildung für nützlich und nöthig erachtet. Warum sollte also nicht jedes denkende Wesen, wenn es sich an die Regierung des Allweisen erinnert, ihrer sich innig freuen, da alles von ihr auf das wahre Wohl ihrer Geschöpfe so sorgfältig berechnet ist? Warum sollte nicht jeder Mensch

sich

sich ihrer freuen, da er weiß, daß der ganze Lauf seiner Schicksale von dem höchsten Regenten noch vor seinem Eintritt in das Leben angeordnet, und daß alles was aus ihnen entspringt, gut für ihn sey?

Der Verfasser dieses Psalms kommt nun auf eine erhabene Schilderung Gottes. Sein Thron, sagt er von ihm, ist in Wolken und Dunkel gehüllt. Ein treffendes Bild seiner Verborgenheit. Kein Sterblicher kann sich von ihm eine sinnliche, anschauliche Erkenntniß machen. Er wohnt, wie Jacobus sagt, in einem Lichte, zu dem niemand kommen kann, denn er ist ja geistiger Natur, und also unserm Auge ewig verborgen. Der Israelite aber dachte sich insbesondre Wolken als das Mittel, in welches sich der Unsichtbare einhülle, wenn er den Sterblichen erscheinen wolle. — Ein anderes herrliches Bild der Größe und Majestät Gottes ist in den Worten des Psalms enthalten. „Gerechtigkeit und Recht ist deines Thrones Veste." Damit der erhabene Sitz des Regenten veste stehe, muß er auf einen unerschütterlichem Grunde ruhen: Der Grund, auf dem der Thron des höchsten Weltregenten ruht, ist vollkommne Gerechtigkeit, oder Unpartheilichkeit, nach welcher er jedem nach seinen Werken vergilt. — Ohne Bild ist also der Sinn jenes Ausspruchs: die Regierung Gottes, von welcher der Thron nur ein Sinnbild ist, dauert ewig, denn sie ist auf Gerechtigkeit gegründet. — Feuer geht vor ihm voraus, und zündet seiner Feinde Lager an. Hier wird nach der jüdischen Vorstellung

Gott

Gott als Rächer beschrieben. Das Feuer, das als sein Vorläufer vor ihm vorausgeht, ist der Bliz. Dieser, will der heilige Sänger sagen, fährt auf sein Geheiß in das Lager, in die Wohnung seiner Feinde, oder derer, die ihn nicht erkennen, nicht achten, steckt sie in Brand und verzehret sie. Mit dieser Darstellung verbindet er noch einen Nebengedanken, der jener gleichsam zum Begleiter mitgegeben ist. Das Land erleuchten seine Blitze, die Erde siehets und erschrickt. In der That ist es ein fürchterlich schönes Schauspiel, wenn in finsterer Nacht, wo alles im tiefen Schlafe begraben liegt, ein Gewittersturm heranzieht, der Donner aus den Wolken immer stärker rollt, die Blitze auf Augenblicke den dunkeln Pfad erhellen, und Furcht und Schrecken in der Seele des Unwissenden oder des Gottesvergeßenen erwecken. Was ist auch zerstöhrender in seinen Wirkungen als der Bliz? Tödet er nicht in einem Augenblick den stärksten Menschen; zersplittert er nicht tausendjährige Eichen; zerschmettert er nicht graue Felsen, die dem Einfluß der Zeit und der Witterung trotzten; schmelzt er nicht die härtesten Metalle? Allmächtiger, wie beugt sich vor dir auch der mächtigste Fürst der Erde, wenn der Donner über seinem Haupte rollt, und bekennt es, daß er nichts, gar nichts gegen dich sey! Berge — so fährt der heilige Sänger in seinem schönen Liede, in der Schilderung der Größe Gottes, fort, Berge zerschmelzen wie Wachs vor Jehoven. In jenem heißen Lande, Arabien, das Judäa so nahe lag, giebt es Felsenberge, deren Oberfläche nur mit weni-

ger

ger Erde bedeckt ist. Wie bald ist diese durch einen Platzregen weggespühlt, und der nackte unfruchtbare Fels, den keine menschliche Hand bearbeiten und besäen kann, steht da, ein Denkmahl, daß auch er der auf alles sich erstreckenden Macht Gottes unterworfen sey. — Die Himmel verkündigen seine Gerechtigkeit. Die majestätischen Erscheinungen, die uns an dem Firmament sichtbar werden; jene zahllosen Sonnen und Welten, die uns in heiterer Nacht nur als tausend Punkte erscheinen; die Sonne mit ihrem blendenden Glanze; der Mond mit seinem matten Schimmer; die sich schlängelnden Blitze, die durch das graue Gewölke brechen; das furchtbare Rollen des Donners; dieß alles sind die Herolde, welche die Gerechtigkeit Gottes den Nationen kund thun und sie zu seiner Verehrung auffordern. Schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen. Sie müssen endlich zu der Einsicht gelangen, daß die selbst gewählten Götzen ihnen nichts helfen können, daß sie nichts von ihnen wissen, daß sie selbst der höhern Macht Gottes unterworfen sind. Und diese Erkenntniß wird sie mit Schaam erfüllen; daß sie so thöricht waren ihr Vertrauen auf ein ohnmächtiges Wesen zu setzen, darüber wird nicht Jerusalem allein, auch alle Städte Judäas, wenn sie es hören, werden sich darüber freuen, daß der Götzendienst sinkt, und die Verehrung Jehovens empor kommt. Zuletzt kommt noch das untrügliche Merkmahl eines wahren Gottesverehrers: wer Jehoven liebt, hasset das Arge. Deshalb schützt er ihn, und rettet ihn aus Gefah-

ren,

ren, und krönet seine Tage mit Zufriedenheit und Glückseeligkeit.

Ja, du liebest, Herr, was recht und gut,
Und bist ein Freund der Frommen;
Wer deinen Willen gerne thut
Auf den wird Seegen kommen, —
Mach denn zum Guten mich geschickt,
Wer Recht thut, wird von dir beglückt.

22te Vorlesung.

Was ists, daß ich mich quäle?
Harr seiner, meine Seele!
Harr und sey unverzagt!
Du weißt nicht, was dir nützet,
Gott weiß es, und Gott schützet,
Er schützet den, der nach ihm fragt.

Psalm 118, 8. 9.

Es ist gut, auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen. Es ist gut auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Fürsten.

1) Es giebt nicht leicht ein biblisches Buch, das uns nicht die Pflicht einschärfte, auf Gott zu vertrauen; und wie herrlich dieses Vertrauen belohnet werde, auch davon stellt die heilige Schrift so manches schöne Beispiel auf. Vorzüglich wird uns Abraham, der Stammvater des jüdischen Volks, als ein treffliches Muster dieses Vertrauens ge-

geschildert. Denn so wenig Anschein es auch hatte, daß die ihm gegebene Verheißung: ich will dich zum größten Volke machen, und in deinen Saamen sollen alle Geschlechter der Erde gesegnet werden, in Erfüllung gehen würde; so hart die Probe war, der er sich unterwerfen mußte, als er seinen einzigen Sohn Isaak schlachten sollte, auf dessen Leben die Erfüllung jener Verheißung beruhte: so setzte er dennoch nicht das geringste Mistrauen in die uns ewig unbegreifliche Weisheit Gottes, und in die Wohlthätigkeit seiner Führungen. Und eine solche Standhaftigkeit seines Vertrauens, eine solche Vestigkeit seines Glaubens, eine solche treue Ausrichtung des göttlichen Willens, der ihn des Liebsten zu berauben schien, ward auf das herrlichste gekrönt. Abraham wurde wirklich der Stammvater eines zahlreichen Volkes, das den großen Vorzug vor allen Nationen der Erde hatte, eine richtige Erkenntniß und Verehrung des höchsten Wesens, gleich einem Heiligthum, zu bewahren, und sie als den größten Seegen unter die übrigen Völker nach und nach zu verbreiten.

2) Auch in unserm Psalm wird uns, auf Gott zu vertrauen, nachdrücklich empfohlen, und der Verfaßer dieses Liedes, stellt Gott und Menschen neben einander. So nichtig und unsicher das Vertrauen auf diese wäre, so sicher und veste gegründet wäre es auf Gott. Warum aber ist es denn nicht gut sich auf Menschen verlassen, oder seine Hoffnung auf sie bauen, von ihnen die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche erwarten? Einmahl sind Men-

schen, so wie alles Endliche, vergänglich, sterblich. Derjenige der heute in der vollen Kraft und Blüthe der Gesundheit steht, kann morgen vielleicht eine Beute des Todes seyn; denn es kann ja vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war. Welche Klugheit kann die Menge von gefährlichen Zufällen vorhersehen, die dem menschlichen Leben drohen? Wenn du nun auf einen Menschen das ganze Gebäude deiner irdischen Glückseeligkeit aufgeführt hast, so stürzt es mit seinem Tode zusammen, und du wirst auf eine schmerzliche Weise von der Wahrheit überzeugt, daß es nicht gut sey, sich auf Menschen verlassen. Zweitens ist das Vertrauen auf Menschen nichtig und unsicher, weil sie ja selbst so wohl in ihren Urtheilen als in ihren Gesinnungen sich gar oft ändern. Wenn sie dir heute wohlwollend, und entschlossen scheinen, alles für dich zu thun, so ist vielleicht Morgen diese Gesinnung erkaltet, oder gar in Haß übergegangen. Wenn sie heute eine Sache von der Seite ansehen, so betrachten sie sie vielleicht Morgen von einer andern. Wenn sie heute von dir glauben, du werdest dankbar seyn für ihre Wohlthaten, so zweifeln sie vielleicht morgen wieder daran. Und eben diese Veränderlichkeit, die täglich in ihrer Seele vorgeht, und zu welcher du vielleicht selbst durch dein Betragen bisweilen eine unschuldige Veranlassung giebst, macht eben das Vertrauen auf sie so schwankend und unsicher. Denn das Herz, das jetzt mit Liebe gegen dich erfüllt ist, wird vielleicht bald von Haß gegen dich entflammt. Und dann hast du nichts Gutes, sondern lauter Bö-

ses von ihnen zu erwareen. Drittens ist das Vertrauen auf Menschen unsicher und nichtig, weil sie in ihrer Macht oft so äuserst beschränkt sind, und nicht immer Kräfte besitzen, die ihren Wünschen gleich kommen. Selbst Fürsten und Könige und alle Großen der Erde sind nicht von dieser Beschränktheit ausgeschlossen. Denn wie groß auch der Strich Landes seyn mag, den sie beherrschen; wie viele Millionen auch die Menschen seyn mögen, die ihnen unterworfen sind; wie reich auch ihre Schatzkammern seyn mögen, aus denen sie schöpfen, wie zahlreich und geübt ihre Kriegsheere und Flotten seyn mögen, mit denen sie gegen ihre Feinde ausziehen: sie sind dennoch Menschen, schwache, unmächtige Menschen. Sie sind dennoch zu arm, allen ihren Unterthanen zu einem gewissen Grad des Wohlstandes zu verhelfen, so daß es gar keine Arme und Dürftige mehr unter ihnen gäbe. — Wer könnte demnach noch an der Vortreflichkeit der Lehre die der Psalm uns giebt, zweifeln: es ist nicht gut auf Menschen, es ist nicht gut selbst auf Fürsten vertrauen.

3) Aber Ein Wesen giebt es, auf welches wir mit Sicherheit uns verlassen können. In unserer Stelle heißt es: es ist gut, auf den Herrn vertrauen. Herr heist er mit Recht, denn seinem Wink, seinen Befehlen ist die ganze Natur unterworfen, ihm gehorchen alle lebendige Wesen; alle Menschen, und selbst alle Geister sind seinen Gesetzen unterthan. Alles erfolgt in seinem unermeßlichen Reiche so, wie er es vorhergesehen, und beschloßen hat; und alles

hat einen solchen Ausgang, wie er ihm der beste zu seyn dünkt. Mit Recht heißt er der Herr des Himmels und der Erden, denn seine Macht ist durch nichts beschränkt; seiner Wirkungskraft steht kein Hinderniß entgegen. Alles, selbst die leblose Natur, vollzieht seinen Willen, alle Himmelskörper wandeln die ihnen vorgezeichnete Bahn, und vollenden den Weg, den er ihnen angewiesen hat. Alle Elemente sind die Diener und Boten seines Willens, die seine Befehle ausrichten. Wie sollte es demnach nicht gut seyn, auf den Herrn vertrauen, — der über alles mächtig ist, und alles thun kann, was er will — aber auch darum ist dieses Vertrauen sicher und veste gegründet, weil Gott ewig und unvergänglich ist: Ps. 90. Herr Gott du bist unsre Zuflucht ꝛc. Noch ehe die Welt war, war er schon da, und wenn sie einst vergeht, wird er noch seyn, durch alle Ewigkeiten dauern. Ps. 102 Himmel und Erde werden vergehen, aber du bleibest. Sie werden alle veralten wie ein Gewand, sie werden verwandelt wie ein Kleid, wenn du sie verwandeln wirst; du aber bleibst wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende. Und es sollte nicht gut seyn auf den Herrn vertrauen, der nicht vergeht, wenn auch alles Endliche seinen Untergang findet. — Dazu kommt viertens warum es gut ist auf ihn sich zu verlassen. Er ändert auch sein Wesen und seine Gesinnung nie, alles erkennt er in dem hellsten, reinsten Lichte. Er bleibt immer ein Freund und Beschützer der Guten, ein Feind und Rächer der Bösen. Ps. 5 Du bist nicht ein Gott, dem

gottloses Wesen gefällt, und wer böse ist, bleibt nicht vor dir. Aber das Angesicht des Herrn sieht auf die Gerechten, und sein Ohr merkt auf ihr Schreien. — Wenn du also immer reines Herzens dich bestrebst zu seyn; wenn du achtest auf die heilige Stimme des Gewißens, durch die er dir seinen Willen offenbart; wenn du thätig und eifrig bist in dem Werke, das er dir aufgetragen hat; wenn du wohlzuthun und gerne mitzutheilen nicht vergissest, da dieß die Opfer sind, die ihm allein wohlgefallen; wenn du willig jedes Schicksal von seiner Hand annimmst, und mit Geduld erträgst: o dann darfst du mit froher vester Zuversicht auf ihn vertrauen. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen!

23te Vorlesung.

Was ich gedenke, weisest du,
Du prüfest meine Seele;
Du siehst es, wenn ich Gutes thu,
Du siehst es, wenn ich fehle.
Nichts, nichts kann deinem Aug entfliehn,
Und nichts mich deiner Hand entziehn.

O drück Allgegenwärtiger
Dieß tief in meine Seele!
Daß, wo ich bin, nur dich o Herr!
Mein Herz zur Zuflucht wähle.
Daß ich dein heilig Auge scheu,
Und dir zu dienen eifrig sey.

Psalm 139, 1—12.

Herr, du erforschest mich, und kennest mich, ich sitze oder stehe auf, so weissest du es, du verstehest meine Gedanken von ferne. — Ich gehe oder liege, so bist du um mich, und siehest alle meine Wege, denn siehe es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du Herr nicht alles wissest. Du schaffest es, was ich vor oder hernach thue, und hältst deine Hand über mir. Solches Erkenntniß ist mir zu wunderlich und zu hoch, ich kanns nicht begreifen. Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht! Führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mir in die Hölle, siehe so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meer: so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine

Rech-

Rechte mich halten. Spräche ich: Finsterniß möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich seyn. Denn auch Finsterniß nicht finster ist bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag. Finsterniß ist wie das Licht.

Man kann nicht schöner, und für Geist und Herz nachdrücklicher von der Allwissenheit und Allgegenwart Gottes reden, als es der Verfasser des schönen Lieds thut, wovon wir so eben einen Theil vernommen haben. Er redet zuerst von Gott, als einem allwissenden Wesen, dessen alles erforschender Geist in die längst verflossenene Vergangenheit, in die Gegenwart, und in die entfernteste Zukunft blickt, und alles vorher sieht, was sich nach Jahrtausenden ereignen wird. Die gesammte Welt mit allen Geschöpfen, die längst auf ihr vorhanden gewesen sind, jetzt noch leben und künftig leben werden; mit allen den mannichfaltigen Veränderungen, die sich in ihr längst zugetragen haben, sich jetzt noch ereignen, und künftig noch ereignen werden, steht hell und klar vor ihm da. Denn alles was in derselben geschieht, erfolgt so wie er es vorausgesehen, und zur Wirklichkeit kommen zu lassen beschlossen hat. Der heilige Sänger wendet aber diese Wahrheit hauptsächlich auf den Menschen an: Herr du erforschest mich und kennest mich. Er schreibt ihm zuerst ein Kenntniß seines innern Zustandes zu, nemlich seine Gedanken, selbst derer, die er noch nicht einmahl gedacht hat. Er sieht sie vorher; er weiß die Zeit, wenn sie in seiner Seele

aufsteigen werden, wenn schon diese Zeit vielleicht noch ferne ist; eine Kenntniß seiner Gesinnungen; wie er es mit Gott, mit seinen Brüdern und mit sich selbst meint; ob er gegen seinen höchsten Oberherrn mit Gehorsam, gegen seinen größten Wohlthäter mit Dankbarkeit, gegen seinen weisesten Regierer mit herzlichem Vertrauen, gegen seinen himmlischen Vater mit kindlicher Liebe; ob er gegen seine Mitmenschen mit aufrichtigen Wohlwollen und Gerechtigkeit, ob er gegen sich selbst mit Achtung und vernünftiger Liebe erfüllt sey. — Er schreibt ihm aber auch eine genaue Kenntniß seines Aeußern zu; seiner Worte: es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du Herr nicht alles wissest; selbst die Worte die er künftig erst aussprechen wird; seiner Handlungen — Du schaffest es was ich vor oder hernach thue; du hast alle Umstände schon vorher gesehen, die mich zu dieser oder jener That bewegen werden. Und diese selbst steht mit allen ihren guten und bösen Folgen lebendig vor dir da: nicht aber nur diejenigen Handlungen, die vor jedermanns Augen vollbracht werden, kennt er, auch diejenigen, die kein menschliches Auge gesehen, die kein Richter bestraft hat. Denn Finsterniß ist nicht finster, sagt David, vor dir und die Nacht leuchtet wie der Tag; Finsterniß ist wie das Licht. Wie wichtig, wie Einflußreich auf unser moralisches Verhalten ist die Wahrheit: Gott erforscht und kennet jeden Menschen nach seinem innern und äussern Zustand; nach seinen Gedanken und Gesinnungen, Worten und Handlungen kennt er uns so genau, genauer,

als

als wir uns selbst: wie sollten wir nicht erröthen, wie nicht vor uns selbst erschrecken, wie nicht vor ihm erzittern, wenn wir unsern Blick in unser Gemüth kehren, und darinn Gedanken und Gesinnungen gewahr werden, die mit der Ehrfurcht vor ihm, mit der Liebe gegen unsre Brüder, mit der Achtung gegen uns selbst streiten! Wie sollten wir nicht erschrecken, wenn wir in unserm Herzen keine Spur jenes kindlichen Sinnes, den wir als Kinder gegen ihn, unsern Vater, jenes liebevollen Sinnes, den wir gegen alle Menschen als unsre Brüder hegen sollen, antreffen! Wie sollten wir nicht erzittern, wenn wir mit unreinen Gedanken und Begierden, die vor ihm offenbar sind, unsere Seele beflecken, wenn Wahrheit, Tugend und Glückseeligkeit ihr nichts gilt; wenn ein blos irrdischer Sinn in unserm Gemüthe wohnt; wenn wir kein andres Streben kennen, als nach sinnlichen Wohlseyn und Genuß; wie verwerflich müßen wir dann in seinen Augen erscheinen, wie wenig unserer höhern Abstammung von ihm, wie wenig der einstigen Glückseeligkeit, zu der wir berufen sind, würdig! Wer recht oft und ernstlich daran denkt: Herr du erforschest mich und kennest mich, wer es erwägt was dieses Wort alles in sich faßt: o der kann keine verwerfliche Gesinnung, der kann keinen bösen Gedanken in seiner Seele dulden, denn an der Liebe Gottes ist ihm alles gelegen, wie sollte er sie leichtsinnig verscherzen! — Kennt der Allwissende alle unsere Handlungen; wie sollten wir nicht vor uns selbst erschrecken, wie nicht vor ihm erzittern wenn wir im

Begriffe sind, etwas zu thun, was das heilige Gesetz des Rechts uns verbietet! Wie sollten wir nicht eine solche That sogleich aufgeben, wären die Folgen noch so nützlich für uns, wäre der Gewinn, den sie uns brächten, noch so glänzend, noch so einladend, könnten wir damit uns noch so große Schätze erwerben, eine noch so hohe Stufe der Ehre und der Macht ersteigen. Wie? diese Vortheile sollten uns mehr gelten, als die Bewahrung eines guten Gewissens? Und wenn auch kein Mensch die Strafbarkeit unserer Handlungen erkennte, wenn alle Welt uns sogar darüber lobte: es ist Einer der sie kennt und richtet; es ist Einer, der uns einst sagen wird: ich weiß deine Werke; es ist Einer, der was im Finstern verborgen ist, ans Licht bringen und selbst den Rath der Herzen offenbaren wird. Wie sollte uns dieser Gedanke nicht von jeder bösen That, die nicht verborgen und nicht ungestraft bleiben kann, zurückeschrecken! Kennt uns der Allwissende so genau; o so freue du dich, der du Wahrheit und Recht über alles liebst, und ihren heiligen Geboten unbedingt folgst. Er kennt auch dich. Wärst du auch in der Welt ganz unbekannt; lebtest du auch in einem niedrigen Stande; kämpftest du auch mit Mangel und Noth, — du bleibst dem Gott nicht verborgen, der alles sieht und hört. Er blickt in das Innere deiner Seele, die der Sturm gewaltiger Leidenschaft nicht trübt, die die Pest böser Begierde nicht vergiftet, in welcher ein reiner, unschuldiger Sinn wohnt. Er kennt auch dein gesammtes Thun und Lassen; er sieht deinen Kampf

mit

mit Versuchungen von Innen und Verführungen von Aussen; aber er sieht auch deinen Sieg, und betrachtet ihn mit väterlichem Wohlgefallen. Er bemerkt deine unerschütterliche Anhänglichkeit an das Gebot der Pflicht, deine unwandelbare Liebe für das was recht ist, deine gewissenhafte Thätigkeit in deinem Berufe, deine Genügsamkeit und Zufriedenheit mit deinem Stande und deinen Schicksaalen. — Solltest du darinnen nicht allen Trost, nicht alle Beruhigung in Widerwärtigkeit nicht alle Aufmunterung finden, fort zu fahren auf dem Wege der Rechtschaffenheit? — Solltest du dir selbst es nicht recht oft zurufen:

Gott kennt mein Fleh'n
Und allen Rath der Seele,
Er weiß, wie oft
Ich Gutes thu und fehle,
Und eilt mir gnädig beizustehn.
Ist Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden,
So frag ich nichts
Nach Himmel und nach Erden
Und biete jedem Unfall Trutz.

24te Vorlesung.

Fortsetzung.

Gott ist mein Lied,
Er ist der Gott der Stärke
Groß ist sein Nam',
Und groß sind seine Werke,
Und alle Himmel sein Gebiet.

Was ist, und war,
Im Himmel, Erd und Meere,
Das kennet Gott;
Und seiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

Er ist um mich,
Schafft, daß ich sicher ruhe,
Er schafft, was ich
Vor oder nachmahls thue,
Und er erforschet mich und dich.

Er ist mir nah.
Ich sitze oder gehe,
Ob ich ans Meer,
Ob ich gen Himmel flöhe;
So ist er allenthalben da.

Psalm 139, 7.—12.

Wo soll ich hingehen, vor deinem Geist? Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesichte? Führe ich gen Himmel, so bist du da! Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äusersten Meere,

re, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.

Die erstern Verse dieses Psalms handelten von der Allwissenheit Gottes, welche sich auf die Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft erstreckt; oder welche alle Veränderungen die in der ganzen Welt bereits geschehen sind, jezt sich noch ereignen, und künftig sich ereignen werden, umfaßt; ja die sogar die geheimsten Gedanken, Worte und Handlungen des Menschen erforscht, und vor welcher das Innerste seiner Seele helle aufgedeckt ist. — Dieser Theil des Psalms aber redet von der Allgegenwart Gottes; oder von seiner überall wirksamen Kraft. Wo ist, will der heilige Sänger sagen, irgend ein Ort in der Welt, wo du nicht wärst? Könnte ich mit diesem sterblichen Leibe gen Himmel fahren, ich würde deine allmächtige Kraft dort wirksam finden; könnte ich in die Hölle, in das Todtenreich, hinabsteigen, ich würde auch da dich antreffen; besäße ich die Schnelligkeit, mit welcher sich die Morgenröthe vom Aufgang bis zum Niedergang verbreitet; könnte ich mit ihren Flügeln mich schnell von einen Ende der Erde bis zum andern hinbegeben, und selbst bis an das äusserste Weltmeer vordringen: ich wäre dennoch in dem unermeßlichen Gebiete deiner Macht; ich könnte dennoch dir nicht entlaufen; deine Hand würde auch da mich ergreifen, und deine Rechte mich halten. Welch ein großer, seeliger Gedanke, Gott ist überall mit seiner Kraft wirksam! Es läßt sich kein Ort in der Welt denken, der von dieser Wirksamkeit ausgeschlossen wä-

wäre. So wie wir in jedem Himmelsstrich unsers Erdbodens, unter dem beeisten, und mit ewigem Schnee bedeckten Norden, wie unter dem von dem senkrechten Strahl der Sonne verbrannten Süden; in dem unsere Erde umgebenden Dunstkreis, so wie in dem Elemente des Wassers, das in ungeheure Behältnisse eingeschlossen, alle Flüsse und Ströme in seinen Schoos aufnimmt, und jeden Augenblick, was es empfängt, wieder in Dünste auflöst; die Wirksamkeit Gottes wahrnehmen. So wie Tag und Nacht, Frühling und Sommer, Herbst und Winter Beweise dieser überall wirksamen Kraft sind; so wie es, so weit sich lebendige Wesen finden, nirgends an Nahrungsmitteln für sie gebricht; so wie dem Schöpfer und Herrn der Natur alle Kräfte derselben stets zu Gebote stehen, um durch sie bald zerstöhrende, bald segensvolle Wirkungen hervorzubringen; so wie er sich selbst der Kräfte der Menschen bald zum Niederreißen, bald zum Aufbauen, bald zum Glücke, bald zum Unglück bedient; eben so müßen wir glauben, daß diese göttliche Kraft auf keine der unzähligen übrigen Himmelskörper die unsere Erde vielleicht an Größe Millionenmahl übertreffen, unwirksam bleibe, daß sie zum Wohl aller übrigen, auf ihr befindlichen, Wesen thätig sey. Wie viel t r ö s t l i c h e s für den Tugendhaften, wie viel abschreckendes für den Verbrecher liegt in der Wahrheit: Gott ist mit seiner allmächtigen Kraft überall wirksam, und nichts kann ihr widerstehen, nichts kann die Absichten, die er sich zu erreichen vorgesetzt hat, vereiteln! — Jener,

ner, der Tugendhafte, er befinde sich wo er wolle; er lebe in dem entlegensten Winkel der Erde, in der stillen Abgeschiedenheit von seines Gleichen, oder im Getümmel und Gewühle der volkreichsten Stadt; er kämpfe mit Gefahren, mit Leiden aller Art; dort, wie hier, bleibt er in dem großen Gebiete der göttlichen Macht; dort, wie hier, kann er sich mit dem Gedanken beruhigen: wenn schon meine eigene Kraft kaum zu meiner leiblichen Erhaltung, kaum zur Befriedigung meiner nöthigsten Bedürfniße, hinreicht: so ist doch der Gott um und bei mir, der mehr thun kann, als wir bitten und verstehen; der den Lauf der Welten allmächtig lenkt, und der, so bald er es für nützlich erkennt, mich aus dieser beschränkten Lage herausreißen wird. — Welch ein unbeschreiblicher Trost liegt für den Tugendhaften, der vielleicht sich in Umständen befindet, wo er ganz von menschlicher Hülfe entblößt ist, in dem Gedanken: der Allmächtige ist mit seiner Kraft bei mir.

Und wenn Hülfe nicht mehr nützen kann,
Die nur die Welt erzeiget,
So hilft, der ewig helfen kann,
Der Schöpfer selbst, und neiget
Die Vatersaugen denen zu,
Die sonsten nirgends finden Ruh.
Gebt unserm Gott die Ehre!

Welch ein unbeschreiblicher Trost liegt für den Tugendhaften in dem Glauben, Gott ist überall um und bei mir. Ich bin also nie ganz allein, wenn ich meiner Pflicht eingedenk, Gutes thue,

und niemand bemerkt es, niemand ertheilt mir darüber seinen Beifall, dennoch bleibt auch dieß verborgene Gute nicht unbemerkt. Der Allmächtige, der nicht ferne von einem jeglichen unter uns ist, war mein unsichtbarer Zeuge, und bin ich nur so glücklich, sein väterliches Wohlgefallen zu erhalten, dann mögen mich andre miskennen, oder tadeln. Ich traure nicht, wenn ich verkannt werde, ich fürchte ihren Tadel nicht.

Aber wie viel Abschreckendes liegt in den Worten des Psalms: Führ ich rc. für den Verbrecher. „Thörichter Sünder, du kannst dem Allmächtigen, dessen Kraft sich über die gesammte Natur erstreckt, nicht entgehen. Denn wohin du auch fliehest, du bist noch immer in seinem Reiche. Das äusserste Meer, das Ende der Erde — gäb es auch ein solches — ist nicht das Ende seines Reichs. — Du bleibst, wo du bist, sein Unterthan — obgleich sein rebellischer strafbarer Unterthan; du bleibst, wohin du dich auch verbirgst, doch von seiner Allgegenwart unsichtbar umgeben. — Du bleibst, wenn du auch dem weltlichen Richter entlaufen bist, doch nicht gegen seine Strafe gesichert. Denn wie bald kann er sich der Kräfte der Natur zu deiner Züchtigung bedienen, da sie ihm alle zu Gebote stehen. Er macht, sagt David an einem andern Orte, seine Winde zu seinen Dienern, und flammende Blitze zu seinen Boten. Selbst der Tod entzieht dich seiner strafenden Hand nicht. Denn dein abgeschiedener Geist muß sich vor ihm, seinen Richter, stellen; um dort den Lohn für seine Werke zu empfangen.

O

O darum fürchte seine überall wirksame Kraft; erzittre vor ihn, wenn du Böses gethan hast. Laß dich durch sie vor neuen Uebertretungen warnen. Dann wird der Gedanke: der Allwissende ist um mich, dir nicht mehr schrecklich, sondern trostvoll und ermunternd zum Guten seyn.

25te Vorlesung.

Wohl dem, der redlich wandelt,
Der als ein Wahrheitsfreund
In Wort und Werken handelt,
Und das ist, was er scheint!
Der Recht und Treue liebet,
Und von dem Sinn der Welt,
Der Trug und Falschheit übet,
Sich unbefleckt erhält!

Ein Herz voll Treu und Glauben,
Das Gott zu dir sich hält,
Das soll mir niemand rauben!
So kann ich aus der Welt
Einst mit der Hoffnung gehen,
Ich werde, als dein Kind,
Dich mit den Frommen sehen,
Die vor dir redlich sind.

Sprüch. Sal. 6. 16.—19.

Diese sechs Stücke hasset der Herr, und am siebenten hat er einen Gräuel; hohe Augen, falsche Zungen, Hände die unschuldig Blut vergießen; ein Herz, das mit bösen Tücken umgeht; Füße, die behend sind Schaden zu thun; falscher Zeuge, der

frech Lügen redet, und der Hader zwischen Brüdern anrichtet.

Der Verfasser dieser Stelle zählt hier einige Dinge auf, die das Misfallen Gottes erregen, und vor denen sich daher der Mensch hüten soll. Dahin gehören

1) Hohe Augen. Wenn der Mensch seine Augen hoch trägt, so ist es ein Zeichen des Stolzes, indem er auf seine Kräfte und Fähigkeiten einen zu großen Werth setzt; oder des Hochmuths, indem er sich auf zufällige Güter des Glücks, eine vornehme Geburt, Reichthum, Ehre und Macht mehr einbildet, als er soll und dadurch zur Geringschätzung andrer, zum stolzen Hinwegsehen über seine Brüder verleitet wird. Ein solcher Mensch ist ein Gegenstand des göttlichen Misfallens, denn er vergißt es ja, daß alle seine Gaben und Kräfte von Gott kommen, und daß er sich nichts rühmen könne, was er nicht aus seiner Hand empfangen hat. Er vergißt, daß er bei allen seinen Vorzügen, dennoch auch viel Fehlerhaftes an sich habe; er wird ungerecht gegen seine Brüder, denn er verachtet sie um einer Sache willen, deren Mangel sie nicht verschuldet haben. Wie sollte er nun durch eine solche Gesinnung sich nicht das Misfallen Gottes zuziehen? Die Stolzen sind dem Herrn ein Greuel, sagt die heilige Schrift.

2) Das zweite Stück, welches der Herr hasset, sind falsche Zungen. Die Zunge ist nur eines unserer Sprachwerkzeuge, und also an sich weder falsch noch wahr; aber der Mensch der sich ihrer bedient,

dient, kann das eine oder das andre seyn. Er hat eine falsche Zunge, wenn er nie so redet, wie er es denkt, sondern immer etwas anders, vielleicht das Gegentheil von dem sagt, was er denkt; er hat eine falsche Zunge, wenn er, indem er seine wahren Gesinnungen verbirgt, und Empfindungen und Gesinnungen heuchelt, die ihm fremde sind, eine böse Absicht dadurch zu erreichen sucht. Ein solcher Mensch muß dem Herrn ein Abscheu seyn, denn er vereitelt ja die Absicht des göttlichen Vermögens der Sprache, das uns nur darzu verliehen ist, daß wir, was in unserm Innern vorgeht, mittelst der Töne die unsre Zunge hervorbringt, der Worte, hörbar machen; es erregt in dem Gemüthe der Andern Mistrauen und Argwohn, wenn er durch seine Falschheit sie täuscht und irre führt, und zerreißt eines der stärksten Bande, die Menschen an Menschen fesseln, Treue und Glauben. Wohl sagt daher die heilige Schrift: der Herr bringt die Lügner um, er hat einen Greuel an den Blutgierigen und Falschen.

3) Das dritte Stück, welches der Heiligste hasset, sind Hände, die unschuldiges Blut vergießen. — Das Leben des Menschen ist das höchste irrdische Gut, denn sein Besitz schließt die Möglichkeit, sich die übrigen zu erwerben und zu genießen, ein. Wer ihm dasselbe raubt, raubt ihn zugleich auch diese, setzt ihm zugleich auch ausser Stand, durch eine weise und nützliche Anwendung seiner Kräfte sich für das künftige Leben auszubilden und vorzubereiten. Eben daher ist auch der Mord in

der heiligen Schrift als eines der empörendsten Verbrechen geschildert und jeder Mörder als ein Gegenstand des höchsten Abscheues dargestellt, dem in diesem Leben schon das Rachschwerdt der Gesetze mit unerbittlicher Strenge trifft, und wenn er ihm aber auch entflieht, doch der böse Geist eines unruhigen Gewissens unaufhörlich verfolgt. Eben daher ist auch in jedem Staate das Leben der Menschen gegen gewaltsame Angriffe in Schutz genommen, und die Obrigkeit berechtigt, den der es zerstöhrt, das Leben wieder zu nehmen. Welch verabscheuungswürdiges Geschöpf muß daher der Mörder seines Nebenmenschen in den Augen Gottes seyn!

4) Das vierte Stück, welches der Herr hasset, ist ein Herz, das mit bösen Tücken umgeht, oder mit andern Worten: ein Herz, das über bösen und gefährlichen Anschlägen brütet, wie es entweder seine lange genährte Rache auf eine verborgene Art befriedigen, und seinen vermeintlichen oder wirklichen Feind am empfindlichsten wehe thun; oder wie es den Argwohnlosen und Einfältigen auf eine listige Weise betrügen, und sich so, ohne deshalb angetastet werden zu könuen, einen Theil von fremden Gute zueignen, oder wie es heimlich Schaden thun, und dadurch dem andern empfindliche Kränkung verursachen, und seine eigne Schadenfreude nähren kann. Ein solcher tückischer Mensch ist um so gefährlicher, je vorsichtiger und überlegsamer er handelt, je versteckter er zu Werke geht, je mehr Mittel ihm zu Gebote stehen, seine bösen Anschläge auszuführen. Denn wie wenig steht es dann

in

in unserer Macht, die Streiche abzuwehren, die er uns zugedacht hat; wie wenig können wir ihm entgegenwirken, da er so verborgene Pfade betritt. Wer die vom Schöpfer selbst uns anerschaffene Einfalt des Herzens in List und Tücke verkehrt, muß dem Heiligsten ein Abscheu seyn.

5) Das fünfte Stück, welches ein Gegenstand des göttlichen Misfallens ist, sind Füße die behende sind Schaden zu thun; oder diejenigen Menschen, die, so bald es darauf ankommt, Böses zu thun, überaus schnell sind, ja nicht genug eilen können, um die Forderung der bösen Begierde zu erfüllen; — aber, wenn es gilt, etwas Gutes auszuführen; wenn sie jemand eine Gefälligkeit, einen Dienst erweisen sollen; wenn sie aufgefordert werden, eine Mühe für einen andern zu übernehmen, weder Lust noch Kraft dazu besitzen. Sie wissen also nichts, oder wollen nichts davon wissen, daß wir deswegen mit einander in gesellschaftlichen Verbindungen leben, damit wir einander, wo wir es bedürfen, wechselseitige Dienste leisten, hingegen Schaden von einander entfernen. Da sie nun die von Gott getroffene Ordnung umkehren; da nur Unheil stiften ihr Geschäfte ist, wie nichtswürdig, wie verächtlich müssen sie in den Augen Gottes erscheinen! Wie wenig kann er an Menschen Gefallen haben, die ihre Kräfte nur zum Verderben anderer misbrauchen.

6) Das sechste Stück, welches das höchste Misfallen des Heiligsten und Gerechten erregt, ist ein falscher Zeuge, der frech Lügen redet. Zeuge ist

ist der, der etwas durch seine Aussage, als geschehen, oder nicht geschehen bestättigt, um den Richter in den Stand zu setzen, ein der Natur der Sache gemäses Urtheil zu fällen. Falsch heißt der Zeuge, wenn er etwas aussagt, was nicht so ist, und dadurch den Richter irre leitet — oder, wie Salomo sagt: der frech, mit Schaamlosigkeit Lügen redet. Höchst folgereich ist ein solches Zeugniß; denn aus ihm geht öfter die Bestrafung des ganz Unschuldigen, so wie die Loslassung des Schuldigen, und seine Befreiung von der Strafe hervor. Die Freiheit, die Ehre, das Vermögen, das Leben kann durch einen falschen Zeugen gefährdet, und auf seine Aussage die höchste, die empörendste Ungerechtigkeit begangen werden. Wurde nicht der unschuldige Naboth auf ein falsches Zeugniß gesteinigt? Welch ein abscheuliches Geschöpf muß demnach derjenige nach dem Urtheil Gottes seyn, der zum Unglück seiner Brüder das heilige Gebot: Rede die Wahrheit, so gewissenlos verletzt.

7) Endlich hasset der Gerechte auch denjenigen, der Hader unter Brüdern anrichtet. Brüder, Kinder Eines Vaters, Glieder Einer Familie, sollen in Liebe und Eintracht unter sich verbunden seyn. Derjenige stöhrt diesen Frieden, der Mistrauen unter ihnen erweckt, der durch Ohrenbläsereien, durch Verleumdung, durch Plaudereien, sie gegen einander aufbringt. Auf diese Art zerreißt er das heilige Band der Liebe, das die Natur selbst um ihre Herzen geschlungen hat, und verwandelt diejenigen, die sie zu den treuesten Freunden für

ein=

einander bestimmte, oft in die erbittertsten, unversöhnlichsten Feinde, die nur deshalb zu leben scheinen, um einander alles Leid zuzufügen. Wie verwerflich, wie bösartig muß ein solcher Mensch seyn, der Hader zwischen Brüdern anrichtet, wie verächtlich und strafwürdig muß er vor Gott werden. O darum laßt uns alles meiden, was uns sein gerechtes Misfallen zuziehen könnte.

Was nützet uns die ganze Welt,
Wenn unser Wandel dem misfällt
Der einst den Weltkreis richtet?

26te Vorlesung.

Stets sey mir Jesu Vorbild gegenwärtig,
Daß ich zu allen guten Thaten fertig,
Und willig sey, zu ehren seinen Namen,
Ihm nachzuahmen.

Und was ich denke, sehe oder höre,
Laß mich zur Beßrung brauchen, das belehre,
Das treibe mich, was recht ist nur zu wählen,
Um nie zu fehlen.

Es stärke mich der Trost, vor deinem Throne
Auch zu empfahn der Ueberwinder Krone,
Und der Gedanke: Gott wird einst dich richten!
Zu allen Pflichten!

So werd ich, Vater, täglich mehr auf Erden
Im Glauben wachsen, immer treuer werden
Und so empfahn zu meinem besten Werke
Mehr Licht und Stärke.

Spruch.

Sprüch. Sal. 16, 32.

Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker, und der seines Muthes Herr wird, besser, als der, der Städte gewinnt. —

1) Der Verfasser des Sprüchwörterbuchs stellt in diesen vorgelesenen Worten den Geduldigen und den Starken neben einander, und giebt jenem den Vorzug. Was meint er denn aber unter einem Geduldigen? Nehmen wir das Wort in seinem gewöhnlichen Sinne, so heißt derjenige geduldig, der beim Gefühle selbst der größten Schmerzen doch die Fassung des Gemüths nicht verliehrt. Zwar rottet er dieses Gefühl nicht gänzlich aus, und versetzt sich in einen Zustand einer völligen Fühllosigkeit, weil er dieß für den höchsten Triumph seiner Vernunft über die Sinnlichkeit erklärte. Dieß verlangt keine geläuterte Sittenlehre, weil es nicht einmahl möglich ist, sich ganz gegen äussere schmerzhafte Eindrücke abzustumpfen und abzuhärten; auch wäre es nicht gut, wenn es der Mensch dahin bringen könnte: denn alsdann würden ihn selbst die Eindrücke der Freude oder des Elendes andrer nicht rühren. Jene würde er nicht mit heitern und dankbaren Gesinnungen empfinden, und dieses würde ihn ganz kalt lassen, so daß er vor jedem Unglücklichen ohne alle Theilnahme vorübergienge. — Sondern die eigentliche Geduld zeigt sich hauptsächlich darinn, daß er das Gefühl des Schmerzens nie so heftig bei sich werden läßt, über sein Schicksal zu klagen, mit der Vorsehung unzufrieden zu werden, und dadurch

seinen Zustand nur zu verschlimmern; vielmehr sich eine richtige Ansicht von widrigen Ereignissen des Lebens verschafft, und das Vertrauen zu Gott hat, sie werden alle zu seinem Besten dienen, und einen für ihn wohlthätigen Ausgang gewinnen.

Doch in diesem Sinne, ob er an sich wohl richtig ist, nimmt Salomo, in unsrer Stelle das Wort nicht. Er setzt es dem Starken, dem Kraftvollen entgegen, und schon daraus können wir abnehmen, was er mit dem Ausspruche sagen will; ein Geduldiger ist besser als ein Starker. So groß auch bei diesem das Maas seiner Kräfte, so sehr man auch berechtigt ist, zu erwarten, daß er viel damit ausrichten werde, so wenig gelingt ihm doch gar oft, wenn er keine Geduld hat, wenn es ihm an der nöthigen Beharrlichkeit und Standhaftigkeit fehlt, welche der Kampf mit Hindernissen und Schwierigkeiten nicht ermüdet, nicht von der Verfolgung seines Zieles zurückeschreckt. Was werden ihm nun jene großen Kräfte des Geistes und des Körpers helfen? Wird er den Zweck, den er sich vorgesetzt hat, erreichen? Wird er das Gute, das er ausführen will, wirklich ausführen? Wird er die Werke seines Berufs, die er zu thun sich vorgenommen hat, wirklich zu Stande bringen? Wird er das Böse, das er hintertreiben will, wirklich abwenden — wenn er auf allen Seiten sich in seinen Unternehmungen beschränkt und aufgehalten sieht? Wird er nicht, wenn die Ungeduld ihn beschleicht, nun auch das gemeinnützigste Vorhaben aufgeben? — Leider ist

es wirklich so. — Haltet dagegen den Beharrlichen, den Geduldigen, wenn er auch wenige Kräfte haben sollte; wird er nicht seinem einmahl gefaßten Entschluß, dessen Güte und Rechtmäßigkeit er erkannt hat, treu bleiben! Wird er wohl durch Hindernisse, die er voraus gesehen und berechnet hat, sich davon abbringen lassen? Wird er wohl, wenn er Widersetzlichkeit findet, so leicht ermüden? Wird er wohl, wenn ihm die Sache, die er ausführen will, im Verfolge schwer dünkt, feige zurücketreten? Wird er wohl irgend ein erlaubtes Mittel, das ihm zu seinem Zweck dienen könnte, unversucht lassen? Wird er wohl, wenn auch seine ersten Versuche nicht ganz gelungen sind, muthlos werden? Nein, alles dieß hält ihn nicht ab, auf dem einmahl betretenen Wege muthig und getrost fortzugehen, und endlich gelangt er dennoch zum Ziele. Sehet dieß an dem Beispiele zweyer Schüler, wie viel besser, vorzüglicher der Geduldige vor dem Starken sey. Der eine von ihnen betritt die Schule mit großen Talenten und Gaben ausgestattet; der andre mit mäßigen Fähigkeiten; jener aber hat durchaus keine Geduld. Alles soll sogleich ohne weitere Anstrengung ihm gelingen. Jede Fertigkeit, die doch nur das Werk einer langen und anhaltenden Uebung ist, will er in kurzer Zeit sich eigen machen; auch ohne Aufmerksamkeit, auch ohne Anstrengung seiner Kräfte will er kenntnißreich den Ort des öffentlichen Unterrichts wieder verlassen. — Aber er findet in den Dingen, die er lernen soll, doch manches, worüber er nachdenken, wobei er seinen Verstand

brau-

brauchen muß, und dieß ist ihm unangenehm. Er will ohne Mühe den Preis erringen, der nur dem Fleiße beschieden ist. Und so wird er mit allen seinen Talenten und Kräften dennoch nichts ausrichten, weil es ihm an der Beharrlichkeit fehlt. Der andere hat nur geringe Gaben; es wird ihm schwer etwas zu begreifen, und zu behalten; es kostet ihn alle Mühe und Anstrengung dem Vortrage zu folgen und ihn ganz zu verstehen; er stößt auf allen Seiten auf Schwierigkeiten mancher Art, welche zu überwinden ihm sauer werden müßen. Aber er hat es sich nun einmahl vorgesetzt, nicht umsonst da zu seyn. Es ist sein Zweck, so viel zu lernen als er kann, von diesem läßt er sich durch die Wahrnehmung nicht abbringen, wie geringe das Maas seiner Kräfte sey. Vielmehr ermuntert ihn jede Schwierigkeit, jedes Hinderniß, sie gewissenhaft zu gebrauchen, und keine Mühe und Anstrengung zu scheuen, durch die er weiter kommen kann. So wird er mit Kenntnissen aller Art reichlich ausgestattet die Schule verlassen. Wie wahr ist also der Ausspruch Salomos: ein Geduldiger ist besser als ein Starker.

2) Eben so wahr ist auch der zweite Theil dieser Stelle: der seines Muthes Herr wird, ist besser als der Städte gewinnt. Derjenige, der eine Stadt erobert, hat einen Sieg über sie erhalten; derjenige der über seinen eigenen Muth, über seine Leidenschaften und Begierden Herr wird, hat über sich selbst einen Sieg erhalten. Aber dieser Letztere hat vor jenem bei weitem den Vorzug. Schon um deswillen

len ist derjenige Mensch größer, der seines Muths Herr wird, als derjenige der Städte gewinnt, weil der Feind, mit dem jener zu kämpfen hat, kein sinnlich wahrnehmbarer, also schwerer zu bekämpfen ist. Es ist dieß unser eigenes Herz. Mehr Wachsamkeit wird darzu erfordert, wenn wir es besiegen wollen; mehr innere Kraft gehört darzu, wenn es uns nicht überwältigen soll. Denn derjenige muß es schon weit in der Tugend gebracht haben, dem die Sinnlichkeit mit allen ihren Reizen nichts mehr anhaben kann; andre Waffen sind darzu nöthig, als gegen den äusern Feind, gegen den wir zu Felde ziehen. Nicht mit dem Schwerdt in der Hand, sondern mit der Macht der Vernunft, und mit der göttlichen Kraft der Religion bezwingen wir ihn. Schon also die Natur dieses Feindes macht, daß unser Sieg um so glänzender wird.

Aber auch die herrlichen Folgen, die diesen Sieg begleiten, geben ihm den Vorzug vor denjenigen, den der Städteeroberer erhält. Dieser vergrößert zwar seinen Reichthum, erhöhet seinen Ruhm, erweitert seine Macht; aber ein Sieg des Menschen über seine Leidenschaften erhöhet seine sittliche Kraft zu neuen noch glänzendern Siegen; erweckt in ihm das Bewustseyn seiner zunehmenden Vortrefflichkeit, seines immer steigenden Werths, und bringt ihm bleibende Ehre vor Gott und Menschen. — Nicht umsonst sagt die heilige Schrift; niemand wird gekrönt, niemand kann der Tugend schönsten unvergänglichen Lohn erringen, er kämpfe dann recht. Welch ein vortreflicher Ausspruch

ist demnach der Spruch des weisen Salomo: ein Geduldiger ist besser, als ein Starker, und wer seines Muthes Herr wird, besser, als der, der Städte gewinnt.

27te Vorlesung.

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, so viel ich haben muß,
Durch deine Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt
Und mich selbst zu erkennen.

Sprüch. Sal. 30, 7. 8. 9.

Zweierlei bitte ich von dir, Herr, die wollest du mir nicht wegern, ehe denn ich sterbe. Abgötterei und Lügen laß ferne von mir seyn! Armuth und Reichthum gieb mir nicht. Laß mich aber mein bescheiden Theil Speise dahin nehmen. Ich mögte sonst, wo ich zu satt würde dich verläugnen und sagen: wer ist der Herr? oder wo ich zu arm würde, mögte ich stehlen, und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen.

Diese vorgelesene Stelle faßt Bitten zu Gott in sich. 1) Laß mich nicht in Abgötterei und Lügen versinken. 2) Bewahre mich vor allzugroßen Reichthum, und vor allzugroßer Armuth.

Die

Die erste Bitte: laß mich nicht in Abgötterei und Lügen versinken, enthält wieder zwei andere.

Einmahl behüte mich vor Abgötterei. Salamo verlangt hier etwas von Gott, was doch zugleich mit von der weisen und freien Anwendung seiner eigenen Kräfte abhieng. Denn schwerlich wird derjenige, der sich zur Sünde der Abgötterei aus eigenem Antrieb hinneigt, durch Gottes unmittelbare Darzwischenkunft davon zurückegehalten werden. So wie es sich mit dieser Einen Sünde verhält, so verhält es sich mit allen übrigen. Wer das Böse meiden will, muß nicht erwarten, daß Gott selbst ihn ohne seine eigene Mitwirkung davor behüten werde; er muß vielmehr auf das deutlichste und lebendigste einsehen, wie durchaus dabei auf den Gebrauch der ihm verliehenen Kräfte gerechnet sey, und wie ohne denselben jedes Gebet: behüte mich vor dem Bösen, o Gott, fruchtlos bleibe. Salomo meint es auch nicht so, daß er nur alles von Gott erwarten müsse; sondern seine Bitte schließt die Ueberzeugung nicht aus, daß er, wenn er das Böse vermeiden wolle, auf sich selbst achten, seines Vorsatzes stets eingedenk bleiben, und alle in ihm liegende Kräfte, über die Sünde zu siegen, gewissenhaft anwenden müsse. — Vor der schweren Sünde der Abgötterei nun wünscht er behütet zu werden. Sie besteht aber darinnen, wenn man Dingen eine göttliche Verehrung beweist, die sie nicht verdienen, und Erwartungen von ihnen hegt, die sie niemahls befriedigen können. Es mag

nun

nun diese Verehrung den Gestirnen des Himmels, die durch ihren Lichtglanz die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich ziehen, oder Geschöpfen unseres Gleichen die durch ausserordentliche Talente und Tugenden, und durch solche Thaten, die Erstaunen und Bewunderung erregen, die Meinung, als seyen sie mehr als menschliche Wesen, bei andern erweckt haben; oder leblosen Geschöpfen, Bildern von Metall, Holz und Steinen erwiesen werden, so bleibt die Sünde, deren man sich alsdann schuldig macht, immer Abgötterei. Verehrung eines einzigen Gottes, als Schöpfers, Erhalters, Regierers der Welt, ward in der Mosaischen Gesetzgebung jedem Israeliten zum heiligen Gesetze gemacht. „Du sollst keine andere Götter neben mir haben, denn ich bin der Herr dein Gott." So lautete jenes Gebot, das selbst mit der bürgerlichen Verfassung des jüdischen Landes tief verwebt war. Die Verletzung, die Uebertretung desselben wurde als eine Verletzung der Treue, die die Israeliten Gott geschworen hatten, als das schändlichste Verbrechen das sie begehen könnten, als die größte Unvernunft, als die schwärzeste Undankbarkeit bei den ausgezeichneten Beweisen der besondern Aufsicht und Leitung Gottes, deren sich dieses Volk vor andern zu erfreuen gehabt hatte, als die Quelle von so vielen andern Verirrungen, Thorheiten und Lastern, die aus ihr entspringen, angesehen. Deshalb war es Salomo gewiß mit dieser Bitte Ernst, Abgötterei laß ferne von mir seyn. Denn er mogte wohl einsehen, daß wenn er selbst sich eines solchen Ver-

brechens schuldig machte, sein Beispiel auch auf sein ganzes Volk, unter dem noch so viele Rohe und Sinnliche waren, den nachtheiligsten Einfluß haben, sie zu gleicher Sünde hinreißen würde. — Und so dachte er sich mit Recht als die erste Veranlassung zu so vielen Sünden und Ausschweifungen, für die er alle einst würde verantwortlich werden. — Wenn auch wir Christen gleich nicht der Gefahr blos gestellt sind, auf eine so grobe Art die Ehrfurcht gegen Gott durch wirkliche Abgötterei zu verletzen, indem wir vor dem Geschöpf niederfallen und es anbeten; so dürfen doch auch wir zu Gott bitten: behüte mich vor Abgötterei. Denn lieben nicht auch wir solche Dinge, die es gar nicht verdienen, oft weit mehr, als Gott, der das höchste Gut ist? Fürchten nicht auch wir oft solche Dinge, die uns doch weder seelig machen noch verdammen können, weit mehr als den Herrn der Natur, in dessen Hand alle unsre Schicksale stehen? Setzen nicht auch wir auf solche Dinge, die uns doch keine wahre Hülfe gewähren können, oft ein weit uneingeschränkteres Vertrauen als auf Gott, der mit der unbegrenztesten Macht, auch die höchste Weisheit und Güte verbindet? Ist nicht manchen Menschen Geld und Gut mehr, als Gott, der doch reich und arm machen kann? Vertraut nicht mancher den Großen der Erde mehr, als dem Könige der Könige und Herrn aller Herren? Beugt sich nicht mancher mehr vor dem Fürsten, und fürchtet seinen Unwillen mehr, als das Misfallen Gottes? Und ist es nicht in der That die strafbarste Sünde der Abgötterei,

terei, deren wir uns durch ein solches Verfahren schuldig machen? O auch wir haben Ursache zu beten: Laß mich doch nicht, o Gott in Abgötterei versinken, daß ich irgend etwas mehr fürchten, mehr lieben, und ihm mehr vertrauen sollte als Dir.

Das Andere, was in jener ersten Bitte enthalten ist: Lügen laß ferne von mir seyn! Oder, laß mich niemahls anders reden, als ich denke, sondern meine Gedanken und meine Worte immer in der schönsten Uebereinstimmung mit einander seyn! Laß mich nie etwas versprechen, was ich nicht zu halten gesonnen bin. Warum thut er diese Bitte? Weil Lügen ein schändliches, verabscheuungswürdiges Laster ist. Ein Mensch, der sich ihm ergeben hat, misbraucht das unschätzbare Vermögen der Sprache, denn nur darzu ist es uns von Gott verliehen, daß wir unsere Gedanken, Empfindungen und Entschliesungen dadurch andern offenbaren sollen. Wer sich dem Laster des Lügens ergeben hat, führt seine Nebenmenschen in jedem Augenblicke irre. Auf seine Aussagen kann man nicht bauen, denn sie sind der Wahrheit entgegen; auf seine Zusage nichts rechnen, denn er hat den redlichen Willen nicht, sein Versprechen zu halten; nach seinem gerichtlichen Zeugniß nichts entscheiden, denn er scheut sich weder vor Gott noch vor Menschen. Eben daher nennt auch Jesus solche Nichtswürdige, die Lügen reden, Kinder des Satans, die, so wie er, Feinde der Wahrheit seyen. — Wer diesem Laster sich ergeben hat, von dem ist zu erwarten, daß er fast immer Böses im Sinne habe, sollte es auch nur seyn,

über die Leichtgläubigkeit anderer zu spotten, und ihre Einfalt lächerlich zu machen. Gewöhnlich ist der Lügner auch ein Mensch, dem nicht zu trauen ist. Denn wer Recht und Gerechtigkeit, wer Wahrheit und Aufrichtigkeit liebt, hat nicht nöthig den Schlangenweg, die verborgnen Pfade des Lügners zu betreten, auf denen er unentdeckt Schaden thun kann. O darum laßt uns auch täglich zu Gott beten: Lügen laß ferne von mir seyn: laßt auch uns der Worte der heiligen Schrift gedenken: Leget die Lügen ab, und redet die Wahrheit, ein jeglicher mit seinem Nächsten, sintemahl wir unter einander Glieder sind.

28te Vorlesung.

Fortsetzung.

Gieb von den Gütern dieser Welt,
So viel mir nützt, und dir gefällt;
Bei wenigem Zufriedenheit,
Zu meinem Fleiße Heiterkeit!

Schenkst du mir aber Ueberfluß,
So laß mich mäsig im Genuß,
Und dürft'ge Brüder zu erfreun,
Mich einen frohen Geber seyn.

Spruch. Sal. 30. 7. 8. 9.

Armuth und Reichthum gieb mir nicht. Diese zweite Bitte Salomos enthält wieder zweierlei:

1)

1) gieb mir nicht Armuth, 2) gieb mir nicht Reichthum.

Wer ist nach dem gewöhnlichen Urtheil der Menschen arm? Derjenige, dem es an den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens gebricht. Der weder ein eigenes Dach zu seiner Wohnung besitzt, sey es noch so klein, und noch so schlecht gebaut; noch eine gute Kleidung zu Bedeckung seines Körpers, sey sie auch von noch so groben Zeuche verfertigt; noch auch so viel Vermögen hat, daß er seinen Hunger stillen kann. Derjenige ist in der That arm, der dabei noch körperliche Gebrechen an sich hat, daß es ihm unmöglich wird, sich von den Früchten seines Fleißes, von seiner Hände Arbeit zu nähren, sondern sich lediglich auf die Barmherzigkeit anderer verlassen muß. Derjenige ist in der That arm, der bei jenen beschränkten Umständen seines Lebens eine so elende Erziehung genossen hat, daß er nicht einmahl die gemeinen gewöhnlichen Handarbeiten gelernt, und also in sich selbst keine Hülfsquelle besitzt, sich seinen Unterhalt zu verdienen, der also frühe zum Müssiggang und zum Betteln gewöhnt, alles von der Hülfe andrer erwartet, was er, wäre er besser angewiesen worden, von sich selbst hätte erwarten können. Wer aber Kraft zum Arbeiten, Geschicklichkeit und Lust darzu hat; wem Gott seine geraden Glieder gab, und den ernstlichen Willen sie seiner Absicht gemäß zu gebrauchen, den kann man nicht arm nennen, sollte er auch von allen irrdischen Gütern entblößt seyn, denn er wird überall seinen Unterhalt finden. Warum wünscht

nun Salomo, daß ihn Gott vor Armuth bewahren wolle? Scheut er sich nur vor dem mannichfaltigen Unangenehmen, was damit verbunden ist? Hat der Anblick des Elends, welches der Arme empfindet, Eckel in seiner Seele erregt? Konnte er sich von den Bequemlichkeiten und Freudengenüßen, welche mit einem Leben voll Ueberfluß verbunden sind, nicht losreißen? Das alles nicht. Denn sonst würde er auch nicht gebeten haben: Gieb mir nicht Reichthum. Er wünscht, daß er vor all zu großer Dürftigkeit bewahrt bleiben mögte, weil er glaubt, in einem solchen Zustand allzuheftigen Versuchungen zur Uebertretung seiner Pflicht ausgesetzt zu seyn, denen er vielleicht nicht gewachsen seyn könnte. Er sagt es ja ausdrücklich: Ich mögte sonst wo ich zu arm würde, stehlen, und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen, das heißt: die Ehrerbietung leichtsinnig vergessen und sträflich verletzen, die ich ihm schuldig bin. Wirklich verleitet auch die Armuth viele Menschen zu mancherlei Bösen, zur Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal. Sie halten sich um dieses äusern Zustandes alleine willen für unglücklich, und bedenken nicht, daß unsere Glückseeligkeit von äusern Dingen ganz unabhängig ist, aus ihnen nicht entspringt, in ihnen nicht wohnt, sondern ihren Sitz in unserm Herzen hat. Sie, die Armuth, verleitet viele zum Neide, mit welchem sie die Reichen und Glücklichern verfolgen. Sind diese nun noch darzu sittenlose, pflicht- und gottesvergessene Menschen, die ihrer Meinung nach solcher Auszeichnung gar nicht würdig sind; dann

können sie ihrem Neide um so weniger gebieten, und sie finden es ungerecht, daß die Vorsehung diejenigen mit Gütern überhäuft, die nichts weniger als einen weisen und wohlthätigen Gebrauch davon machen. Endlich wird der Arme auch gar oft zum wirklichen Diebstahl versucht. Erklärt er die ungleiche Austheilung irdischer Güter für ungerecht, so glaubt er befugt zu seyn, sich selbst zu nehmen, was man in der Güte ihm nicht geben will. Allen diesen Versuchungen meint Salomo nicht Weisheit, nicht Muth, nicht Stärke des Geistes genug entgegensetzen zu können: deswegen betete er zu Gott: Gieb mir nicht Armuth.

2) Aber er verbindet damit noch eine andre Bitte: gieb mir nicht Reichthum, nicht Ueberfluß an allen irdischen Dingen. Warum wünscht er sich diesen nicht? Giebt nicht Reichthum seinem Besitzer entschiedene Vortheile? Gewährt er ihm nicht bei der großen Menge Ehre und Ansehen? und giebt seinen Aussprüchen in der Versammlung seiner Mitbürger ein Uebergewicht, was freilich nicht der Reiche, sondern der Weise haben sollte? Setzt er ihn nicht in den Stand, jeden Wunsch seiner sinnlichen Natur leicht zu befriedigen, sich Bequemlichkeiten und Vergnügen mancher Art zu verschaffen, auf die der Dürftige Verzicht thun muß, — von dem er in seinem ganzen Leben nichts kostet? — Giebt der Reichthum dem Menschen nicht die Mittel in die Hände, sich eine vielseitigere Bildung zu erwerben? Macht er ihn nicht fähig, ein Wohlthäter seiner dürftigen Mitbrüder zu werden? Soll-

te er also nicht ein wünschenswürdiges Gut seyn? Salomo muß ein andres Urtheil über ihn gefällt haben, weil er ihn bei allen diesen Vortheilen doch nicht wünscht. Warum? Er giebt es uns in den Worten zu erkennen: Ich mögte sonst, wo ich zu satt würde, wo ich alles im höchsten Ueberfluße besäße, wo mir alles nach Wunsche gelänge, dich verläugnen, es gänzlich vergeßen, daß ich dir o Gott das alles zu danken habe, und im hohen Selbstgefühle fragen: Wer ist der Herr? Damit also sagt er uns, daß er im Besitze des Reichthums nicht weniger heftigen Versuchungen zur Uebertretung seiner Pflicht ausgesetzt seyn würde, denen er vielleicht nicht gewachsen seyn könnte. In der That führt auch großer Reichthum für diejenigen, die nicht gebildet und nicht befestigt genug im Guten sind, sehr viele Uebel herbei, unter deren Gewicht ihre Tugend völlig erliegt, — er wird für sie eine gefährliche Klippe an der sie völlig Schiffbruch leidet. — Macht er nicht viele, besonders wenn sie plötzlich reich werden, stolz und hochmüthig? Vergeßen sie nicht, was sie vorher waren? Legen sie sich nicht um des Geldes Willen einen Werth bei, der nur ihren persönlichen guten Eigenschaften zugeschrieben werden kann? Ueberreden sie sich nicht, daß sie alles damit ausrichten können? — Trotzen sie nicht im Vertrauen auf ihre Schätze, den Gesetzen und der Obrigkeit? Erlauben sie sich nicht manche ungerechte und gewaltthätige Handlung, die sie nachmals mit ihrem Gelde wieder gut zu machen glauben? — Andere verleitet ihr Reichthum zur Gottesvergessenheit. Wer ist

der

der Herr, fragen sie, deß Stimme ich hören soll? Sie vertrauen auf den unsichern Götzen, der ihnen doch nicht helfen, der ihnen so bald wieder entrissen werden kann, und denken darüber nicht an den, in dessen Macht es steht, zu erhöhen und zu erniedrigen, reich und arm zu machen? Für viele wird der Reichthum eine Veranlassung zu den größten Ausschweifungen. Sie wähnen, weil sie die Mittel haben, jeden Wunsch des Herzens befriedigen zu können, so dürfen sie ihn auch befriedigen. Und so gerathen sie in die gefährlichen Schlingen der Verschwendung, der Prachtliebe, der Wollust, der Unmäßigkeit, und werden endlich wiewohl zu späte inne, daß sie einen viel bessern Gebrauch von ihren Gütern hätten machen können; endlich verleitet der Reichthum auch manche zum Geitze und zur Hartherzigkeit. Sammeln ist ihnen Zweck. Aber daß das Gesammelte weise gebrauchen, noch viel vernünftiger und besser sey, daran denken sie nicht. — So erlischt in ihrer Seele der letzte schwache Funken von Liebe. — Die leidende Menschheit macht keinen Eindruck auf ihr felsenhartes Herz. — Des Unglücklichen und Hülflosen Bitten rühret sie nicht; eher würden sie Tausende zu Grunde gehen sehen, ehe sie durch Aufopferung eines Theils ihrer Schätze etwas zu ihrer Rettung beitragen sollten. Wie weise ist also die Bitte des Salomos an Gott: Armuth und Reichthum gieb mir nicht. Auch wir wollen seinem Beispiele folgen, und wie er zu Gott beten: Armuth und Reichthum gieb mir nicht. Ich mögte sonst wo ich zu satt würde, dich ver-

verläugnen, und sagen: wer ist der Herr? Oder wo ich zu arm würde, mögte ich stehlen, und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen.

29te Vorlesung.

Pred. Sal. 3, 18—22.

Dein Pilgrim bin ich ja nur hier,
Laß mich dieß nie vergessen,
Nur wenig Tage hast du mir
Zur Wallfahrt zugemessen.
Schnell, wie ein Traum sind sie vollbracht
Und dann wird dieser Erde Pracht
Auf ewig mir vergehen.

Drum laß des Himmels Herrlichkeit
Mir stets vor Augen haben!
Mich in der Vorbereitungszeit
Um jene bessere Gaben,
Die mir im Tode nicht entfliehn,
Mit Eifer und mit Ernst bemühn,
Damit ich nicht einst darbe. —

Pred. Sal. 3, 18—22.

Ich sprach in meinem Herzen von dem Wesen der Menschen, darinn Gott anzeiget und lässets ansehen, als wären sie unter sich wie das Vieh. Denn es gehet dem Menschen, wie dem Vieh. Wie dieß stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Odem. Und der Mensch hat nichts mehr denn das

Vieh, denn es ist alles eitel. Es fährt alles an Einen Ort. Es ist alles von Staube gemacht, und wird wieder zu Staube. Wer weiß, ob der Odem des Menschen aufwärts fahre, und der Othem des Viehes unterwärts, nnter die Erde fahre? Darum sage ich, daß nichts besser ist, denn daß ein Mensch fröhlich sey in seiner Arbeit. Denn das ist sein Theil. Denn wer will ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm geschehen wird?

Mensch und Thier also, könnte nach diesem Ausspruch des Predigerbuchs mancher denken, sind einander in ihrer Bestimmung vollkommen gleich! Das endliche Schicksal des Einen, ist auch das endliche Schicksal des Andern! Worzu also mit der moralischen Natur des Menschen prahlen? Worzu mit seinen glänzenden Vorzügen groß thun? Worzu ihn zum Bilde der Gottheit erheben? Worzu seine Dauer über diese gegenwärtige Welt verlängern? Worzu von einem ewigen Leben sprechen, für welches er bestimmt seyn soll? — Es ist der Mühe werth, daß wir diese Stelle mit aller Aufmerksamkeit betrachten, um in ihren richtigen Sinn einzudringen.

Wenn Salomo sagt: es geht dem Menschen wie dem Vieh; so will er damit nur so viel anzeigen, daß der Mensch vieles mit dem Thier gemein habe. Und ist dem nicht also? Bedarf nicht sein Körper, wie der Körper des Thieres Speise und Trank und Erholung von der Arbeit, um seine verlohrnen Kräfte wieder zu sammeln? Werden nicht diese Kräfte wie bei dem Thiere, durch den langen Gebrauch nach und nach erschöpft und verzehrt

zehrt, so daß er sich der Periode seiner Auflösung immermehr nähert? Hat er nicht endlich mit dem Thiere auch das Schicksal gemein, daß sein natürliches Leben aufhört, daß sein Körper zerstöhrt, in seine Theile aufgelöst wird, und diese wieder zu Staub werden, dem sie verwandt sind? Wenn aber Salomo sagt: Der Mensch hat nichts mehr als das Thier, oder er hat vor ihm gar keinen Vorzug, so hat er dieß vielleicht im Unmuthe gesprochen.

1) Er hatte alle Vergnügungen des Lebens gekostet, und sie hatten ihn doch nicht befriedigt. Seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß alles, selbst das nichtig und unbeständig sey, worein der Mensch oft einen so großen Werth setzt, Reichthum, Ehre und Macht: er hatte bemerkt, daß auch der Besitz wirklicher Weisheit nicht gegen alle Unannehmlichkeiten des Lebens sicher stelle, und daß der Thor und der Weise ihnen ohne Unterschied unterworfen wären, ohne daß Einer oder der andre ihnen entgehen könnte. Wie leicht konnte er nun im Unmuth die Aeußerung thun: der Mensch hat nichts mehr als das Vieh. Denn wie oft spricht man in einer finstern Stimmung des Gemüths Worte aus, die nicht aus dem Innersten unsrer Ueberzeugung hervorgegangen sind.

2) Oder er meinte blos, daß es dem Menschen, in so ferne er seinem Körper nach mit dem Thiere verwandt sey, auch dem Aeusserlichen nach nicht anders gehen könne, als wie es diesem geht; daß er zur Welt kommt, eine Zeitlang lebt, und end-

endlich wieder vergeht. — Dieß Schicksal, das er im Aeußerlichen mit dem Thiere gemein hat, ist aber noch kein Beweis, daß er auch in allen übrigen Dingen nicht im Geringsten besser sey, als das Thier. Denn wäre wirklich das Ende seines natürlichen Lebens das Ende seines ganzen Daseyns, so findet sich doch in dem Leben des Menschen so manches, was ihm einen entschiedenen Vorzug vor dem Thierischen giebt. Denn der Mensch genießt und freut sich seines Lebens mit Bewustseyn; beim Thiere ist es blos die sinnliche Natur, die bei seinen Genüßen beschäftigt ist, und es kann sie nicht durch sein Bewustseyn erhöhen, da ihm die vernünftige Natur fehlt. Die Summe der Genüße, die dem Menschen zu Theil werden, und die er sich selbst verschafft, sind höchst mannichfaltig. Wie eingeschränkt sind sie dagegen bei dem Thier. Auf wie wenige Arten von Nahrungsmitteln ist es zu seinem Unterhalte angewiesen. Endlich besitzt auch der Mensch in seiner vernünftigen Natur, nach welcher ihm das Vermögen zu denken, zu wollen, und seine Gedanken, Empfindungen und Entschliesungen durch die Sprache zu erkennen zu geben, doch wohl unbezweifelte Vorzüge vor dem Thiere — Wie? wenn Salomo an die Menge herrlicher Sprüche der Weisheit und Menschenkenntniß dachte, die er niederschrieb, und die uns jetzt noch Bewunderung ablocken, so würde er schon um deswillen nicht gesagt haben: Der Mensch hat nichts mehr als das Vieh.

Oder endlich drittens meinte es der Verfasser des Predigersbuchs mit dieser auffallenden Aeußerung

rung im ganzen Ernste so, daß das Ende des Menschen mit dem des Thiers ein und dasselbe sey. So wie der thierische Körper in die Erde verscharret werde, so gehe es auch mit dem menschlichen; so wie jener sich mit dem Staube wieder vermische, so auch dieser; so wie das ganze Daseyn des Thiers nur auf sein irdisches Leben beschränkt sey, so auch das Daseyn des Menschen. Höre er auf zu leben, so höre er überhaupt auf zu seyn. Dieß scheinen auch die Worte zu bestättigen: Wer weis ob der Geist des Menschen aufwärts fahre, der Odem des Thieres unterwärts? Das heißt, wer kann mit Gewißheit dafür bürgen, daß der menschliche Geist nach der Zerstöhrung des Körpers in eine andere Welt, zu einer neuen und größern Thätigkeit versetzt wird; der thierische Geist aber wie der Leib zu Staube werden muß? — Wenn diese letztere die eigentliche Meinung Salomos ist, so folgt aus ihr, daß er in der Lehre über die eigentliche ewige Bestimmung des Menschen noch gar nicht unterrichtet, und von der Wahrheit unserer ewigen Fortdauer noch nicht vollkommen überzeugt war; oder daß er noch sehr daran zweifelte, ob eine solche Zukunft sich mit Grunde hoffen ließe, daß seine Gründe für und wider diese Hoffnung sich völlig das Gleichgewicht hielten. — Daher giebt er eben um dieses Zweifels willen dem Menschen den Rath, es sey nichts Besseres, als daß ein Mensch fröhlich sey in seiner Arbeit; dieß wäre das Theil, das ihm beschieden ist. Was nach ihm geschehen werde, könne er nicht wissen.

Mag

Mag der Verfasser des Predigerbuchs hierüber dieser oder einer andern Meinung zugethan gewesen, oder an der Gewißheit unsrer künftigen Fortdauer nur gezweifelt haben; — wir Christen setzen sie aus vernünftigen Gründen, und auf die Belehrungen Jesu gestützt, nicht im mindesten in Zweifel. — Denn dieser Glaube ist unserer ganzen moralischen Natur, unserem Streben nach immer höherer Vollkommenheit und Glückseeligkeit so durchaus angemessen, ist mit unsern Denken, Wünschen und Hoffen so innig verwebt, ist in den erhabenen Eigenschaften Gottes so veste gegründet; ist unserer Tugend so unentbehrlich, für unsere Zufriedenheit so förderlich, daß wir an unserer sittlichen Natur selbst zweifeln müßten, wenn wir daran zweifeln wollten. — Wie? alle die herrlichen Anlagen, die der Schöpfer uns verliehen hat, und die hier bei weitem nicht völlig entwickelt und ausgebildet werden, sollten unserm Geiste umsonst verliehen seyn, sollten mit dem Körper im Tode zugleich zerstöhrt werden? Wie stimmt dieß mit dem Glauben an einen weisen Urheber aller Dinge überein, der nichts ohne vernünftige Absicht thut? Er kann also auch nichts zerstöhren, was so vortreflich ist, was in diesem Leben schon in seiner Vervollkommung so weit gediehen, und was noch einer weitern Entwicklung fähig ist. Wie? alle die sehnlichen Wünsche, noch nach dem Tode des Körpers fortzuleben, und dort in einen andern Wirkungskreis versezet zu werden, der unsern Kräften noch angemessener ist, in welchen wir noch mehr

mehr Gutes schaffen, und noch reinere höhere Freuden genießen können, sollen umsonst in unsrer Brust niedergelegt seyn, sollen vergeblich sich in uns so stark und laut regen, ohne je befriedigt zu werden? Wie stimmt das mit den Hoffnungen und Erwartungen überein, die wir uns von dem Wesen machen, das die höchste Güte besitzt, und jedem Geschöpf so viel Gutes gönnt, und giebt, als es zu genießen fähig ist. Wie? Alle Gewaltthätigkeiten, alle Ungerechtigkeiten, die der Lasterhafte hier verübt, in dessen Hände Macht und Gewalt gegeben sind, sollten dort keinen strafenden Richter finden, wenn sie hier keinen gefunden haben, und alle edlen Handlungen, die der Tugendhafte aus Achtung gegen das Gesetz Gottes vollbrachte, hier aber nichts als Undank dafür erntete, sollten dort nicht erkannt, nicht belohnt werden? Wie läßt sich das mit unserm Glauben an den Gott vereinigen, der gerecht ist und Gerechtigkeit lieb hat? — Ja laßt es immerhin seyn, daß es dem Menschen seinen Körper nach wie dem Thiere geht. Sein Geist ist edlerer Natur, ist göttlichen Ursprungs, und kann mit dem Tode des Körpers nicht vernichtet werden. Der Staub muß wieder zur Erde kommen, davon er genommen ist; aber der Geist kehrt zu Gott, der ihn gegeben hat.

30te Vorlesung.

Ich bin o Gott dein Eigenthum,
Du schufst mich, dein zu seyn.
Mein ganzes Leben dir zum Ruhm,
Der Tugend stets zu weihn.

Du gabst mir den vernünft'gen Geist,
Bewundernd einzuseh'n,
Wie dich die ganze Schöpfung preist,
Mit ihr dich zu erhöh'n.

Was um mich ist, verkündigt mir,
Gott, deine Herrlichkeit,
Zu ihrem Preise reitzet hier
Mich jede Jahreszeit.

Und ich — ich sollte fühllos seyn?
Ich rühmte dich Herr nicht?
Mein Leben deinem Ruhm zu weih'n,
Das ist auch meine Pflicht.

O mache dieser Pflicht mich treu,
So treu, als ich es soll.
Mein Herz, mein Mund, mein Wandel sey
Stets deiner Ehre voll!

Pred. Sal. 11, 9.

So freue dich Jüngling in deiner Jugend! Und laß dein Herz guter Dinge seyn in deiner Jugend! Thue was deinem Herzen gelüstet, und deinen Augen gefallet! Und wisse, daß dich Gott einst um dieß alles wird vor Gericht führen.

Diese vorgelesene Stelle enthält eine Aufforderung an den Jüngling zur Freude — und zugleich eine

eine Erinnerung, der künftigen Rechenschaft für die Anwendung seiner Lebenszeit stets eingedenk zu bleiben. — In dem Alter der Jugend ist der Mensch vorzüglich des Genußes der Freude empfänglich. Wie viele Quellen stehen ihm offen, aus denen er Vergnügen schöpft! Die ganze Natur mit ihren unzähligen Schönheiten liegt wie ein mit ihren buntesten Farben ausgeschmücktes Gemälde vor ihm da, und seine Sinne, noch ungeschwächt, und scharf, bemerken leichter und schneller alle reitzenden Gegenstände, die seiner Betrachtung würdig sind. — Feurig und lebhaft ist seine Einbildungskraft, die das bereits empfundene wieder vor seine Seele stellt, und ihr neue Genüße verschafft. Und wie viele Freuden zaubert ihm die stets geschäftige Phantasie mit ihrem Pinsel vor. Sie ist unerschöpflich in Hervorbringung neuer Gestalten und Formen, und versetzt ihn oft in eine ganz andere, der Wirklichkeit entgegengesetzte Welt, deren Anschauung das Gemüth mit Vergnügen erfüllt. — Wie viele Freuden bereitet ihm das Gedächtniß, welches beym Jüngling schnell und richtig die Vorstellung auffaßt, und sie treu bewahrt, und zu seiner Zeit wieder mit gleicher Treue hervorruft; wie warm schlägt das jugendliche Herz für das Edle und Gute! Welchen lebendigen Antheil nimmt es, so lange keine böse Neigung es noch beherrscht, an der Sache der Wahrheit und des Rechts! Und welchen unbeschreiblich süßen Genuß giebt ihm der Sieg der Wahrheit über den Irrthum, des Rechts über das Unrecht. — Welche Regsamkeit, welche Thätigkeit

zei=

zeigen die gesammten Kräfte des Jünglings! Welche Lust, wenn er sichs bewußt wird, was er damit schon ausgerichtet habe, und künftig noch ausrichten könne! Welche Freude, über ein mühevolles Geschäfte, das ihm gelungen ist; welches Entzücken, wenn er hinblickt auf die Früchte seines Fleißes, an die nützliche Anwendung seiner Kräfte denkt! Auch ohne Aufforderung zur Freude wird der Mensch in dem Alter der Jugend sich selbst zur Freude mächtig angetrieben fühlen. Die Freuden selbst aber, die wir genießen, sind sehr von einander verschieden, je nachdem die Quellen sind, aus denen wir sie schöpfen. Sind unsre Sinne dabei hauptsächlich geschäftig, sind sie es, durch welche wir sie genießen, so nennt man sie sinnliche. Sie sind nur von kurzer Dauer, und befriedigen unsre Wünsche nie ganz. — Ist aber unser Geist dabei vorzüglich wirksam; sind es seine Kräfte, mit deren Anwendung wir uns Freuden verschaffen; gehen diese hauptsächlich nur unsre Seele an und werden von ihr empfunden und genossen, so nennt man sie geistige Freuden. Wenn du in dein Inneres blickst, über die von Gott dir geschenkten großen Anlagen und Fähigkeiten deines Geistes nachdenkst; wenn du erwägst, wie viel Gutes du durch den weisen Gebrauch deiner Kräfte schon ausgerichtet hast; wenn du deine Aufmerksamkeit auf den großen Urheber der Natur, der auch dein Schöpfer und dein Vater ist, richtest, und dich an die unzähligen Wohlthaten erinnerst, die du aus seiner Hand empfangen hast; wenn du dir das süße Verhältniß

vergegenwärtigst, in welchem du zu ihm stehst, daß du sein Geschöpf, sein Unterthan, sein Kind bist; wenn du das Bedürfniß fühlst, dich recht oft mit deinen Gedanken zu ihm zu erheben, so wird in allen diesen Beschäftigungen deine Seele ein edles, süßes Vergnügen empfinden. — Aber dieß Vergnügen ist geistiger Natur, entspringt theils aus deinem Geiste, theils wirkt es auch hauptsächlich wohlthätig auf ihn wieder zurücke, ob schon der Körper nicht ganz von dem heilsamen Einfluß, den es auch auf diesen hat, ausgeschloßen bleibt. — So verschieden die Quelle ist, aus der unsere Freuden entspringen, so verschieden ist auch die Natur derselben. Das Sittengesetz thut aber über sie insgesammt den Ausspruch, daß sie, wenn sie mit seinen Forderungen übereinstimmen, erlaubt, wenn sie von ihm abweichen, unerlaubt und sündlich seyen. Ueber die geistigen Freuden können wir nicht zweifelhaft bleiben, daß sie insgesammt unsündlich seyen. Von den sinnlichen aber kann dieses Urtheil nur in soferne gelten, sie können nur in soferne unschuldig seyn, als der Mensch sie mit Mäsigung und Mäsigkeit genießt, als er sie nicht als Zweck, sondern nur als Mittel betrachtet; als er keine wichtige Pflicht um ihrentwillen versäumt, oder ihnen aufopfert; in soferne endlich können sie unschuldig seyn, als er sich durch sie zu nützlicher Thätigkeit ermuntert und gestärkt fühlt. Diese mannichfaltigen sinnlichen und geistigen Freuden darf auch der Jüngling geniesen, denn ihm gab der Schöpfer vor allen eine größere Empfänglichkeit dafür. Aber nie darf er

die

die Weisheit, die seine stete Begleiterin seyn soll, dabei verlassen. Sie muß ihn immer in den Schranken der Mäsigkeit erhalten. Sie muß ihn gegen unerlaubte Freudengenüße sicher stellen. Sie muß ihn immer an seine höhere Bestimmung lebendig erinnern; sie muß ihm sagen, daß alle sinnlichen Freuden nur kurz, nur vergänglich, nur unbefriedigend sind. Sie muß seine Aufmerksamkeit auf diejenigen Vergnügungen vorzüglich hinrichten, die nicht vorübergehend, nicht täuschend in ihren Wirkungen, nicht bitter in der Erinnerung sind. Sie muß ihn gewöhnen, die Freuden des Geistes allen andern vorzuziehen, wie viel er sich auch von diesen versprechen, wie mächtig er auch durch seine Begierden zum Genuße aufgefordert werden mag. Sie, die Weisheit muß ihm immer zurufen, wisse, daß dich Gott um dieß alles wird vor Gericht führen. Denke daran, daß auch für dich o Jüngling, o Jungfrau ein Tag der Rechenschaft kommt, wo du dem Richter der Welt für die Anwendung deiner Kräfte und für den Gebrauch deiner Zeit wirst Rede stehen müssen. O wann das der leichtsinnige Jüngling bedächte, der die flüchtigen Jahre der Jugend mit unnützen Zeitvertreiben, mit elenden Tändeleien in trägen Müssiggang zubringt! Wisse daß dich Gott auch darum wird vor Gericht führen; wenn das der schwelgerische und üppige Jüngling bedächte, der blos dem sinnlichen Genuße lebt, und vielleicht keinen Tag mit einer edlen Handlung bezeichnet; wisse daß auch dich Gott für dieß alles wird vor Gericht führen; wenn das der, der Wollust er-

gebene Jüngling bedächte, der durch grobe Ausschweifungen den Quell des Lebens frühe austrocknet, und sich alle Lust, alle Kraft, allen Muth zu einer nützlichen Thätigkeit raubt, wisse, daß auch dich Gott für diesen falschen Gebrauch deiner Lebenszeit wird vor Gericht führen; wenn das der auf irgend einem bösen Wege begriffene Jüngling bedächte, der in der Jugend schon sich zum Verbrecher zu bilden sucht, den nachmahls die strafende Hand der Gesetze verfolgt, und als ein gefährliches Glied aus der menschlichen Gesellschaft auf immer vertilgt; wisse, daß dich Gott einst um dieß alles wird vor Gericht führen: Er würde bedachtsamer in seinen Genüßen verfahren; er würde jede Freude vorher sorgfältig prüfen, ehe er ihr sich hingiebt, und nur die für unschuldig und unschädlich halten, gegen die sein Herz und sein Gewissen nichts zu erinnern hat. — So laßt uns denn auch dieses Wort jenes großen Weisen tief in die Seele schreiben: Freue dich Jüngling in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge seyn in deiner Jugend. Thue was deinem Herzen gelüstet, und deinen Augen gefället; aber wisse, daß dich Gott um dieß alles wird vor Gericht führen. —

31te Vorlesung.

Pred. Sal. 7, 1—5.

Wohl ist ein ungestöhrtes Glück
Weit schwerer oft zu tragen,
Als selbst das widrige Geschick
Bei dessen Last wir klagen.
Die größte Noth hebt einst der Tod
Und Ehre, Glück und Habe
Verläßt mich doch am Grabe.

An dem, was Seelen glücklich macht,
Läßt Gott es keinem fehlen.
Gesundheit, Reichthum, Ruhm und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rath vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewißen
Die Trübsal auch versüßen.

Pred. Sal. 7, 1—5.

Wer weiß, was dem Menschen nütz ist im Leben, so lange er lebt in seiner Eitelkeit, welches dahin fährt wie ein Schatten? Oder wer will dem Menschen sagen, was nach ihm kommen wird unter der Sonne? Ein gut Gerücht ist besser denn eine gute Salbe; und der Tag des Todes besser, weder der Tag der Geburt. Es ist besser ins Klaghaus gehen, denn in das Trinkhaus. In jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmts zu Herzen. Es ist Trauern besser denn Lachen, denn durch Trauern wird das Herz gebessert. Das Herz der Weisen ist im Klaghause, das Herz der Narren aber im Hause der Freuden.

Soll-

Sollte es unter allen Dingen in der Welt, nicht doch wohl manche geben, die dem Menschen ohne alle Einschränkung nützlich sind, da Salomo sagt: wer weiß, was dem Menschen nützlich ist in seinem Leben? Denken wir nach, so finden wir, daß ein heller Verstand, der über alles, was ihm vorkommt, richtig urtheilt; ein durchaus thätiges arbeitsames Leben, das nicht nur dem Menschen selbst, der es übt, sondern auch andern, unzähligen Nutzen schafft; ein rechtschaffner, tugendhafter Sinn ohne alle Widerrede für uns nützlich seyen. Besonders gilt von diesem letztern was Paulus sagt: die Gottseeligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Sollte sie auch dem Menschen sonst weiter keine Vortheile gewähren, so wäre doch die aus ihr entspringende Heiterkeit des Geistes schon genug, und würde jeden andern Gewinn weit überwiegen.

Aber Salamo hat in diesem Ausspruch nicht diese Dinge im Sinne, sondern nur äusere irdische Dinge. Was diese betrifft, stellt er es in Zweifel, welche von ihnen, und in welchem Maaße sie dem Menschen nützlich seyen. Diese Ungewißheit beruht auf der Wandelbarkeit des menschlichen Charakters. Nicht alle behalten dieselbe Sinnes- und Denkungsart, die sie vorher hatten. So wie sich nun ihre Ansichten über die Güte und den Werth irdischer Dinge ändern, so ändert sich auch der Gebrauch, den sie davon machen; sie beruht aber auch auf den herrschenden Neigungen mancher Menschen zu dieser oder jener Thorheit und Ausschweifung,

die

die sie bisher nicht befriedigen konnten. So weiß niemand ob ein größeres Maas von zeitlichen Gütern für ihn nützlich seyn werde, weil er den Gebrauch nicht vorher bestimmen kann, den er davon machen wird, ob er sich gleich zutrauen mag, daß er sie nicht misbrauchen werde. Wenn aber die Neigung zur Ueppigkeit, Verschwendung und Prachtliebe in ihm ist, die er bei eingeschränktern Umständen nicht nach Wunsche befriedigen konnte, so ist es mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorher zu sehen, daß er die irdischen Güter misbrauchen werde. So weiß auch keiner, ob eine hohe Ehrenstelle ihm nützlich seyn werde, so sehr er sich schmeichelt, sich nicht zu überheben. Denn auch er kann nicht mit Gewißheit vorherbestimmen, ob er den Versuchungen zum Bösen, denen sie ihn aussetzen wird, werde gewachsen seyn. Wenn aber in seinem Herzen die Neigung zum Stolze ist, der er in seinem bisherigen niedrigen Stande nur nicht nachhängen konnte, so können wir abermahls es mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraus sehen, daß auch er einen Misbrauch davon machen werde. So weiß keiner, ob eine ausgebreitete Macht, ob weitläuftige angesehene Verbindungen ihm nützlich seyn werden, weil auch er nicht dafür stehen kann, daß sie ihn nicht zu mannichfaltigen Thorheiten verleiten werden, so viel er sich selbst zutrauen mag, keinen andern als wohlthätigen Gebrauch für andre davon zu machen. Aber wenn in seinem Herzen die Neigung zur Gewaltthätigkeit herrschte, der er in seiner bisherigen beschränkten Lage nur nicht nach Wunsche folgen konnte

te, so können wir es ebenfalls mit der größten Wahrscheinlichkeit voraus sehen, er werde die Zahl der Thoren vermehren, die eine vortheilhafte Veränderung ihrer äusern Verhältnisse nicht ertragen können.

So wenig also der Mensch wissen kann, was ihm von irdischen Dingen wirklich nützlich seyn werde, so wenig weiß er, wie Salomo sagt, überhaupt, was nach ihm kommen, oder was künftig seyn wird. Diese Unwissenheit ist aber, wenn wir alles wohl überlegen wollen, kein Unglück für uns. Weise hat der Schöpfer einen undurchdringlichen Vorhang zwischen der Gegenwart und der Zukunft gezogen, den wir nicht aufheben können. Wohlthätig hat er uns alle Schicksale, die uns treffen, verborgen. Denn wären es unangenehme unvermeidliche Ereignisse, wie würde uns diese Kenntniß mit Furcht und Angst erfüllen! Wie würden wir zittern, je näher wir dem Augenblick rückten, wo entweder eine geliebte Person uns entrissen, oder wo ein Theil unserer Güter uns geraubt werden; oder wo eine schmerzhafte Krankheit uns heimsuchen sollte! Wie würden sich die Vorempfindungen unseres Unglücks in alle Genüße unsrer Freuden mischen, und sie verbittern! Wie würde das Leben selbst uns endlich zur Last werden! Jetzt da wir von jenen Schicksalen nichts wissen, gehen wir getrost den Weg durchs Leben, und genießen mit Dank gegen Gott alles, was uns die Gegenwart anbietet. — Wären es aber angenehme Vorfälle, — auch da würde es uns nichts nützen, wenn wir sie voraus wüßten. Zwar meint

meint der Mensch, es würde nicht wenig zum Glücke seines Lebens beitragen, wenn er vorher sehen könnte, daß in einer bestimmten Zeit eine drückende Beschwerde ihm abgenommen, und seine äussere Lage seinen Wünschen nach verbessert werden; daß ihm nach Verfluß von so vielen Tagen, Wochen oder Jahren, eine ansehnliche Erbschaft zufallen; daß das Glück ihm einen bedeutenden Gewinn zuwenden; daß er eine einträgliche und dabei ehrenvolle Stelle erhalten; daß er in Verbindungen, die ihm sehr vortheilhaft wären, treten; daß er eine lange Reihe von Jahren leben, und in dieser Zeit recht viele Freuden genießen werde. Wenn er nun, wähnt er, schon vorher wüßte, daß ihm alles dieß Angenehme in der bestimmten Zeit unfehlbar widerfahren werde, so könnte er sich einen dreifachen Genuß verschaffen; einmahl würde er schon in der Erwartung aller jener angenehmen Ereignisse einen süßen Vorschmack derselben finden; dann, indem er sie wirklich genöße, und endlich noch in der Erinnerung, wann sie bereits schon vorüber gegangen wären. Gar oft machen ihn daher diese Gedanken unzufrieden, daß ihm Gott nicht vergönnet hat in die Zukunft zu blicken. Und doch müssen wir bekennen: Der Herr hat auch hier alles wohl gemacht; denn ist nicht jede Freude für uns um so größer, je unerwarteter sie kommt? Ist nicht jedes Glück um so schätzbarer, je weniger wir es voraus sehen konnten? Wenn wir aber viele Jahre lang es vorher schon im Geiste erblickten — würde es nicht, wenn es endlich ankäme, viel von seinem Reitze ver-

loh-

lohren haben? Würden unsre Empfindungen nicht durch die beständige Spannung, in der sie bisher erhalten wurden, endlich abgestumpft worden seyn? Würden wir nicht die Genußfähigkeit, da wir so lange darauf warten mußten, gröstentheils verlohren haben? Und dann wie gleichgültig und unempfindlich würde uns das bestimmte Vorherwissen alles Unangenehmen, was uns in der Zukunft begegnet, gegen das mäsige Glück der Gegenwart machen? Wie wenig würden wir das Gute das mit unserer jetzigen Lage verbunden ist schätzen, wenn wir wüßten, daß wir in eine viel vortheilhaftere sollen versetzet werden. Wie undankbar würden wir dann gegen Gott seyn, der es uns doch in keiner Lage des Lebens je ganz an Freuden fehlen läßt! Wie mismuthig würden wir in der Erfüllung aller der Verbindlichkeiten werden, die unser jetziger Beruf uns auflegt. Mit einem Worte: wir würden nur für die Zukunft, nicht aber für die Gegenwart leben, und so auf keine Weise die Absicht unsers Daseyns erfüllen. Aber damit wir unserer irrdischen Bestimmung ganz Genüge leisten mögten, hat es der Allweise so eingerichtet, daß wir nicht wissen dürfen, was künftig ist. — Wollen wir uns in dem Glauben beruhigen, daß alle unsre Schicksale in der Hand Gottes stehen, der alle unsre Tage auf sein Buch geschrieben hat, wie viel ihrer werden sollten, ehe derselben noch einer vorhanden war.

Auf Gott und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glücke bauen,

Und dem, der mich erschaffen hat,
Von ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

32te Vorlesung.

Fortsetzung.

Pred. Sal. 7, 2—5.

Gott zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh ich die Welt noch sah;
Eh ich mich selbst noch kannte,
Eh ich ihn Vater nannte,
War er mir schon mit Hülfe nah.

Die kleinste meiner Sorgen
Ist dem Gott nicht verborgen,
Der alles sieht und hält;
Und was er mir beschieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wärs auch die größte Last der Welt.

Pred. Sal. 7, 2—5.

Ein gut Gerüchte ist besser, denn gute Salbe. Und der Tag des Todes besser, denn der Tag der Geburt. Es ist besser ins Klaghaus gehen, denn in das Trinkhaus; denn in jenem ist das Ende

aller

aller Menschen, und der Lebendige nimmts zu Herzen. Es ist Trauern besser denn Lachen: denn durch Trauern wird das Herz gebessert. Das Herz der Weisen ist im Klaghause, das Herz der Narren im Hause der Freuden.

Der weise Verfasser des Predigerbuchs vergleicht in dieser vorgelesenen Stelle Dinge mit einander, die ihrer Natur nach einander oft entgegengesetzt sind, und giebt bei dieser Vergleichung oft gerade denen den Vorzug, die ihn nach dem Urtheile gewöhnlicher Menschen nicht verdienen. Denn welcher unter dem großen Haufen wird nicht das Lachen dem Weinen, die Freude der Traurigkeit, das Leben dem Tode, den Aufenthalt in dem Hause der Freuden dem Besuch des Klaghauses vorziehen? Nur was er von dem guten Rufe sagt, der den Werth der köstlichsten Salbe übertreffen soll, mögte wohl auch der gemeinste Verstand nicht bezweifeln. — Da es die Absicht dieses Weisen ist, in seinem Buche seine eigentlichen Ansichten, seine besondern Urtheile über die Natur und den Werth alles dessen abzugeben, was jedem vernünftigen Menschen wichtig seyn muß; da seine Ansichten und Urtheile gar oft den Ansichten und Urtheilen andrer widersprechen, so ist es wohl unserer aufmerksamen Betrachtung werth, was er in unserer vorgelesenen Stelle sagt. Wollen wir den darinnen enthaltenen Sinn zu erforschen suchen!

Zuerst vergleicht er ein gutes Gerüchte oder einen guten Ruf mit einer köstlichen Salbe, und giebt ihm vor dieser bei weitem den Vorzug. Beide

Din=

Dinge haben Aehnlichkeit mit einander. Mit Salbe bestrich der Morgenländer das Haupt, wenn die Pflicht ihn zur Theilnahme an großen Feierlichkeiten, oder die Freundschaft ihn zu einem Gastmahle rief. Er that dieß, um einen angenehmen Geruch um sich her zu verbreiten; den man auch schon in der Ferne wahrnahm. — Derjenige Mensch, der durch einen unbescholtenen Wandel sich einen guten Ruf erworben hat, verbreitet auch etwas von sich, was ihm im Voraus schon selbst bei denen die ihn noch nicht kennen, Liebe und Achtung gewinnt. Die Nachrichten von seinen hellen Einsichten, von seinen vortreflichen Gesinnungen, von seinem gemeinnützigen Leben, von seinen edeln Thaten, gehen vor ihm, wie vor dem mit Salbe bestrichenen ein guter Geruch — voraus, und nehmen jeden schon zu seinem Vortheile ein. Und ist etwas in dem Herzen, was so stark für einen Menschen, der einen guten Ruf hat, spricht, noch ehe man ihn handeln gesehen hat: wie geneigt wird man seyn, ihm zu dienen, zu helfen, sein Glück zu befördern. — Wie viele Freunde hat ihm sein guter Ruf bereits erworben, die zu seinem Besten thätig sind, ehe er selbst es vielleicht weiß. Es bedarf also keines weitern Beweises, daß selbst die köstlichste Salbe dem guten Gerüchte weit nachstehe.

Auffallender aber ist was Salomo im folgenden sagt: Der Tag des Todes ist besser als der Tag der Geburt. Man könnte glauben, er ziehe das Nichtseyn dem Seyn, den Tod dem Leben vor, und da mögte denn sein Ausspruch wohl schwerlich

zu rechtfertigen seyn. Dieß ist aber auch der Sinn seiner Worte nicht. Der Tag des Todes ist ihm nur das Ende alles menschlichen Elends; der Tag der Geburt, der Anfang desselben. So wie es nun besser wäre, alle Mühseeligkeiten des Lebens überstanden zu haben, als erst anfangen mit ihnen zu kämpfen; eben so müsse man auch den Verstorbenen in Vergleich mit dem der gebohren wird, glücklicher schätzen; jener habe den mit Dornen mancher Art bestreuten Weg durch dieses Leben bereits zurückegelegt; dieser aber trete erst in denselben ein, und habe alle Beschwerden, alle Gefahren, alle Leiden, alle Mühe, alle Sorgen noch zu überstehen. — Ferner könne man auch am Tage des Todes das Urtheil mit Sicherheit fällen, ob das Leben eines Menschen ein glückliches oder ein elendes gewesen sey. Bei seiner Geburt aber könne man noch nicht bestimmen, welches sein Loos seyn werde; folglich sey auch in dieser Hinsicht der Tag des Todes besser, als der der Geburt. — Wir haben aber, wenn wir nicht gerade die Ansichten dieses Mannes zum Maasstabe unseres Urtheils über das, was er hier sagt, machen, sondern nach unsrer eigenen Einsicht urtheilen wollen, manches in seinen Aeußerungen zu berichtigen. Einmahl ist es nicht ausgemacht, daß das menschliche Leben in jeder Beziehung ein elendes sey. Wir müßten entweder ganz gefühllos, oder vorsätzlich undankbar seyn, wenn wir nicht bekennen wollten, daß es reich sey an den mannichfaltigsten Freuden. Nur wenn es nichts als eine höchst drückende Kette des Elends wäre, dann mögte man

man sagen: der Tag des Todes ist besser als der Tag der Geburt. Ferner, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß viel Unangenehmes in dem menschlichen Leben sey, so ist dieses doch immer mit dem Angenehmen weise gemischt; beides muß der Absicht Gottes nach mit einander abwechseln. So wie in der Natur Sonnenschein und Regen, Sturm und heiteres Wetter, Frost und Hitze auf einander folgen, und durch diesen Wechsel der Witterung die Fruchtbarkeit des Erdbodens und das Gedeihen der Gewächse befördert wird: so geht es auch in unserm Leben. Nicht immer lacht uns die Freude, aber auch nicht immer legt die Traurigkeit die Stirne in Falten; laßt uns aber sogar das schlimmste annehmen, es sollte das Uebel ohne Unterbrechung fortdauern, so wäre dennoch der Tag der Geburt besser, als der Tag des Todes, wenn wir nemlich unsern Blick nicht blos aufs Gegenwärtige einschränken, sondern ihn über diese sichtbare und vergängliche Welt erheben; wenn wir bedenken, daß hier nur der Anfang unsres Seyns, dort die Fortsetzung dasselbe sey; wenn wir erwägen, daß der Mensch mit den schönsten Anlagen, weise und gut zu werden, gebohren wird, die in der künftigen Welt erst ganz entwickelt werden sollen. Alle diese herrlichen Kräfte nun wären nicht vorhanden, und alles Gute, was mit ihnen ausgerichtet wird, würde nicht ausgerichtet, wenn der Mensch um der kurzen Uebel willen, gar nicht gebohren werden sollte. —

Mit

Mit einer ähnlichen Einschränkung müssen wir auch den dritten und vierten Vers verstehen. Es ist besser ins Klaghaus gehen, denn in das Trinkhaus. Denn in jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmts zu Herzen; es ist Trauern besser denn Lachen, denn durch Trauern wird das Herz gebessert. Der Vernünftige und mit wohlwollenden Gesinnungen gegen andre erfüllte Mensch geht in das Klaghaus, wohin die Pflicht der Theilnahme ihn ruft, um seine Thränen mit den Thränen derer zu vereinigen, die einen großen Verlust erlitten haben, um ihren Schmerz mit ihnen zu theilen; um Worte des Trostes in ihr Herz auszugießen; um seiner eigenen Vergänglichkeit, so wie der Nichtigkeit aller irdischen Dinge, aller seiner Plane, Wünsche und Hoffnungen, sich lebendig zu erinnern. Und welche heilsame Eindrücke werden diese Erinnerungen auf sein Gemüth machen! Wie werden sie sein Herz von dem Sichtbaren losreißen! Wie werden sie seine Sinne himmelwärts richten, wo unvergängliche Güter uns erwarten. Er geht aber auch in das Haus der Freude, um sich mit seinen Brüdern einer unschuldigen Fröhlichkeit zu überlassen, und durch diese sich zur Ausübung seiner Pflicht zu stärken. Denn erinnert sie nicht den gutgesinnten Menschen recht lebhaft an den allgemeinen Freudengeber, der mit väterlicher milder Hand so unendlich viel Gutes uns seinen Kindern mittheilt? Weckt sie nicht in dem Herzen die zarten Empfindungen einer dankbaren Liebe; stärkt sie nicht das kindliche Vertrauen auf seine Güte? Und leitet sie nicht

also

alſo den Menſchen auf dem Roſenpfade der Wohlthaten zur Beſſerung! Dieſe Wirkung können wir der Traurigkeit nicht allein zuſchreiben. Ob ſie gleich das ernſte Nachdenken des Menſchen über ſich ſelbſt weckt, und eine Quelle vieler heilſamen Gedanken und Entſchließungen ſeyn kann. Der ſüße Genuß der Freude und das ſchmerzliche Gefühl der Traurigkeit ſoll uns zum Guten führen: Denn beides iſt mit in der Hand Gottes zu unſerer Erziehung und Bildung: Darum o Gott. —

Auch für die Leiden dank ich dir,
Dadurch du mich geübt
Und für die Freuden, welche mir
Dein milder Seegen giebt;
Vergiß nicht Seele deinen Gott,
Nicht was er dir gethan!
Verehr und halte sein Gebot,
Und bet ihn kindlich an.

33te Vorlesung.

Gieb mir ein weich gefühlvoll Herz,
Wenn Leidende ich sehe!
Gieb daß bei meines Feindes Schmerz
Ich nie frohlockend stehe!

Laß mich nie mit verwegner Hand
Nach deinem Strafrecht trachten,
Noch jeden, der dich nicht erkannt,
Der Hölle würdig achten!

Im Glücke Furcht, im Unglück Muth,
Sey alles, was ich flehe!
Was du, mein Schöpfer willst, ist gut
Und was du willst, geschehe!

Sirach 7, 12.

Spotte des Betrübten nicht; denn es ist einer der kann beide erniedrigen und erhöhen.

Sirach redet in dieser Stelle von einer sehr wichtigen Pflicht, die man Unglücklichen schuldig ist; nicht nur ihrer nicht zu spotten, sondern vielmehr ihnen im Unglück Achtung zu beweisen, und Mitleiden mit ihnen zu haben.

1) Dieß verdienen sie um so mehr, wenn sie das Unglück nicht verschuldet haben. Es giebt körperliche Fehler, denen der Mensch gleich bei seiner Geburt an unterworfen ist. Verkrüppelung und Misgestaltheit, Mangel des einen oder des andern Sinnes; Mangel dieses oder jenes Glieds; Mangel der Sprache. Es giebt allerlei widrige Zufälle, die den Menschen ganz ohne sein Verschulden treffen. Wenn eine Feuersbrunst sein Haus in die Asche legt, eine gewaltige Ueberschwemmung ihn um den Seegen der Ernte bringt, eine Diebsbande ihm einen großen Theil seines Vermögens raubt; der Tod ihm eine geliebte Person entreißt, so sind das Ereignisse, die den Menschen oft ohne alle seine Schuld heimsuchen. Wer nun in diesen Fällen seiner spotten wollte, würde nicht nur dieses Unglück, durch seinen grausamen Spott, und durch die Kränkung, die er ihm zufügte, noch

vermehren; sondern er würde auch nicht so wohl ihn, als die Vorsehung selbst verspotten, die dieses Unglück über ihn zugelassen hat. Er würde vergessen, daß ein Gott im Himmel ist, der erniedrigen und erhöhen, reich und arm machen kann. Dieser Rath, spotte des Betrübten nicht, geht zwar alle Menschen an; aber am meisten müssen junge Leute daran erinnert werden, weil diese, eben nicht immer aus bösen Herzen, doch oft aus Mangel an Ueberlegung, aus Leichtsinn, aus Muthwillen so gerne über solche Personen spotten, an denen sie einen körperlichen Fehler wahrnehmen. Sie bedenken nicht, wie empfindlich es einem solchem Menschen seyn müsse, dem man etwas zur Last legt, wofür er selbst nichts kann; welche Seufzer, welche Thränen es ihm auspreße, wie es ihn oft veranlasse, andern zu fluchen; sie bedenken nicht, daß sie zur Wohlgestaltetheit ihres Körpers nichts beigetragen haben, so daß sie, weit entfernt, über jene Gebrechliche zu spotten, vielmehr zum lebendigsten Dank gegen Gott sich verbunden fühlen müßten, wenn sie daran dächten, daß ein gutgebildeter Leib, und gerade Glieder sein Geschenk seyen. Sie vergessen, daß diese unglückliche Neigung die Empfindungen des Mitleids in ihnen unterdrückt, und sie zu Unterstützung der Elenden nicht so thätig seyn läßt, als sie billig sollten. Mit Flammenschrift sollte ihnen daher die Lehre Sirachs in die Seele geschrieben seyn: spotte des Betrübten nicht, den irgend ein widriger Zufall ohne seine Schuld betroffen hat, oder an dem du Mangel und Fehler be-

merkst, die ihm selbst nicht zur Last gelegt werden können.

2) Es giebt aber auch Unglückliche, die sich selbst nicht von dem Vorwurfe frei sprechen können, daß sie es durch ihre eigene Schuld seyn. — Bringt sich nicht mancher durch Unvorsichtigkeit um seine geraden Glieder, und macht sich auf seine ganze Lebenszeit zu einem elenden Krüppel? Bringt sich nicht mancher durch seine Unbesonnenheit vielleicht um sein zeitliches Vermögen; stürzt sich nicht mancher, weil er nicht gelernt hat, mit Weisheit und Sparsamkeit, mit Ordnung, mit Fleiß und Thätigkeit seinem Hauswesen vorstehen, in die größte Dürftigkeit? Solcher Menschen nun darf man vielleicht spotten? — Diese verdienen vielleicht kein Mitleid? Die biblischen Schriftsteller machen keinen so sorgfältigen Unterschied zwischen den aus eigner Schuld, und den ohne seine Schuld Unglücklichen, und geben uns dadurch einen deutlichen Wink, daß auch wir nicht so ängstlich vorher nachforschen sollen, woher das Unglück dieser Menschen gekommen sey, damit nicht über dieser Untersuchung die Flamme des Mitleids, die der Anblick desselben in uns rege gemacht hat, wieder verlösche. Ferner: Menschen die durch sich selbst, es sey aus Thorheit und Leichtsinn, oder aus Vorsatz unglücklich geworden sind, sind schon dadurch sehr gestraft, daß sie sich selbst sagen müssen: Du kannst keinen Menschen anklagen als dich selbst, denn ihnen fehlt der Trost, den der Andre eben in dem Gedanken findet: Ich leide unschuldig. Wollte man ihrer noch obendrein

spot-

spotten, so hieße dieß die Strafe noch vermehren, die sie als eine natürliche Folge ihrer Vergehungen trifft; es hieße ja der höhern Gerechtigkeit Gottes ins Amt greifen, die es zur Züchtigung solcher Menschen geschehen ließ, daß diese Strafe ihnen unausbleiblich folgte. Wäre es nicht äuserst unbarmherzig und grausam, wenn ein Mensch den Verbrecher, der auf Befehl der Obrigkeit mit Ruthen gestrichen worden ist, so daß das Blut ihm über dem Rücken hinabläuft, noch besonders züchtigen wollte, gesetzt daß es ihm auch erlaubt wäre? — Deswegen begnüge sich also jeder mit der Strafe, die den aus eigner Schuld Unglücklichen unfehlbar trifft, und erlaube sich keinen Spott über ihn, wodurch er sich zum Richter aufwirft, und sich etwas anmaßt, was ihm keineswegs gebührt.

3) Sirach führt aber in unsrer Stelle auch einen Grund an, warum man des Betrübten nicht spotten soll. Er sagt, es ist Einer der beides erhöhen und erniedrigen kann. Es steht ganz in seiner Macht, den Menschen aus der Niedrigkeit heraus zu reißen und zu erhöhen, von der Höhe aber in die Niedrigkeit hinab zu stürzen. Derjenige also, der gegenwärtig glücklich ist, ist nicht sicher, daß er es immer seyn werde. Denn alle äusern Dinge sind ja dem Wechsel unterworfen, so daß wir also nicht mit Zuversicht auf ihren Besitz rechnen können. Ein Mensch der über Unglückliche spottet, zeigt, daß er entweder ein leichtsinniges, oder ein wirklich böses, oder ein stolzes Herz habe. Ist Leichtsinn ein herrschender Fehler seines Charakters, so ist er, da er

nicht

nicht immer sorgfältig genug prüft, was ihm nützlich oder schädlich ist, nicht gegen Thorheiten und Verirrungen gesichert, die ihn aus einem Glücklichen zu einem Unglücklichen machen können; hat er ein böses Herz, in welchem irgend eine lasterhafte Neigung wohnt, so ist er nicht gegen Vergehungen und Ungerechtigkeiten gesichert, und diese können keine andere als unglücklichen Folgen für ihn haben. Wie bald kann er durch sie von seiner Höhe in die tiefste Niedrigkeit hinab gestürzt werden; ist es Stolz und Hochmuth, von dem er beherrscht wird, so ist er auf dem geraden Wege die Liebe und Achtung seiner Brüder zu verliehren, und so arbeitet er selbst an der Untergrabung des Gebäudes seiner Glückseligkeit. Das Sprüchwort sagt: Hochmuth kommt vor dem Falle; was nun ganz natürlich aus dem Verhalten des Menschen fließt, das wird Gott unmittelbar zugeschrieben. Was er durch die natürlichen Kräfte des Menschen bewirkt, das wird oft von den heiligen Schriftstellern des Alten und Neuen Testamentes so vorgestellt, als sey es durch seinen unmittelbaren Einfluß hervorgebracht worden. Wenn also der Leichtsinnige, der Bösartige, der Hoffärtige, sich selbst stürzt, so spricht dennoch Sirach so, als wenn er durch Gott gestürzt worden wäre, was seine volle Richtigkeit hat, wenn wir nicht vergeßen, daß von ihm, dem sittlichen Regenten der Welt, die Einrichtung getroffen ist, nach welcher auf böse Handlungen nur Böses folgen kann. Eben so ist es auch gemeint, wenn es heist, es ist einer der erhöhen kann. Dieß geschieht wieder nicht unmittel-

bar

bar, sondern mittelbar. Durch die Verbindung von Umständen, die nur alleine die höchste Weisheit übersieht, und lenkt, kommt oft der Unbekannte, Niedrige aus seiner Dunkelheit hervor, und gelangt zu Ehre und Reichthum, durch seine Klugheit, Weisheit, Rechtschaffenheit. Wenn er nun jene Umstände zu seinem Vortheile trefflich nützt, und durch sich selbst sich über den Haufen gemeiner Menschen erhebt; wenn seine Klugheit ihn lehrt, der Zeit geschickt wahrzunehmen, in der er sich auf erlaubte Art Schätze sammeln kann; wenn seine Weisheit, seine erleuchteten und umfassenden Einsichten ihn vor vielen Tausenden auszeichnen, und die Aufmerksamkeit derer auf sich ziehen, die ihn erheben können; wenn seine Rechtschaffenheit ihm die Stelle sichert, auf welcher er steht, und ihm Achtung und Liebe auf allen Seiten erwirbt, so hat er zwar immer sich selbst erhöhet; aber dennoch ist und bleibt diese Erhebung Gottes Werk, weil von ihm alle jene Gaben des Geistes und des Herzens stammen, durch die es ihm gelungen ist, sich aus der Niedrigkeit empor zu schwingen.

Ja, nichts, nichts ist mein,
Das Gott nicht angehöre,
Drum immerdar soll deines Namens Ehre
Dein Lob in meinem Munde seyn.

34te Vorlesung.

Gott, du selbst hast das heilige Band geknüpft zwischen Aeltern und Kindern. Du hast jene diesen zu Führern, zu Lehrern, zu Erziehern gegeben, daß sie an ihrer Hand den Weg der Weisheit und der Tugend betreten, und darauf standhaft wandeln. Gieb allen Aeltern Klugheit, und Vestigkeit, daß sie ihre Kinder in deiner Furcht erziehen. Nur so werden sie einst Freude an ihnen erleben. Amen.

Sirach 30. 7—13.

In diesem vorgelesenen Abschnitte des Sittenbüchleins Sirachs sind vortreffliche Regeln für Aeltern enthalten, die sie bei dem wichtigen Geschäfte der Kinderzucht stets vor Augen haben, und befolgen sollen. Wir wollen in dieser Stunde unsre Aufmerksamkeit besonders darauf richten.

1) Mit Recht tadelt Sirach eine gewisse Weichheit, und falsche Zärtlichkeit, die bei manchen Aeltern sich findet, nach welcher sie, wenn die Pflicht und die gesunde Vernunft es fordert eine körperliche Strafe an dem Kinde zu vollziehen, dieß entweder unterlassen, um sich selbst nicht wehe zu thun, weil jeder Streich, den sie dem Kinde geben würden, sie selbst aufs tiefste verwundete und schmerzte; oder wenn sie diese Bestrafung unmöglich vermeiden können, hintendrein Mitleid mit dem Gestraften haben, über seine Thränen erschrecken, und wohl sich selbst der Härte anklagen. Dies ist ein höchst unkluges Verfahren. Dadurch bringen sie das Kind auf die

Meinung, als wäre ihm wirklich Unrecht geschehen; Und wird es nun seine Aeltern nicht hassen? Wird es nicht durch jede Strafe erbittert werden? Wird es nicht glauben, es dürfe sich, weil ihm zu viel geschehen, ein anders mahl nun um so mehr erlauben? Es ist verkehrt und schädlich, wenn Aeltern aus Weichheit zu strafen unterlassen, oder doch den Bestraften selbst bedauern. Dadurch bringen sie sich um alle Liebe bei ihren Kindern.

2) Eine durch alle Zeiten bestättigte Erfahrung enthält der darauf folgende Vers: Ein verwöhnet Kind wird muthwillig, wie ein wildes Pferd. Wie kann man Kinder verwöhnen? Achten wir auf die Art, wie die meisten Aeltern zu erziehen pflegen, so werden wir es bald inne werden. Ein Kind verwöhnen, heist ihm in allen Dingen seinen Willen thun. Mag es diese Speise nicht essen, so giebt man ihm, um es zufrieden zu stellen, eine andere die ihm besser schmeckt; mag es diese Spielwaare nicht haben, so bringt man ihm eine andre die ihm mehr gefällt; mag es dieß Geschäft eben jezt nicht thun, so spricht man es davon frey, bis es mehr Lust darzu bekommt; mag es eben jezt nicht mit dem einen oder dem andern seiner Gespielen umgehen, so entfernt man sie, und holt andre herbei, die sich mehr in seine Launen fügen; will es dieß oder jenes schneidende Werkzeug, so reicht man es ihm, wenn es sich auch damit verwunden sollte: denn es würde schreien, wenn man es ihm verweigerte; erlaubt es sich mancherlei Unarten, so beredet man sie nicht: denn es würde dadurch nur aufgebracht wer-

werden. Noch weniger sucht man sie ihm abzugewöhnen, — denn man sieht voraus, man würde einen zu harten Kampf mit seinem Eigensinn bekommen und könnte vielleicht ihn doch nicht bändigen. — Dieß sind Verfahrungsarten, durch welche Kinder von ihren Aeltern verwöhnt werden. Und was sagt nun Sirach, daß aus solchen Menschen wird? Sie gleichen, spricht er, dem wilden Pferde. Soll das Pferd brauchbar werden für den Menschen, so darf er es nicht in der Wildniß aufwachsen lassen, schon frühe muß er es anhalten, daß es dem Zaume gehorche, ehe noch sein Körper ganz ausgebildet, ehe es noch zu seiner völligen Stärke gelangt ist. Wollte er dann erst anfangen es zu ziehen, würde seine Mühe entweder gänzlich fehlschlagen, oder es würde ihm nur nach unglaublichen Anstrengungen gelingen, es seinem Willen zu unterwerfen, und doch könnte er nie so mit völliger Sicherheit auf dasselbe rechnen, als auf ein solches Pferd, das er frühe schon zu ziehen angefangen hat. So wie ein wildes Roß nicht dem Willen des Reuters folgt, weil es Zaum und Gebiß nicht gewohnt hat, sondern seinen eigenen Willen; so wie es mit seinen Reuter über Bäche, Gräben, Hecken, Zäune setzt, und ihn vielleicht zu Tode schleift: so folgt auch ein verwöhntes Kind nicht den Willen seiner Erzieher, sondern nur seinen eignen, und wird ihnen, ist es einmahl erwachsen, unzähliches Herzeleid zufügen.

Eben daher ist es von der größten Wichtigkeit, mit dem Geschäfte der Erziehung schon frühe an-

anzufangen, wo das Herz des Kindes noch weich und zart wie Wachs, der Bildung fähig ist; wo noch keine böse Beispiele nachtheilig auf das Gemüth gewirkt haben. Wollten Aeltern dieß so lange aufschieben, bis der Mensch aus dem Knabenalter in die Jahre des Jünglings eintritt, dann möchten sie vielleicht sich vergeblich bemühen, die bereits erworbenen fehlerhaften Gewohnheiten und Neigungen wieder auszurotten.

3) Darum giebt uns Sirach auch den klugen Rath: Scherze nicht mit deinem Kinde, auf daß du nicht hernach mit ihm trauern müßest, und deine Zähne zuletzt kirren müßen. Zärtle mit deinem Kinde, so mußt du dich hernach von ihm fürchten; spiele mit ihm, so wird er dich hernach betrüben; laß ihm seinen Willen nicht in der Jugend, und entschuldige seine Thorheit nicht. Welche herrliche Regeln! Wie viel Gutes könnte gewirkt werden, wenn alle Aeltern sie befolgen wollten. — Aber wir müssen Sirach auch ganz verstehen, damit wir seine Worte nicht misbrauchen. Nicht so ist es gemeint, daß Aeltern sich gar keinen Scherz mit ihren Kindern erlauben; daß sie gar nicht mit ihnen spielen, dadurch ihr Herz zur Fröhlichkeit stimmen und darinnen erhalten sollten. — So lange das Kind wirklich Kind, so lange seine Vernunft noch gar nicht erwacht ist, so lange muß man es auch als Kind behandeln, und nicht von ihm verlangen, es soll so bedächtlich reden, so besonnen handeln, so richtig urtheilen als der Erwachsene. Aber auch das Scherzen und Spielen hat seine Zeit und sei-

seine Grenzen. Kinder bleiben nicht immer in dem Alter, sie fangen an verständig zu werden, sie begreifen warum man dieß thun, jenes unterlassen müße. Das sittliche Gefühl entwickelt sich allmählig in ihnen; sie finden Wohlgefallen an dem Guten und Misfallen an dem Bösen. Wer da noch mit ihnen scherzen, tändeln, spielen und Dinge von der größten Wichtigkeit als Kleinigkeiten behandeln; wer da noch sich leichtfertige, unbesonnene Urtheile über Pflicht und Recht gegen sie erlauben; wer da, wenn sie selbst dagegen gefehlt, die Sache damit entschuldigen wollte: „Es sind eben Kinder, Jugend hat nicht Tugend;“ wer da, wo sie etwas Schlimmes reden oder thun, noch darüber lachen, und es gut heißen könnte, ja der würde wohl hernach mit seinen Kindern trauern, der würde wohl vor Mismuth mit den Zähnen knirschen müssen. Der würde wohl wie Sirach sagt, sich selbst vor ihm zu fürchten Ursache haben, den würde es wohl selbst aufs tiefste betrüben.

4) Eben daher giebt er auch den vierten vortrefflichen Rath: Beuge ihm den Hals, weil er jung ist; bläue ihm den Rücken, weil er noch klein ist, damit er nicht halsstarrig und dir ungehorsam werde. Es ist wahr, körperliche Strafen muß man nur wie das Gewürz auf die Speisen, sparsam und selten brauchen. Nicht jedes Vergehen der Kinder ist dazu geeignet; nicht um jeder Kleinigkeit willen muß man sie anwenden; nicht immer muß die Hand aufgehoben seyn, um empfindlich zu züchtigen. Oft richten gütliche und

ernst-

ernstliche Vorstellungen oder nachdrückliche Drohungen mehr aus. Auch lehrt es die Erfahrung, daß gerade die Kinder, die man am strengsten behandelte, am häufigsten züchtigte, nicht immer die besten Menschen werden. Aber wenn Fehler der Bosheit, der Arglist, der Heimtücke, des Neids, der Schadenfreude vorfallen; wenn Kinder den Weg des Lasters betreten, wenn man einsieht, nur durch scharfe Züchtigung können sie zurückgebracht werden: dann soll man auch nicht säumen, und diese harte aber heilsame Arzenei zur moralischen Wiedergenesung eines solchen Kindes gebrauchen, das ohne dieses Mittel zeitlich und ewig verlohren gegangen seyn würde. —

Endlich das Lezte was uns Sirach zu Gemüthe führt, und was alle Beherzigung der Aeltern verdient: Laß dein Kind nicht müßig gehen, daß du nicht über ihn zu Schanden werdest. Ja es ist unläugbar, nur der Mangel an einer bestimmten Beschäftigung nöthigt Kinder oft gefährliche, oft schädliche Zeitvertreibe zu suchen; veranlaßt sie zu kleinen Diebereien, in Gärten und Häusern, oder führt sie frühe in die Arme des Lasters. Wie heilig ist demnach für Aeltern die Pflicht, ihren Kindern immer eine ihren Kräften angemessene Arbeit aufzulegen, damit keine bösen Gedanken in ihnen erwachen. Denn es ist eine auch in diesem Sittenbuche enthaltene, und durch alle Zeitalter bestättigte Erfahrung: Müßiggang lehrt viel böses. Allen Aeltern demnach sey es eine unvergeßliche Regel:

Zeuch dein Kind, damit du dereinst Freude an ihm erlebest.

35te Vorlesung.

Die kommen nicht in Jesu Reich,
Die ihren Herrn ihn heißen,
Sich aber nicht mit Ernst zugleich
Der Heiligung befleißen;
Nur die, die deinen Willen thun,
Läßt du, als deine Kinder,
O Gott, in ew'gen Frieden ruhn,
Wenn heuchlerische Sünder
Von dir verstossen werden.

Drum laß mich doch vom Glauben nie
Ein heil'ges Leben trennen;
Mich nicht für Jesu Jünger hie
Blos äuserlich bekennen!
Gieb, daß mein Glaube thätig sey,
Und Tugendfrüchte bringe,
Daß ich, vom Sündendienste frei,
Mit Eifer darnach ringe,
Im Guten zuzunehmen.

Math. 5, 14—16.

Ihr seyd das Licht der Welt: Es mag die Stadt, so auf einem Berge liegt, nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an, und stellet es unter einem Scheffel; sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es allen denen, die im Hause sind. Also las-

lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure gute Werke sehen und euern Vater im Himmel preißen.

1) Wir können diese Worte Jesu zuerst in ihrer nächsten Beziehung auf seine Jünger, und dann in ihrer entferntern Beziehung auch auf uns betrachten. Jesus nennt in dieser Stelle seine Jünger ein Licht, und zwar das Licht der Welt. Gewiß für Leute von einem so niedrigen Stande eine höchst ehrenvolle Benennung. Menschen von ausserordentlichen Gaben und Kräften, von seltenen Kenntnissen und Einsichten, pflegt man Lichter ihrer Zeitgenossen zu nennen, weil sie mit der Fackel ihrer hellen Begriffe die Geistesfinsterniß desselben aufhellen. Die Schüler Jesu aber führen diesen Namen wegen der höhern Erkenntniß seiner Religion, die den menschlichen Verstand erleuchtet, das menschliche Herz für das Gute belebt und erwärmt; aber warum nennt er sie das Licht der Welt? Weil sie der Welt, oder den Menschen überhaupt, so viele derselben dafür empfänglich wären, diese richtige Erkenntniß der Religion mittheilen, ihnen also über die wichtigsten Gegenstände ihres Glaubens, ihrer Pflichten und ihrer Hoffnungen; über Gott, über ihr Verhältniß zu ihm, und über ihre große Bestimmung zur Tugend und Glückseeligkeit Licht geben sollten. Ferner, weil sie, so wie das natürliche Licht, einen Glanz um sich her verbreitet, auch durch ihren unsträflichen Wandel, und durch die Vortrefflichkeit ihres Charakters einen Glanz um sich her ausbreiten, und andre zur Tugend ermuntern sollten.

Des-

Deswegen sollten sie sich auch nicht in einen verborgenen Winkel der Erde verschließen, wenn sie das ihnen aufgetragene Werk der Menschenerleuchtung ausrichten wollten. Ja sie könnten es nicht einmahl; denn so wenig eine auf einem Berge liegende Stadt verborgen bleiben könnte, da sie vielmehr eben um ihrer erhabenen Lage willen schon von weitem gesehen würde; eben so wenig könnten auch sie, die die Vorsehung auf einen so erhabenen Standpunkt gestellet, und ihnen das große Geschäfte der Menschenbildung anvertraut habe, im Dunkeln bleiben; sie sollten es auch nicht; denn das Licht stelle man nicht unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, damit es allen denen, die im Hause wären, leuchtete. Eben so dürften sie auch die hellern und edlern Religionsbegriffe, die ihnen mitgetheilet worden wären, nicht in sich selbst verschließen, sondern müßten dieses moralische Licht auch zur Belehrung ihrer Brüder anwenden. Weil aber Personen, die so hoch gestellt sind, die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr auf sich ziehen; weil man um so begieriger ist, Fehler und Schwächen an ihnen aufzufinden; weil man geneigt ist, selbst ein kleines Vergehen ihnen zum Verbrechen zu machen; so müßte es auch um so mehr, sagt Jesus, ihre Sorge seyn, einen unsträflichen Wandel zu führen. Dieß sagen die Worte, lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure gute Werke sehen, und euern Vater im Himmel preißen. Zeigt euern Mitbrüdern eure hellern Religionseinsichten und theilet sie ihnen mit; aber zeigt ihnen auch

eure Tugenden, daß sie durch sie zur Nachahmung gereitzt, Gott durch einen unsträflichen Wandel verherrlichen. Dieß ist der Sinn dieser Stelle, wenn wir sie, als zunächst für die Schüler Jesu gesagt, betrachten.

2) Wir können sie aber auch auf uns anwenden und sie enthält viele herrliche Lehren und Ermahnungen. — Erstlich: unsere bessern Religionseinsichten dürfen und sollen wir andern mittheilen, weil es überhaupt Pflicht ist, für die Veredlung unserer Brüder mitzusorgen; weil aus unrichtigen oder mangelhaften Religionsbegriffen auch unsittliche Handlungen entspringen, wir aber verbunden sind, Böses zu verhindern, wenn und wo wir können. Aber nur müssen unsere Einsichten wirklich besser seyn und nicht blos scheinen. — Wir müssen nicht aus der blosen Meinung, als wären wir erleuchteter als andre, unsere vielleicht selbst der Berichtigung noch sehr bedürfende Begriffe, andern beibringen, und dadurch sie erst in Irrthum führen. Wer andre besser belehren will, muß selbst erst besser belehret seyn. — Die Verbreitung einer richtigen Religionserkenntniß muß aber auf eine dem Geiste des Christenthums gemäse Art geschehen, nemlich so, daß wir uns nicht das Ansehen geben, als wollten wir sie wirklich belehren, wenn wir ihr Vertrauen noch nicht gewonnen haben; daß wir der Unwissenden nicht spotten, sondern ihnen mehr unsere aufrichtige Theilnahme, unser Mitleiden mit ihrem Zustande beweisen; daß wir lange gehegte und mit Liebe gepflegte Vorurtheile nur mit Scho-

nung angreifen, und nicht durch einen übel verstandenen Eifer mehr Schaden als Nutzen stiften; daß wir niemand unsere Ueberzeugung aufdringen, sondern durch vernünftige Gründe von ihrer Richtigkeit sie zu überführen suchen; endlich daß wir auch den schicklichen Ort und die schickliche Zeit wohl in acht nehmen. Was das einemahl vielleicht Eindruck gemacht haben würde, wird das anderemahl seine Wirkung verfehlen; was unter vier Augen wohl gesagt werden kann, kann vielleicht in der Gesellschaft nicht gesagt werden. Hier ist es die Pflicht des Weisen, wohl zu prüfen, was dem Orte und der Zeit angemessen sey.

Doch noch ungleich wichtiger ist die zweite Lehre: Bestrebe dich, andern immer ein solches Beispiel in Rede und Handlungen zu geben, daß sie dadurch zum Guten erweckt, und darinnen bevestigt werden. Unsere Worte und unsre Werke müssen nichts enthalten, was andern Veranlassung geben könnte, sich zu ärgern, die Tugend geringe zu schätzen, oder sie gänzlich aufzugeben. Wehe dem Menschen, sagt Jesus, durch den Aergerniß kommt! Es wäre ihm besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde, wo es am tiefsten ist. Unser ganzes Verhalten muß vielmehr dem höchsten Sittengesetz gemäs seyn. Dann wird jeder, der unsre guten Werke sieht, für uns und für die Tugend mit Hochachtung erfüllt; dann wird vielleicht so mancher, der schon im Begriffe ist, etwas Böses zu thun, dadurch zurückegehalten,

ten, wenn er auf das Licht unsres guten Wandels achtet; dann wird der Unentschloßene, der Wankende in seinen guten Vorsätzen bevestiget, wenn er auf uns achtet, wie wir unter allen Umständen unsern Entschliesungen treu bleiben; und wir selbst gewinnen am meisten dabei, indem wir uns das Zeugniß geben können, uns keiner fremden Schuld theilhaftig gemacht zu haben. Niemand wird uns hier und dort anklagen, daß wir durch unser Beispiel ihn in Irrthum geführt und zur Sünde verleitet haben. Wir werden vielmehr das unaussprechlich süße Gefühl haben, daß wir ihn für die Tugend gewonnen und Ursache von so manchem Guten geworden sind, das er unter ihrem Einfluß vollbrachte. O so laßt denn auch unser Licht leuchten vor den Leuten! Lasset ihnen unsere bessern Religionseinsichten gerne mittheilen; aber lasset uns ihnen auch den Glanz unserer Tugenden zeigen, daß sie unsre guten Werke sehen, und unsern Vater im Himmel preißen.

36te Vorlesung.

Willst du der Tugend Werth ergründen,
So traue deinem Herzen nicht.
Auch die bekämpfte Lust der Sünden
Empört sich wider deine Pflicht.
Oft sieht der Stolz für Tugend an,
Was Zufall, oder Zeit, gethan.

Du opferst Gott die leichten Triebe
Durch einen strengen Lebenslauf;
Doch opferst du, wills seine Liebe,
Ihm auch die liebste Neigung auf?
Dieß ist das Auge, dieß der Fuß,
Die sich der Christ entreissen muß.

Matth. 5, 29. 30.

Aergert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus, und wirf es von dir! Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab, und wirf sie von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.

Dieser Ausspruch Jesu Christi, der richtig verstanden, einen vortrefflichen Sinn giebt, und ganz auf das menschliche Leben angewendet werden kann, ist, weil man an den todten Buchstaben hieng, und darüber den Geist völlig verlohr, mannigfaltig misgedeutet worden. Gebrauchen wir aber, wie in allen unsern übrigen Angelegenheiten, so auch in der wichtigsten folgereichsten, der Religion, das uns von Gott verliehene Licht der Vernunft; lassen wir bei der Erforschung des eigentlichen Sinnes dieses oder jenes Ausspruchs der heiligen Schrift von ihr alleine uns leiten, so kann es uns nicht fehlen, wir werden in seinen wahren Geist eindringen, und dadurch unsere Religionserkenntniß immer mehr von unrichtigen Vorstellungen reinigen, und immer

brauch-

brauchbarer für das Leben machen. Wir wollen in dieser Erbauungsstunde über den Inhalt dieser Stelle nachdenken, in der nächsten aber einige Folgerungen und nützliche Lehren daraus herleiten.

Wollten wir den Ausspruch Jesu buchstäblich verstehen, so würden wir einen Sinn hineinlegen, den sein großer Urheber immermehr damit verband. Ja, eine solche buchstäbliche Erklärung wiederstritte selbst der gesunden Vernunft. — Sollen die Worte: Aergert dich dein rechtes Auge, deine rechte Hand, so viel sagen: Besitzen sie beide die Eigenschaften nicht, die sie haben sollen; entdeckst du an ihnen allerlei Mängel und Gebrechen, so laß deinem Unwillen freien Lauf. — Dann erschiene der Mensch als ein völlig Unvernünftiger, als ein Sinnloser, wenn er über etwas aufgebracht seyn wollte, was er nicht zu ändern vermag. Denn er gab sich ja dieses Auge, diese Hand nicht selbst, sein Unwille trifft den Schöpfer seines Körpers, der ihn mit diesem Gebrechen schuf. Als ein Sinnloser erschiene er, denn durch seinen Mismuth werden jene Mängel nicht aufgehoben. Das Schlechte wird nicht besser, das Unvollkommne nicht vollkommener; er zeigte noch mehr sich als einen Sinnlosen, wenn er wohl gar sich eines dieser Gliedmassen in seinem höchsten Unwillen beraubte, weil es nicht so ist, wie es seyn soll, und dadurch ein noch größeres Uebel herbei führte.

Aber eine solche buchstäbliche Erklärung dieser Stelle ist auch ganz der Absicht Jesu zuwider. Denn nie heist er den Menschen Gottes Werk zerstöh-

stören; vielmehr fordert er ihn auf es heilig zu bewahren. Nie heist er ihn, sich eines Mittels berauben, seine irrdische Bestimmung zu erreichen; vielmehr ermahnt er ihn sich alle erlaubte Mittel zu verschaffen, durch welche er an dieses Ziel gelangen kann. Wie könnte aber der Mensch, wenn er eines seiner Glieder gewaltsam zerstöhrte, und zwar ein so wichtiges, ein so nützliches, ein so unentbehrliches, wie Auge und Hand, — wie könnte er dann noch so brauchbar in seinem Berufe, so wohlthätig für die Welt werden, als er es durch sie ist? Wie könnte er also denn seine irrdische Bestimmung noch eben so gut erreichen? —

Diese Worte haben also einen bildlichen Sinn. Aergern heißt hier nicht, wie es wohl sonst in der Sprache des gemeinen Lebens oft genommen wird, Verdruß verursachen; Unzufriedenheit erwecken; Unmuth einflößen, der aus der Betrachtung der Unvollkommenheit eines Dings entspringt; sondern es heist zum Bösen veranlassen, oder zum Bösen wirklich versuchen. So wird das Auge eine Veranlassung zum Bösen, wenn es seine Blicke auf solche Gegenstände wirft, die dem Menschen verboten sind, und vor dem es sich verschließen sollte, ehe durch den Anblick seine Lüsternheit rege gemacht wird, die ihn unaufhörlich reitzt, sich ihren Besitz zu verschaffen. So wird die Hand eine Veranlassung zum Bösen, wenn sie nach Dingen sich ausstreckt, die unerlaubt sind, und sich ihrer bemächtigen will. Wenn nun Jesus hier sagt: Reiß dein Auge lieber aus! Haue deine Hand lieber ab, so wird kein

Vernünftiger an die Nothwendigkeit denken, diese Vorschrift buchstäblich zu vollziehen. Er wird darin vielmehr nur den weisen, vortrefflichen Rath finden: Opfere lieber deine liebsten Neigungen, an deren Befriedigung dir eben so viel gelegen ist, als an der Erhaltung deiner edelsten Glieder, deines Auges und deiner Hand; opfere sie lieber auf, oder vielmehr, unterwirf sie der Herrschaft der Vernunft; laß lieber die Werkzeuge, deren sie sich bedienen, Auge und Hand, gleichsam für sie todt und unthätig seyn; damit du das höchste Gut des Lebens ein schuldloses Herz bewahrest; als daß du um eines vergänglichen Gewinnes, um eines vorübergehenden Freudengenußes willen es verliehrest.

Jesus fügt auch noch den Grund hinzu, warum der Vernünftige, der mit sich selbst es wohlmeinende Mensch, so handeln soll. Es ist dir besser, sagt er, daß eines deiner Glieder verderbe, als daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Wenn ein Glied des Körpers von irgend einer Krankheit angesteckt wäre, die ihrer Natur nach immer weiter um sich griffe, und endlich den Tod unfehlbar nach sich zöge: wozu würde sich wohl der Verständige entschließen, wenn der Arzt ihm sagte: Nur dadurch ist deine Rettung noch möglich, daß du das kranke, unheilbare Glied von dem übrigen Körper trennen lässest, damit sich das Uebel nicht auch den gesunden mittheile? Würde die Vorstellung des peinlichen Schmerzens, den er bei einer solchen Cur empfinden muß, die Vorstellung seiner Verstümmelung, ihn dergestalt einnehmen, daß er

die

die Hülfe des Arztes verschmähte und darüber sich selbst ins Grab stürzte? Oder würde die Liebe zum Leben alle seine Furcht besiegen, und ihm Muth einflößen, jenen Verlust des einen Gliedes gegen die Erhaltung der übrigen nicht zu achten? — Und was würde wohl der Mensch, der seiner Bestimmung zur Tugend und Unsterblichkeit eingedenk ist, thun, wenn er gewahr würde, daß sein eigenes Herz ihn an der Erreichung desselben hinderte; daß seine sinnliche Neigungen ihn von der Bahn, die zu einen ewigen Leben führt, abzögen; würde er um des kurzen Genußes willen, wohl das höhere bleibende Gut; würde er um des Irrdischen und Vergänglichen willen, wohl das Himmlische und Unvergängliche verscherzen? O gewiß wird er keinen Augenblick anstehen, welche Wahl er ergreifen, was er aufopfern, und was er erhalten soll. Keinen Augenblick wird er sich bedenken, selbst seine liebste Neigung zu unterdrücken, wenn sie seiner Tugend Gefahr droht. Ja selbst dann, wenn die Erhaltung seines unvergänglichen Theils mit dem gänzlichen Verluste seiner edelsten Glieder erkauft werden müßte, wird er gerne in diesen Verlust willigen, um seine unsterbliche Seele zu retten; lieber körperliche Verstümmelung ertragen, um seinen unsterblichen Geist rein und unverdorben zu erhalten. — Auge und Hand, was sind sie ihm gegen die Bewahrung seines schuldlosen Herzens, gegen die Erhaltung seines guten Gewissens, gegen das süsse Bewustseyn des väterlichen Wohlgefallens Gottes? Im Tode sterben doch einst alle Glieder des Leibes,

und

und ihr gemeinschaftliches Loos ist, daß sie wieder zur Erde werden, von der sie genommen sind. Aber dem Geiste steht keine Zerstöhrung bevor; glücklich oder unglücklich wird sein Loos in der Ewigkeit seyn, je nachdem er weise und gut, oder thöricht und lasterhaft hier gelebt hat. Die weise und tugendhafte Seele kehrt wieder zu ihrem Schöpfer zurücke, um aus seiner Hand den herrlichen Lohn der Tugend zu empfangen.

37te Vorlesung.

Fortsetzung.

Nicht, daß ichs schon ergriffen hätte,
Die beste Tugend bleibt noch schwach,
Doch daß ich meine Seele rette,
Jag ich dem Kleinod eifrig nach.
Denn Tugend, ohne Wachsamkeit,
Verliehrt sich oft in Sicherheit.

So lang ich hier im Leibe walle,
Bin ich ein Kind das strauchelnd geht;
Der sehe zu, daß er nicht falle,
Der, wenn sein Nächster fällt, noch steht.
Auch die bekämpfte böse Lust
Empört sich noch in unsrer Brust.

Matth. 5, 29. 30.

Aergert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus, und wirf es von dir! Es ist dir besser, daß eines dei-

deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Aergert dich deine Hand, so haue sie ab, und wirf sie von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.

Wir haben in unserer letzten Erbauungsstunde den wahren Sinn dieses bildlichen Ausspruchs Jesu kennen gelernt, der in dem weisen Rathe besteht: opfere deine liebsten Neigungen, deine sehnlichsten Wünsche, die dir eben so viel gelten als Auge und Hand, auf, so bald du wahrnimmst, daß sie sich der Gefahr aussetzen, dich um deine Tugend und mit ihr um den Frieden der Seele, zu bringen, worinnen die wahre Glückseeligkeit besteht. Wir haben gehört, daß also hier keine buchstäbliche Deutung angenommen werden könne; sondern unter jener Hölle ein höherer moralischer Sinn verborgen sey. Es ist uns nun noch für die heutige Erbauungsstunde übrig, daß wir unsere Aufmerksamkeit auch auf die herrlichen Lehren richten, die sich daraus herleiten lassen.

1) Der Mensch glaube doch ja nicht, daß er auf dem Wege selbst ersonnener peinlicher Züchtigung seines Körpers, durch selbst erdachte Quaalen, dahin komme, sich die Uebung der Tugend zu erleichtern; oder noch weniger täusche er sich mit dem falschen Wahn, daß solche Züchtigungen für die Tugend und Frömmigkeit selbst gelten. Es gab ehemals Thoren, die dieß glaubten, und die Worte des Apostels: Die Christo angehören, kreuzigen ihr Fleisch, sammt den Lüsten und Begierden, buchstäblich

lich verstanden; es giebt ihrer heutzutage noch. Das Wesen der Tugend besteht in dem beständigen Kampfe der Vernunft gegen die sinnlichen Begierden. Aber werden diese letzten sich zu regen aufhören, wenn du auch deinem Leibe noch so empfindliche Schmerzen verursachst? Wird demjenigen die Lust zu stehlen anzuwandeln aufhören, der so thöricht gewesen wäre, sich selbst seiner Hände zu berauben? Was hilft es, wenn auch der Seele das todte Werkzeug fehlt, so das Verlangen nach dem verbotenen Gegenstand fortdauert. Der Allwissende, der in das Verborgene siehet, bemerkt auch den leisen Wunsch, eine sündliche Handlung zu begehen, mit dem höchsten Misfallen, und behandelt den Menschen, der ihn hegt, eben so, als hätte er ihn befriedigt, wenn er nicht aus Achtung gegen seinen heiligen Willen, sondern durch andre unreine Rücksichten daran gehindert wurde. Die Menschen, sagt die heilige Schrift, sehen was vor Augen ist, aber der Herr siehet das Herz an.

2) Da eine auch an sich unschuldige Neigung dennoch den Menschen, wenn er nicht immer auf sich selbst achtet, gefährlich werden, und ihn zum Bösen veranlassen kann: so muß er sich immer in eine solche Verfassung setzen, daß sie keine völlige Herrschaft über ihn ausübe. Denn, ist es einmahl so weit, so ist er nicht sicher, daß sie nicht die größten Opfer von ihm verlange. Er kann sich selbst nicht dafür stehen, daß sie ihn nicht der Nothwendigkeit aussetze, seine Pflichten mannichfaltig zu übertreten, und darüber die Heiterkeit seines Geistes

zu verliehren. So bald der erleuchtete Christ dieß nur vermuthen sollte, so räth ihm die Religion nicht diese Neigung ganz auszurotten, ihr Gegenstand sey welcher er wolle, sondern mit Vernunft über sie zu herrschen; nicht einen Theil seiner sittlichen Natur zu zerstöhren, sondern vielmehr auf ihre allmählige Veredlung bedacht zu seyn. Er lasse sich also nie zur Gleichgültigkeit hinreißen, sondern halte alles für groß, für wichtig, für bedeutend, was für ihn eine Veranlassung seyn kann, von dem geraden Wege der Tugend abzuweichen; er achte auf sich selbst, und halte den Feind in seiner Brust für seinen gefährlichsten; so wird ihn kein Leichtsinn, keine Sicherheit beschleichen und seine Gemüthsruhe darüber verlohren gehen. Wachet und betet, empfahl Jesus seinen Schülern, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig zur Erfüllung seiner Pflicht, aber das Fleisch ist schwach; die Macht der Sinnlichkeit ist zu groß, als daß nicht oft seine heiligsten Vorsätze scheitern sollten.

3) Ist diese Wachsamkeit schon nöthig in Beziehung auf an sich schuldlose Neigungen, wie viel mehr ist sie es noch in Hinsicht böser Begierden, die in der Seele entstehen. So viele äusere Dinge, die den Sinnen vorgeführt werden, machen einen solchen Eindruck auf sie, daß die Lüsternheit rege wird, ihren Besitz sich zu erwerben; und diese fragt nicht vorher, ob dieß auch mit der Gewissenhaftigkeit bestehen könne. Sie sucht vor allen Dingen nur des Gegenstandes habhaft zu werden, nach dem sie verlangt, und achtet wenig auf die Vorstel-

lun-

lungen der Vernunft. Hier rufe sich der Weise selbst die Worte zu: Aergert dich dein Auge, reiß es aus; ärgert dich deine Hand, haue sie ab, und wirf sie von dir. Denn folgt er nicht diesem vortrefflichen Rathe, so wird er sich unvermerkt in ein Meer von Verbrechen hinabgestürzt sehen, indem endlich seine Tugend völlig untergeht. Was ist die unseelige Mutter so vieler Laster? Ist es nicht die böse Begierde, die unter der Truggestalt einer Schlange sich als Versucherin dem Menschen nähert, ihm einen täuschenden Schimmer von Glückseeligkeit vorhält, ihn in ein Paradieß von Freuden zu führen verspricht, und ihn in eine greuliche Wüste unaussprechlicher Leiden hinausstößt, wo ihm endlich die Verzweiflung zum Lohne wird? Wie vortrefflich drückt das Jacobus aus: wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod.

Endlich dürfen wir auch nicht vergessen, daß des Menschen Bestimmung über dieses Leben hinausgehe, um ihm in dieser Wahrheit einen Ermunterungsgrund zur Herrschaft über die Sinnlichkeit zu geben. Einst werden alle die Dinge nicht mehr seyn, die deine Begierden rege machten; sie sind für dich, so wie dein Körper stirbt, auf ewig verschwunden. Aber nur das Bewustseyn, wie du sie gebraucht, ob du sie mit Mäßigung genossen, oder dich zum Misbrauche hast hinreissen lassen; dieß wird dir bleiben. Und wehe dir, wenn du mit Begierden in die Ewigkeit gehst, die du dort nicht befriedigen kannst! wenn du für die höhern Freuden

der bessern Welt keinen Sinn, und zu ihrem Genuße dir keine Fähigkeit erworben hast. Nichts Gemeines noch Unreines wird in den Himmel eingehen. Nur wer reines Herzens ist, soll zur nähern Erkenntniß Gottes, und zu der Seeligkeit, die dem Tugendhaften bestimmt ist, gelangen. O so laßt uns, eingedenk unserer Bestimmung für eine bessere Welt, alles ablegen, was uns in dem Laufe nach jenem Ziele, verdrossen und träge macht! Laßt uns Jesum den Vorgänger unsres Glaubens und unsrer Tugend uns vergegenwärtigen und in die Fußtapfen eintreten, die er uns gelassen hat, damit wir einst, wenn Gute und Böse von einander abgesondert werden, auf der Seite der Gerechten stehen.

38te Vorlesung.

Matth. 5, 43.—45.

Herr, mein Erlöser, Muster wahrer Liebe,
Erwecke du in mir der Sanftmuth Triebe!
Und führe mir selbst deine große Güte
Recht zu Gemüthe!

Wann hast du jemahls Haß mit Haß vergolten?
Du scholtst nicht wieder, da man dich gescholten.
Du segnetest mit Wohlthun nicht blos Freunde,
Auch deine Feinde.

Und ich, Herr, sollte mich den Deinen nennen?
Und doch von Rachgier gegen andre brennen?

Dein

Dein Jünger ist nur, der wie du vergiebet
Und Feinde liebet.

So heilige denn meiner Seelen Triebe,
Mein Heiland, durch den Geist der wahren Liebe;
Und mache gegen alle, die mich hassen,
Mein Herz gelassen!

Matth. 5, 43.—45.

Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. Auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel: denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Es ist eine große Forderung, welche das Christenthum an jeden seiner Bekenner thut, selbst seinen Feind zu lieben. Aber es ist keine unmögliche Sache, wie viele es glauben, diese Forderung zu erfüllen, wenn man sich nur erst einen richtigen Begriff von Feindesliebe gebildet hat, und sie nicht weiter ausdehnt, als es der Wille und die Absicht Jesu war. Wer ist unser Feind? Jeder, der uns in seinem Herzen nicht wohl will, der mit Neid und Haß gegen uns erfüllt ist; jeder, der durch sein Betragen gegen uns es nur zu deutlich verräth, daß er uns nicht liebt; jeder von dem wir Beweise haben, daß er uns zu schaden trachtet, sich unsres Unglücks freut, und es zu befördern sucht. Ganz der Vorschrift Jesu entgegen gesetzt waren die Gebote der zu seiner Zeit lebenden jüdischen Gottesge-

lehr=

lehrten. Nach ihnen war es erlaubt den Feind zu hassen, unter welchem sie sich aber nicht blos einen solchen Menschen dachten, der mit Gesinnungen des Neides, des Hasses, der Nachbegierde gegen andre erfüllt ist; sondern auch den darunter mit begriffen, der nicht zu ihrer Nation gehörte, und kein Bekenner ihres Glaubens war.

Diese Letztern vorzüglich hielten sie irriger Weise für Feinde Gottes, und um deswillen auch den Haß gegen sie erlaubt, ob sie gleich nach ihren heiligen Religionsbüchern nicht darzu berechtigt waren. — Jesus aber, dessen Herz mit Liebe die ganze Menschheit umfaßte, lehrte ausdrücklich, man müsse sogar seine Feinde lieben. Er wollte aber mit dieser Vorschrift nicht, daß man ihnen mit der Zärtlichkeit, mit der Herzlichkeit, mit dem Zutrauen begegnen sollte, mit welchem man dem lange geprüften und bewährt erfundenen Freunde begegnet. Eine solche Liebe wäre unvernünftig, und ließe sich gar nicht mit unsrer Natur vereinigen. Denn wir können nur demjenigen Menschen unsre volle, herzliche, innige Liebe schenken, der ihrer würdig ist. Wenn wir aber finden, daß jemand auf eine feindseelige, tückische Art gegen uns handelt, so entfernt er ja das Herz mehr von sich, als daß er es sich nähert. Liebe nur erzeugt Gegenliebe. Alles Befehlen jemand zu lieben, hilft nichts, weil unsre Empfindung widerstrebt. Einem Menschen der Art können wir weder Wohlwollen, noch unser Zutrauen schenken. — Wir handelten aber auch unklug, wenn wir es thäten. Die wahre Klugheit gebietet

uns,

uns, stets auf unsrer Hut zu seyn, daß wir uns nicht selbst ins Unglück stürzen, oder von andern drein gestürzt werden. Wollten wir einem tückischen Menschen, der schon öfter uns hintergangen hat, und zu unserm Schaden thätig gewesen ist, dennoch, diesen traurigen Erfahrungen zum Trotze, unsre Liebe, unser Vertrauen schenken, so würde er beides nur misbrauchen, würde es für Schwäche auslegen, und sich dadurch aufgefordert fühlen, uns aufs neue feindlich zu begegnen. Sagt aber nicht der nemliche große Lehrer, der uns das Gebot der Feindesliebe giebt: seyd klug wie die Schlangen, aber dabei ohne Falsch wie die Tauben? — Die Liebe, die wir nach der Vorschrift des Christenthums unserm Feinde beweisen sollen, besteht vielmehr darinn, daß wir bedenken, auch der Uebelgesinnte, der Böses gegen uns vorhat, höre darum doch noch nicht auf, ein Mensch zu seyn, und verdiene deswegen bei allem Abscheu, mit dem wir seine feindseeligen Gesinnungen betrachten, dennoch als ein Geschöpf, das unsrer Natur theilhaftig geworden ist, menschlich behandelt zu werden; sie besteht darinn, daß wir uns hüten, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen, ihm wieder Schaden zuzufügen, sollten wir es auch ganz unbemerkt und ungeahndet thun können; daß wir also, wie Jesus selbst that, nicht wieder fluchen, wenn man uns fluchte, nicht wieder schelten, wenn man uns schalt, und nicht das Böse, das uns widerfuhr, mit gleichem Bösen vergelten, sondern es dem heimstellen, der da recht richtet. Sie besteht darinn, daß wir,

wenn wir im Stande sind ihm etwas Gutes zu erweisen, ihn vor einem Schaden, der ihn betroffen haben würde, zu bewahren, oder ihm einen Dienst, dessen er bedarf, zu erzeigen, indem wir ihn aus einer Gefahr erretten, oder zur Zeit der Noth ihm unsre Unterstützung anzubieten — keinen Augenblick Bedenken tragen; daß wir also durch unsere Reden und durch unsere Handlungen ihm zu erkennen geben, daß wir ihn nicht von dem Wohlwollen ausschließen, welches wir allen Menschen als unsern Brüdern schuldig sind, und auch bereit seyen, ihm in jeden Augenblick es durch die That zu beweisen.

Diese Feindesliebe, in diesem Sinne genommen, ist eine der edelsten und erhabensten Tugenden, die der Mensch üben kann. Sie ist der schönste Triumph, den er über seine Empfindlichkeit erhält, und zeigt, daß nicht das Böse ihn überwinde, sondern, daß er über dasselbe herrsche. Wer sich aber am Feinde rächt, so bald er Gelegenheit darzu hat, verräth dadurch, daß er sich noch selbst nicht gebieten, daß er seine Leidenschaften noch nicht bezwingen kann. Wer es aber noch nicht dahin gebracht hat, zeigt deutlich genug, daß er noch auf einer sehr niedrigen Stufe sittlicher Bildung stehe. Denn nur in dem Maase erheben wir uns über den großen Haufen gemeiner Menschen, in welchem wir unsren Verstand angebaut, und die Herrschaft über unsre Begierden und Neigungen bevestiget haben. Diese Feindesliebe erhebt aber auch zu dem bedeutenden Range eines Kindes Gottes. Ihr werdet,

sagt Jesus in unsrer Stelle, Kinder seyn eures Vaters im Himmel. Täglich und stündlich erzeigt er dem Bösen, so wie dem Guten, Wohlthaten; an seinem milden Sonnenschein nimmt der Fromme und der Sünder Antheil; sein Regen befeuchtet den Acker des Gerechten, wie des Ungerechten. Wenn nun der Mensch sein großes Beispiel nachahmt, und, so wie er sich wohlthätig gegen diejenigen beweist, die es nicht verdienen; wenn sein Herz mit Versöhnlichkeit gegen diejenigen erfüllt ist, die mit Anschlägen auf die Zerstöhrung seines Glücks und seiner Zufriedenheit umgehen; wenn seine Hand denen hülfreich entgegen kommt, die vielleicht seinen Untergang wünschen und zu befördern suchen, so zeigt er, daß er dem liebevollen und gütigen Vater im Himmel ähnlich ist, der alle Menschen als seine Kinder liebt, und durch die Menge und Mannichfaltigkeit seiner Wohlthaten sie alle zu gewinnen sucht. Und welchen Eindruck wird nun eine solche Gesinnung, ein solches Betragen auf seinen Feind machen? Wird es ihn nicht entwaffnen? Wird es ihn nicht zum ernsten Nachdenken über sein Unrecht bringen? Wird es nicht Empfindungen der Wehmuth in ihm erwecken, daß er so weit sich vergessen konnte, dem Uebels zu wollen und Uebels zu thun, der doch Gedanken des Friedens und nicht des Leids gegen ihn hegt? Wird es ihn nicht mächtig zur Umkehr, zur Sinnesänderung auffordern? Wird es ihn nicht aus einen erbitterten Feind zu einem wohlwollenden treuen Freunde machen? Darum, so deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du

das thust, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde du das Böse mit Gutem. Amen.

39te Vorlesung.

Auf Gott, und nicht auf meinen Rath,
Will ich mein Glücke bauen,
Und dem, der mich erschaffen hat,
Von ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Er kennet was mein Herz begehrt,
Und hätte, was ich bitte,
Mir gnädig, eh ichs bat, gewährt,
Wenns seine Weisheit litte.
Er sorgt für mich,
Recht väterlich,
Nicht was ich mir ersehe,
Sein Wille nur geschehe.

Matth. 6, 25.

Darum sage ich, sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an,

sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen. Und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr denn sie? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eines. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute steht, und Morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr euch thun, o ihr Kleingläubigen!

Man kann nicht trefflicher von einer sich auf alles erstreckenden Fürsorge Gottes reden; man kann nicht kräftiger die Kleinmüthigkeit des Menschen besiegen, und seine Neigung zu ängstlichen Sorgen unterdrücken; man kann nicht heilsamer das menschliche Herz beruhigen, über alles was künftig sich ereignen wird, als es Jesus in unserer vorgelesenen Stelle thut. Zwey Sätze sind es hauptsächlich, auf welche er die Belehrungen von einer über den Menschen vorzüglich waltenden Vorsehung gründet. Nemlich einmahl: Wenn es nicht zu läugnen ist, daß eine unendliche Güte sich selbst auf die leblose Natur, und auf die unvernünftigen Geschöpfe erstreckt, wie vielmehr wird sie die Menschen, die mit der Geisterwelt, vermöge ihrer vernünftigen und sittlichen Natur verwandt sind, umfassen. Zweitens: Wenn es nicht zu läugnen ist, daß Speise und Trank, und Kleidung, weit unwichtiger sind, als der Leib und das Leben, die der Mensch aus der Hand des Schöpfers empfangen hat, wie ungerecht wäre

wäre demnach das Mistrauen, das er in ihn setzen wollte, als könnte es ihm je an dem fehlen, was zur Erhaltung seines Lebens nöthig ist.

Doch wir müssen die vortreffliche Darstellung Jesu etwas näher betrachten, um auch uns dadurch in der trostvollen Ueberzeugung zu bevestigen, daß Gott mit väterlicher Liebe für uns sorge. Nicht die Erhaltung unsers Lebens soll uns bange Sorge machen. Nicht darnach sollen wir ängstlich fragen, woher wir die Mittel darzu nehmen werden. Denn sind nicht diese in der größten Menge und Mannichfaltigkeit wirklich vorhanden? Hat der Schöpfer in diese Erde nicht eine unglaubliche Fruchtbarkeit gelegt? Kommen nicht jedes Jahr wieder neue Gewächse und Pflanzen aus ihrem Schooße hervor? Hat noch ein einziges Jahr, seitdem sie von Menschen bewohnt ist, Saamen und Ernte aufgehört? Ist je noch ein über ganze Welttheile sich erstreckender Miswachs eingetreten, der einen allgemeinen Mangel zur Folge hatte? Und wenn die eine Art von Früchten nicht gedieh, gab es nicht dafür viele andre, die desto besser gediehen? Da es der heilige und gute Wille Gottes war, daß wir diesen Himmelskörper bewohnen sollten; da er uns einen Leib gab, der zu seiner Nahrung der Speise und des Tranks bedarf, wenn wir leben wollen, so konnte er auch nach seiner unendlichen Weisheit und Güte nichts anders wollen, als daß wir auf unserm jetzigen Wohnorte die Mittel zu unsrer Erhaltung überall in der nöthigen Menge und Mannichfaltigkeit fänden.

Aber

Aber dieß ist noch nicht genug. Er hat noch mehr gethan, um unser Leben zu erhalten. Er gab dem Menschen die Vernunft, und in ihr einen Schatz von einem nicht zu berechnenden Werthe; diese Vernunft lehrte ihn ein zweiter Schöpfer auf dieser Erde werden, und ihre natürliche Fruchtbarkeit vermehren. Mit ihr erfand er den Ackerbau, und erntet 20—30—60—100 fältig wieder, was er der Erde anvertraute, und dadurch kann er selbst künftigen Zeiten des Mangels mit Vorsicht und Klugheit vorbauen. Mit dieser Vernunft erfand er allerlei nützliche Handthierungen, Gewerbe, Handel, Schiffahrt, Künste und Wissenschaften, und diese sind eben so viele unversiegbare Quellen des Wohlstandes, geben dem Menschen nicht nur die Mittel zu seiner Lebenserhaltung, sondern auch so viele Bequemlichkeiten, so viele Freudengenüße, öffnen ihm so viele Wege zu Reichthum und Ueberfluß, so daß es wohl nur seine eigene Schuld ist, wenn ihn alle diese Hülfsmittel gänzlich verlassen. Ja selbst in dem dem Menschen verliehenen Maase von körperlichen Kräften gab ihm der weise und gütige Schöpfer eine untrügliche Anweisung, wie er sein Leben erhalten solle, so wie in dem einem jeden beiwohnenden Trieb zu einer nützlichen Thätigkeit. Wann haben wir noch je gesehen, daß derjenige, dem es ein Ernst war, mit seiner Hände Arbeit etwas Gutes zu schaffen, gänzlichen Mangel litt? Wann haben wir noch je gesehen, daß derjenige, der Lust und Eifer zu arbeiten hatte, nicht auch Gelegenheit fand, sich seinen Unterhalt zu verdienen?

Und

Und wenn er, an Kräften erschöpft, nicht mehr thätig seyn kann, wenn sich die Tage des Alters nähern, finden sich nicht überall wohlthätige, barmherzige Menschen, die des hülflosen Kranken, des schwachen Alten, des ohne sein Verschulden in Dürftigkeit gerathenen sich liebreich erbarmen? Giebt es in christlichen Staaten nicht Wohlthätigkeitsanstalten, die unter der Aufsicht der Obrigkeit und unter dem Schutze der Gesetze stehen? — So hat also der gute Vater im Himmel, der aller seiner Werke sich erbarmt, vorzüglich für die Menschen weise und liebevoll gesorgt.

Aber nicht allein für die Erhaltung seines natürlichen Lebens hat er alle Sorge getragen, es liegt ihm auch am Herzen, daß der Mensch den Zweck seines Daseyns hier auf Erden erreiche, und sich für das ewige Leben würdig vorbereite. Deswegen ist alles, was ihm im Laufe seines Lebens als Mittel und Werkzeug dargeboten wird, um jene Absicht zu erreichen, als sein Werk, als seine wohlthätige Veranstaltung anzusehen. Daß er gerade zu dieser und keiner andern Zeit in die Welt eintritt, wo vielleicht der Gelegenheiten zu seiner Bildung ihm viele sich zeigen; daß er gerade von diesen und keinen andern Aeltern gebohren wird, die selbst ein reiches Maas von Kenntnißen und Tugenden besitzen, und ihn also zu Lehrern und Führern dienen können; daß er gerade mit diesen Anlagen und Kräften begabt auf dem Schauplatz der Welt erscheint, die ihm einen grössern Wirkungskreis sichern; daß er gerade unter diesem Volk sein irrdisches Daseyn er-

erhielt, welches unter die gebildetsten gerechnet wird, unter dem es viele Männer von Einsichten, Erfahrung, Geschicklichkeit und Tugend giebt, die also nicht wenig zu seiner eigenen Veredlung mitwirken können; daß er gerade diesen und keinen andern Lehrern anvertrauet wurde, die mit allem Ernst mit allem Eifer, mit aller Liebe den jungen Menschen wie ein zartes Bäumchen sorgfältig pflegten, und jeden Keim des Guten in ihm entwickelten. — Daß er gerade mit diesen Personen in Verbindung kam, die einen so bedeutenden Einfluß auf seine ganze Sinnes und Denkungsart hatten. — Daß ihn gerade diese Schicksaale treffen mußten, denen es vielleicht meistens zuzuschreiben ist, daß er ein weiser und guter Mensch wurde, ohne die er vielleicht nie sich von der Macht seiner bösen Gewohnheiten losgerissen haben würde; ohne die er vielleicht nie das Glück eines tugendhaften Lebens kennen gelernt hätte; ohne die er vielleicht für die gegenwärtige Welt ein ganz unnützes und in der künftigen ein höchst elendes Geschöpf würde geworden seyn. Von wem hieng dieß alles wohl ab? In wessen Hand stand dieß alles? Daß es nicht von uns abhieng; daß es nicht in unsrer Macht stand; daß wir über alle diese Dinge nicht gebieten können; daß wir weder die Schicksaale die uns treffen, vorher sehen, noch ihren Lauf und ihren Ausgang vorher zu bestimmen im Stande sind, das begreifen wir alle, das erkennen wir mit aller Demuth. Hier ist eine höhere unsichtbare Hand, die uns gleich beim Eintritt in das Leben mächtig ergreift und bis an das Ende desselben

ben liebevoll leitet. Dieser höhern Hand wollen wir uns mit kindlichem Vertrauen unterwerfen; ihr wollen wir mit uneingeschränkter Zuversicht alles übergeben, was uns begegnen mag. Von ihr wollen wir veste glauben, daß alles was sie uns beschieden, zu unserm wahren Frieden dienen müsse, wärs auch die größte Last der Welt. Unvergeßlich sey auch uns die Aufforderung der heiligen Schrift: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird alles wohl machen.

40te Vorlesung.

Eins ist Noth! Ach Herr dieß Eine
Lehre meine Seele doch!
Alles andre, wie's auch scheine,
Ist doch nur ein hartes Joch,
Unter dem das Herz sich quälet,
Und der Ruhe doch verfehlet.
Nur dieß Einzige giebt mir
Wahren Frieden dort und hier.

Seele willst du dieses finden,
Such's bei keiner Creatur!
Laß nichts Irdisches dich binden
Erdengüter täuschen nur,
Nur bei dem auf Gottes Throne
Hoch erhöhten Menschen Sohne,
Findest du dein wahres Heil,
Und das allerbeste Theil.

Matth.

Matth. 6, 24.

Niemand kann zweien Herrn dienen; sondern er wird den einen lieben, und den andern hassen; oder dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen, und dem Mammon.

Unter allen großen Lehrern der Menschheit, die, von einer Zeit zur andern, bald unter diesem, bald unter einem andern Volke aufgestanden sind, ist Jesus von Nazareth der größte: denn unter allen strebte keiner durch seine Belehrung so sichtbar nach dem großen Ziele, den Menschen zum Ebenbilde der Gottheit zu erheben, und ihn aus dem elenden Zustande, in welchem blos seine Neigungen und Begierden herrschen, herauszureißen, und in den Zustand einer vernünftigen Freiheit zu versetzen, wo er nur den Vorschriften eines über seine Pflichten und über sein wahres Wohl erleuchteten Geistes folgt. Unter allen Lehrern der Menschheit, welch einen glänzenden Ruhm sie auch bei ihren Zeitgenossen und der Nachwelt erlangt haben mögen, ist Jesus von Nazareth der berühmteste: denn keiner von ihnen hatte sich die Kunst in dem Grade eigen gemacht, das Vertrauen der Menschen auf allen erlaubten Wegen zu gewinnen, und dann mit einer unwiderstehlichen Gewalt auf ihren Verstnad und ihr Herz zu wirken; daher sagte auch von ihm das jüdische Volk: er predigte gewaltig, und nicht, wie die Schriftgelehrten und Pharisaer. Seine Lehre griff an das Innerste des Menschen, setzte sein ganzes Gemüth in eine lebendige Rührung, und blieb selten ohne wohlthätige Früchte.

Was er in unserer vorgelesenen Stelle sagt, kann uns hinlänglich überzeugen, welche hohe Ansprüche er an den Menschen macht; wie er ihn ganz für die wahre Verehrung Gottes, ganz für die Tugend gewinnen will, so daß ihm nichts in der Welt wichtiger ist, als sie, so daß er ihr alles Irdische gerne aufopfert. — Mithin gehörte Jesus nicht unter diejenigen Religionslehrer, die den Neigungen der Menschen schmeicheln, die ihnen keinen unangenehmen Zwang anthun wollen; die gerne die Liebe für das Irdische und Sinnliche mit dem Wohlgefallen an dem Himmlischen und Geistigen vereinigen; die es so genau nicht nehmen, wenn andre auch den verkehrten Trieben des Herzens folgen, wenn sie nur nicht ganz die Ehrerbietung aus den Augen setzen, die sie den Geboten Gottes schuldig sind. Nein, zu dem einen oder dem andern sollten sich seine Schüler entschließen; entweder die Verehrung Gottes durch Gehorsam gegen sein Gebot und demüthige Unterwerfung unter seine weise und wohlthätige Führungen für das höchste zu halten, und mit aller ihrer Kraft darnach zu streben: oder, wenn sie dieß nicht wollten, oder es für zu schwer hielten, ja nicht sich zu rühmen, daß sie würdige Bürger und Unterthanen des Reiches Gottes wären. Wenn sie aber sich von ihrer Liebe für das Irdische nicht losmachen könnten, so sollten sie doch ja nicht glauben, beides, der Liebe zu Gott und zur Welt und ihren vergänglichen Gütern, mit einander zu vereinigen. In dieser Hinsicht sagt er ihnen: niemand kann zwey Herren dienen. Wenn

nem-

nemlich diese Herren in ihren Gesinnungen und Neigungen einander ganz entgegengesetzt sind, so daß der eine liebt, was der andre haßt; der eine lobt, was der andere tadelt; der eine sucht, was der andere flieht; wie ist es da möglich, wenn sie zu gleicher Zeit ganz entgegengesetzte Befehle haben, die der Diener auf der Stelle vollziehen soll; wie ist es unter, diesen Umständen möglich, ihnen beiden so zu dienen, daß man ihre Zufriedenheit sich erwerbe? Muß nicht der eine mit seinen Forderungen dem andern nachstehen? Wird nicht der eine mehr als der andre begünstigt werden? Wird nicht der Diener, indem er die Liebe des einen erwirbt, den Unwillen und Haß des andern auf sich laden? Wird er nicht, indem er seine Anhänglichkeit an den einen zu erkennen giebt, dadurch seine kalte Gleichgültigkeit gegen den andern offenbaren? — So wie es hier in dem Verhältniß eines Dieners zu seinem Herrn geht, daß man die Befehle dessen schneller, und lieber und pünklicher ausrichtet, dem man schon mit Wohlwollen mehr zugethan ist, und dagegen den andern, zu dem das Herz keine Neigung fühlet, mehr hinansetzt: so ist es auch in unserm Verhältniß gegen Gott. Wenn Er für uns das höchste Gut ist, ausser welchem wir nichts Großes, nichts Verehrungs- nichts Liebenswürdiges mehr kennen; dann werden wir auch seinen Dienst, den Gehorsam gegen sein Gebot, jedem andern Dienste vorziehen; dann werden wir jede Neigung des Herzens, dieser einzig herrschenden Neigung unterwerfen; dann wird nichts in der Welt, welchen Reiz, welchen Werth es für andre ha-

haben mag, uns von ihm abwendig machen. Aber wenn es irgend ein Gut der Erde giebt, das wir ihm an die Seite setzen, wenn wir thöricht genug sind zu glauben, es sey möglich, beides, die Verehrung des höchsten Wesens, und den Mammonsdienst mit einander zu verbinden, dann gehören wir unter die Diener, die ihren Herrn, den sie lieben sollten, hassen, die ihn, dem sie anhangen sollten, verachten. Nein, ihr könnt, sagt Jesus, nicht Gott dienen und dem Mammon. Was heißt Gott dienen? Was heißt dem Mammon dienen? Und warum kann beides nicht mit und neben einander bestehen? Gott dienen wir, wenn wir ihn als den Schöpfer Himmels und der Erden, als den Herrn und Regenten der sichtbaren und unsichtbaren Welt, als den Richter über Todte und Lebendige, die demüthige Verehrung beweisen, die wir ihm, dem Urheber aller Wesen, dem Schöpfer aller Geister, dem Vater aller Menschen, schuldig sind, und so oft wir seiner gedenken, von einer heiligen Ehrfurcht vor ihm durchdrungen werden. Gott dienen wir, wenn wir sein Gebot, das er einem jeden von uns ins Herz geschrieben, und wovon er uns von einer Zeit zur andern durch erleuchtete Männer belehrt hat, mit aller Willigkeit und Pünklichkeit vollziehen, und ihm jedes Menschengebot weit nachsetzen. Gott dienen wir, wenn wir uns in alles, was sein unerforschlicher Rath über uns beschlossen hat, gerne fügen, und keinen Augenblick zweifeln, daß jeder Weg, den er uns führt, der beste für uns sey. — Dem Mammon, oder irdischen Gütern dienen wir, wenn

wir

wir sie als unsere Götter betrachten, vor denen wir niederknieen, die wir anbeten, wiewohl sie nicht Schöpfer, sondern nur Geschöpfe sind. Dem Mammon dienen wir, wenn wir auf Reichthum, Ehre und Macht alles Vertrauen setzen, mit diesen Dingen alles in der Welt auszurichten glauben, und nicht bedenken, wie nichtig und vergänglich sie alle seyen. Dem Mammon dienen wir, wenn wir alles, was unser Herz uns in Absicht auf diese Dinge räth, als Befehle ansehen, die wir schlechterdings befolgen müssen, und gegen die sich auch nicht das Mindeste einwenden läßt. — Wie wenig es aber möglich sey, Gottesdienst und Mammonsdienst mit einander zu vereinigen, müssen wir leicht begreifen. Die Verehrung Gottes schließt alle Verehrung jedes andern Dinges, das nicht Gott ist, aus. Du sollst, heist das Gesetz, Gott deinen Herrn anbeten und ihn allein. Wie wollen wir also Gott anbeten, und zu gleicher Zeit vor dem Mammon als unserm Götzen niederfallen? Die Verehrung Gottes befiehlt uns, auf ihn das höchste Vertrauen zu setzen, und von ihm alles Gute zu erwarten; und der Mammonsdienst macht uns die irdischen Dinge so wichtig, als könnten wir alles durch sie ausrichten, und wissen doch nicht, ob wir Morgen noch im Besitze derselben seyn werden. Die Verehrung Gottes heist uns alle seine Gebote heilig halten; der Mammonsdienst fordert uns auf, jede verkehrte und sträfliche Neigung des Herzens zu befriedigen. Die Verehrung Gottes verlangt, daß wir uns seinen Führungen stille unterwerfen; der Mammonsdienst hingegen

gen macht uns glauben, unser ganzes Glück hänge von dem Besitz des Reichthums, der Ehre, der Macht ab. Wie unmöglich ist es also beides mit einander zu vereinigen; eins muß dem andern weichen. O laßt uns keinen Augenblick anstehen, wem wir den Vorzug geben sollen! So laßt uns denn mit ganzer Seele Gott anhängen, und sein Gebot vor allem heilig achten, und treu befolgen. Sein Wort sey uns allen unvergeßlich: wer mich ehret, den will ich auch ehren.

41te Vorlesung.

Matth. 7, 1—2.

Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet ꝛc.

Herr, mit dem Maas mit dem ich hier
Dem Nächsten messe, wirst du mir
Dereinst auch wieder messen.
Dieß lehre mich die Billigkeit,
Und laß mich ja zu keiner Zeit
Der Liebe Pflicht vergessen. Amen.

Dieser Ausspruch Jesu, in welchem ein vortrefflicher Rath enthalten ist, den sich jeder Mensch gesagt seyn lassen, den jeder befolgen sollte, ist ein Theil jener herrlichen Belehrungen, die unter dem Namen der Bergpredigt Christi bekannt sind. Er warnt darinn vor einem Fehler, der auch unter uns Christen bekannt genug ist. Was ist ge-

gewöhnlicher, als die Unbesonnenheit, die Freiheit, die man sich in seinem Urtheile über den Charakter andrer erlaubt! Kaum hat man einen Menschen ein paarmahl gesehen, kaum hat man wenige Worte mit ihm gesprochen, kaum hat man einige seiner Handlungen bemerkt; so glaubt man sich schon in den Stand gesetzt, sich schon berechtigt, ein allgemeines, seine ganze Sinnes und Denkungsart, sein gesammtes Thun und Lassen umfassendes Urtheil über ihn auszusprechen. Und doch ist dieß Verfahren nicht weniger mislich, nicht weniger bedenklich, als wenn jemand, der etwa einige unsittliche Glieder einer Gemeine kennen gelernt hätte, die allerdings verachtet und verabscheuet zu werden verdienen, nun sogleich über alle und jede den Ausspruch thun wollte, daß sie aller Achtung und Liebe andrer unwürdig wären. Wie gar viele mögen unter ihnen seyn, denen er dadurch zu nahe tritt, sie tief beleidigt und kränkt.

Gehen wir aber auf die Quelle zurücke, aus der solche ungerechte Urtheile entspringen, so werden wir finden, daß bei manchen oft ein bloser widriger Eindruck, den die Gestalt eines Menschen, oder sein Benehmen im Umgang auf sie gemacht hat, die erste Ursache und Veranlassung darzu gewesen ist. Der Mann hatte vielleicht in seinen Gesichtszügen etwas Zurückestossendes, etwas Unangenehmes, etwas Entfernendes, etwa Unleidliches, und dieß machte, daß sie aus diesen äusern, zufälligen, eben nicht zu seinem Vortheile sprechenden Dingen, auf die Beschaffenheit seines Gemüths

falsch genug schloßen. Denn nicht auf dem Gesichte hat der Schöpfer des Menschen den Charakter desselben abgemalt. Wer also dadurch sich bestimmen läßt, ist gar nicht sicher ein ungerechtes Urtheil zu fällen. — Bei andern entspringen solche Urtheile aus einer hohen Einbildung, die sie von ihrem Verstande haben. Sie stehen in der Meinung, eine nur flüchtige Bekanntschaft von wenigen Stunden oder Tagen, reiche für sie schon hin einen Menschen ganz zu durchschauen, und über seinen moralischen Werth oder Unwerth vollkommen zu entscheiden. Die eingebildeten Thoren! Wie vieles mag ihrer Aufmerksamkeit noch entgangen seyn, worauf sie hätten achten müssen, wenn ihr Urtheil gerecht seyn sollte. Wie wenig reicht doch eine so kurze Zeit hin, um einen Menschen nach allen seinen Lagen und Verhältnissen beobachten, und daraus einen richtigen Schluß auf seinen Charakter machen zu können! Wen dieser stolze Wahn beherrscht, der wird täglich und stündlich sich neuer Ungerechtigkeiten gegen andre schuldig machen; — Bei noch andern ist die Neigung, an allem etwas Fehlerhaftes zu finden, alles zu tadeln, an allem etwas auszusetzen zu haben, so vorherrschend, daß sie durch sie verleitet werden, über ihre Brüder, die ihnen vielleicht ganz unbekannt sind, sich ein richterliches Urtheil anzumassen. Da sie schon mit einer solchen unglücklichen Stimmung des Gemüths zu andern kommen, die sie auf alles, was ihnen vielleicht tadelnswürdig vorkommen könnte, aufmerksam macht: so werden sie auch überall,

weil

weil sie es wünschen, Fehler entdecken, und so kann ihr Urtheil nicht anders als ungerecht seyn.

Endlich sind auch viele die das Gebot Jesu übertreten: Richtet nicht, zu leichtgläubig. Sie haben zu viel Vertrauen auf das, was andre sagen; verlassen sich zu viel auf ihre Aussprüche, und sprechen ihnen ohne weiters in ihren Entscheidungen über den moralischen Werth andrer nach. — Aber welcher Vernünftige wird denn so handeln! Welcher wird von der ihm verliehenen Gabe, mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören, und mit eigenen Verstande zu prüfen, keinen Gebrauch machen! Welcher Vernünftige wird blind auf andre vertrauen, zumahl, da er ja nicht wissen kann, was diese für einen Beweggrund zu solchen Aeusserungen hatten, ob nicht Neid, oder Haß, oder eine lange bestandene und genährte Feindschaft ihre Zunge führte.

Dieß alles muß uns nun das Wort Jesu: „Richtet nicht" um so werther machen, muß uns die Behutsamkeit, so wie die strengste Gerechtigkeit in unserm Urtheile über andre empfehlen. Nie wollen wir uns berufen glauben, über einen Menschen zu entscheiden, den wir gar nicht kennen. Wir müßten allwissend seyn, wie Gott, wenn wir bestimmen wollten, ob ein solcher Mensch verständig oder unverständig, kenntnißvoll oder unwissend, tugendhaft oder lasterhaft wäre. Es wäre eine unbegreifliche Anmassung, zu richten, wo wir selbst noch gar nicht gehörig unterrichtet sind; Nie wollen wir über einen Menschen entschei-

den, den wir noch nicht genugsam kennen; den wir erst in einigen Lagen des Lebens haben reden hören und handeln sehen. Wer wird von einem kleinen Theil aufs Ganze mit Sicherheit schließen? Es kann seyn, daß ein solcher Mensch unter gewissen Umständen, in denen er sich befand, unsren Beifall nicht hatte; aber folgt daraus, daß er ihn nie erhalten werde? Es kann seyn, daß wir einiges Fehlerhafte an ihm bemerkten; aber folgt daraus, daß er keine Tugenden besitze, die jenes bei weitem überwiegen? Lasset uns auf das ganze Verhalten des Menschen achten, und nach diesem nur unser Urtheil bestimmen. Nie wollen wir richten, wenn wir uns in dem Zustand der Leidenschaftlichkeit befinden, denn dann ist das Licht unsrer Vernunft verdunkelt; wir sehen alles anders, als es uns erscheint, wenn unser Gemüth ruhig ist; wir überlegen dann nicht sorgfältig, was unsre Zunge spricht, und manches Wort geht über unsre Lippen, das wie ein scharfer Pfeil das Herz des andern tief verwundet. Wie wenig sind wir also fähig, wenn irgend eine Leidenschaft uns beherrscht, ein besonnenes und gerechtes Urtheil über andere zu fällen.

Nie wollen wir endlich jenen Spruch des Apostels auch bei unsern Urtheilen vergessen: die Liebe decket auch der Sünden Menge. Es muß uns weniger darum zu thun seyn, die fehlerhaften Seiten des Charakters andrer ins Licht zu stellen, als vielmehr, sie zu verdecken; weniger, sie der Geringschätzung andrer Preis zu geben, als vielmehr die Achtung derselben ihnen zu gewinnen und zu erhalten;

ten; weniger darum, uns zu strengen Richtern aufzuwerfen, zu denen wir nicht berufen sind, als vielmehr darum, von jedem das Beste zu reden, und alles zum Besten zu kehren. Ein solches Verfahren wird uns von den nachtheiligen Folgen bewahren, welche ein voreiliges, unbesonnenes und ungerechtes Urtheil stets zu begleiten pflegen. Denn es ist ganz so im menschlichen Leben, wie Jesus sagt, mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welchem Maaße ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Harte Urtheile, wenn sie denen zu Ohren kommen, über die sie ausgesprochen worden sind, erbittern sie, und fordern sie zu ähnlichen Urtheilen über ihre unbefugten Richter auf. Sollte es ihnen aber wohl schwer werden, in ihrem Leben des Fehlerhaften manches zu finden, worüber sie ihren Tadel ausgießen können! Und wie wenig Nachsicht und Schonung werden sie beweisen, da sie selbst keine von andern erfahren haben. Doch nicht blos von den schlimmen Folgen eines ungerechten Richtens werden wir frei bleiben, wir werden uns durch die Behutsamkeit, mit welcher wir in unsern Urtheilen verfahren, zugleich auch die Achtung und Liebe andrer erwerben. Sie müssen uns hochschätzen, wenn sie wahrnehmen, wie sorgfältig wir über unsre Zunge wachen, um auch nicht einmahl in Worten unsern Brüdern Unrecht zu thun. Und sollten wir nicht auch auf das Wohlgefallen des himmlischen Vaters rechnen dürfen, wenn wir sein Gebot heilig halten, und keinen unsrer Nebenmenschen durch unsre Aeußerungen krän-

kränken? O so lasset uns denn das Wort Jesu in ein feines und gutes Herz auffassen, daß es Früchte bringe in Geduld: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet; denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welchem Maase ihr messet, wird euch wieder gemessen werden.

42te Vorlesung.

Von dir kommt jede gute Gabe,
Nur du, mein Gott, kannst mich allein
Mit allem, was ich nöthig habe,
Zu meinem wahren Wohl erfreun.
Mein Leben und mein Glück beruht
Allein auf dir, du höchstes Gut.

Mit Seegen uns zu überschütten,
Bist du o Vater stets bereit
Was wir nach deinem Willen bitten,
Giebst du uns aus Barmherzigkeit
Und wer dir dankt, dem leitest du
Beständig neuen Seegen zu.

Matth. 7, 9—12.

Welcher ist unter euch, ihr Menschen, der seinem Sohne, wenn er ihn um Brod bittet, einen Stein darbiete? Oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange reiche? So denn nun ihr, die

ihr

ihr arg seyd, euern Kindern gute Gaben geben könnt; wie vielmehr wird der Vater im Himmel Gutes geben, denen, die ihn darum bitten.

Kurz vor dieser Stelle geht eine Aufforderung zur kindlichen Bitte vorher, mit der Versicherung der Erhörung. Bittet, heist es, so werdet ihr nehmen, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan. Aber wen sollte seine eigene Erfahrung nicht überzeugt haben, daß er nicht alles, was er von Gott erbat, wirklich empfangen habe, so heiß auch immer der Wunsch seines Herzens gewesen seyn mag. Warum wird nicht jede Bitte des Menschen erfüllt? Oft ist das ganz unmöglich? Wenn zwei zu gleicher Zeit ganz entgegengesetzte Dinge von Gott verlangen; — der eine will eine Reise machen und erfleht von ihm Sonnenschein und heiteres Wetter; der andere hat einen Acker besäet, und wünscht nichts mehr, als einen fruchtbaren Regen, damit die Saat desto eher keime; — wem soll die ewige Weisheit nun willfahren? Jenem oder diesem? Es ist begreiflich, daß sie, so unumschränkt auch ihre Macht ist, doch das sich selbst widersprechende, das sich selbst aufhebende nicht möglich machen kann. Es müssen sehr viele Bitten unerfüllt bleiben, weil die Sache, um welche gebeten worden ist, an sich unmöglich ist. — Oft verlangt aber auch der Mensch etwas von Gott, was, wenn er es erhalten hätte, ihm offenbar schädlich gewesen seyn würde. Er wünscht Ehre und Auszeichnung, und es ist für ihn nach seinen besondern Gesinnungen besser, wenn er in der Niedrigkeit lebt; er wünscht

wünscht Reichthum, und es ist ihm zuträglicher, wenn er in der Dürftigkeit bleibt; er wünscht Macht und Gewalt, und es ist ihm nützlicher, wenn er sie nicht besitzt. Einem solchen Menschen seine Bitte gewähren, heißt einem unmündigen, unverständigen Kinde ein spitziges oder schneidendes Werkzeug in die Hände geben, womit es sich leicht verwunden, sich wohl gar das Leben nehmen kann. Wie sollte nun die höchste Weisheit, die den Menschen nach seinen Gesinnungen am besten kennt, ihm etwas geben, wovon sie voraus sieht, daß er einen Misbrauch davon machen werde? Auch deshalb bleiben so viele Bitten unerfüllt, weil der erbetene Gegenstand dem Menschen offenbar schädlich gewesen seyn würde. Endlich versagt der Vater im Himmel uns manches, was wir wünschen, weil er sonst ungerecht gegen andre seyn müßte. Die Verkehrtheit der Menschen geht oft so weit, daß sie von dem Wesen, das lauter Liebe und Güte ist, verlangen, er solle denen Uebels thun, denen sie feind sind; er soll diejenigen mit seinen Strafen heimsuchen, an denen sie sich gerne rächen mögten. Kann man sich einen größern Unsinn denken, als Gott zum Werkzeug seiner Rache brauchen wollen? Wie kann ein solcher liebloser Wunsch von ihm erfüllt werden? Wie kann er, der allen Gutes thut, um unsert willen, damit die böse Begierde unseres Herzens nur gestillet werde, jemand Uebels zufügen? Wer so etwas von Gott verlangt, der wundere sich doch ja nicht, wenn sein Verlangen nicht befriedigt wird. Gleichwohl kann jeder Mensch gewiß

seyn,

seyn, daß seine Bitte von Gott erhöret werde, wenn sie auf sein wahres Beste gerichtet ist, wenn das was er wünscht, wirklich zu seiner größern Vollkommenheit, zur Erleuchtung seines Geistes, zur Besserung seines Herzens, zur Erhöhung seiner Zufriedenheit beiträgt. Und gewiß wollte Jesus nur in dieser Beziehung es gesagt haben, wenn er seine Jünger ermuntert: Bittet, so werdet ihr nehmen. Den Beweis hievon, oder vielmehr die Erläuterung nahm er von der Vergleichung eines menschlichen Vaters mit dem himmlischen Vater her. Ein menschlicher Vater wäre nicht so hart und unempfindlich, daß er den Wunsch seines Sohnes, den er doch erfüllen könnte, und an dessen Erfüllung die Erhaltung seines Kindes hienge, nicht befriedigen sollte, daß er ihm nemlich statt eines Brods, einen Stein, statt eines Fisches, eine Schlange darreichte; oder mit andern Worten, daß er eine gerechte und billige Forderung, welche zu befriedigen doch in seiner Macht stünde, nicht befriedigte. Sondern jeder Vater, jede Mutter fühlt sich schon durch die Vater- und Mutterliebe gedrungen, den Bedürfnissen ihrer Kinder abzuhelfen, so lange sie es vermögen; dieß alles thun sie, ob sie gleich von Natur böse, oder unvollkommene, beschränkte Wesen sind. Nun macht Jesus den Schluß vom Kleinen aufs Große. Wenn Menschen, fehlerhafte sündige Menschen, schon gegen ihre Kinder so handeln, wie vielmehr wird der Vater im Himmel, der doch an innerer Güte und Vollkommenheit alle Geschöpfe unendlich weit übertrifft, denen Gutes geben,

ben, die ihn darum bitten. Was soll das aber für ein Gut seyn? Dieß bestimmt Jesus hier nicht ausdrücklich; nicht alles, was der Mensch nach seinen eingeschränkten Einsichten für ein Gut erklärt, ist es wirklich für ihn. Oft denkt der Mensch in seinem Muth, dieß oder jenes sey ihm gut, und ist doch weit gefehlet; oft sieht er auch für schädlich an, was Gottes Rath erwählet. Oft ist in der That das, was er für schädlich erklärt, heilsam für ihn, wie dem kranken Kinde die bittre Arznei, die es von sich stößt, und die doch zu seiner Wiedergenesung wirkt. Weil nun der unwissende, der irrende, der sich selbst oft nicht genug kennende Mensch nicht mit Sicherheit bestimmen kann, was in jeder Hinsicht für ihn nützlich sey, muß er der höchsten Weisheit alleine die Wahl überlassen. So wie Jesus Christus muß er beten: Vater nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Also auch nicht bestimmt um dieses oder jenes, sondern nur um das Gute überhaupt bitten, und nicht daran zweifeln, daß der Gott, der sich aller seiner Werke mit gleicher Liebe erbarmt, ihm gewiß alles geben werde, was ihm zu seiner wahren Wohlfahrt durchaus unentbehrlich ist.

Ueberhaupt sey es für jeden Vernünftigen eine unverletzliche Regel seines Verhaltens, den Allmächtigen nicht mit ungestümmen Bitten und Forderungen zu beschweren. Denn der Allwissende, dem nichts in der ganzen Schöpfung verborgen bleibt, kennt auch alle unsre Bedürfnisse, ehe wir sie ihm noch in unserm Gebete bekannt machen: euer himm-

lischer Vater, sagt Jesus, weis, daß ihr das alles bedürfet. Warum wollten wir uns einen so kleinlichen Begriff von dem Vater im Himmel machen, als müßte er durch unser Gebet und Flehen erst auf unsern Zustand aufmerksam gemacht und ihm, was wir brauchen, erst gesagt werden? Lasset uns aber auch nicht wähnen, als müßten wir erst durch unser demüthiges Flehen ihn bewegen, die heißen Wünsche unseres Herzens zu erfüllen; ehe sie rufen, sagt der Prophet von ihm, will ich antworten; ehe sie noch reden, will ich hören. Er, der die höchste Liebe und Güte ist, sollte sich erst durch unser Bitten erweichen, und zum Mitleid bewegen lassen? Er sollte nicht sich selbst geneigt fühlen, uns das Beste zu geben? Er sollte erst darauf warten, bis wir uns vor seinem Thron niederwerfen, und in aller Demuth ihm unser Anliegen vortragen? Auch nicht so irrig wollen wir von ihm denken, daß wir durch unsere Bitten ihn in seinem Willen, der doch ewig unveränderlich bleibt, nach unsern Absichten lenken könnten. Bei ihm ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß. Was er einmahl beschlossen, das muß auch geschehen, und keine Bitte, kein Flehen, kann es hintertreiben, denn er beschließt ja nichts, als was er nach seiner vollkommensten Einsicht für das beste erkannt hat. Einem solchen Vater im Himmel, der alle unsere Wünsche und Bedürfnisse kennt, der mit allmächtiger Liebe und Güte uns allen zugethan ist; der mit ewiger Weisheit uns leitet und führt, den wollen wir alle unsere Schicksaale kindlich

anvertrauen. Ja ich bleibe stets an dir, wollen wir mit Assaph beten: denn du hältest mich bei deiner rechten Hand; du leitest mich nach deinem Rath, und nimmst mich endlich mit Ehren an.

43te Vorlesung.

Gieb mir, o Gott ein Herz,
Das jeden Menschen liebet,
Bei seinem Wohl sich freut,
Bei seiner Noth betrübet.
Ein Herz, das Eigennutz,
Und Neid, und Härte flieht,
Und sich um andrer Glück,
Wie um sein Glück, bemüht.

Matth. 7, 12.

Alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch; das ist das Gesetz und die Propheten.

In diese wenige Worte faßt Jesus Christus die ganze Summe der Pflichten zusammen, die wir unsern Brüdern schuldig sind. Er drückt sich darüber auf eine Art aus, die auch der ungebildetste, der gemeinste Verstand fassen und begreifen kann. Da es eine unmögliche Sache ist, solche Vorschriften für das sittliche Verhalten des Menschen zu geben, die auf alle einzelne Umstände, Lagen und Verhältnisse passen, weil dieser so viele und so mannichfal-

faltige sind, daß sie beinahe bei keinem Menschen ganz dieselbigen bleiben; so mußte der große Stifter unserer Religion einen solchen allgemeinen moralischen Grundsatz aufstellen, der ganz kurz, nur wenige Worte enthielte, aus dem aber jeder Mensch, die Kraft seines Nachdenkens mögte auch noch so geringe seyn, doch alle Verbindlichkeiten, ableiten könnte, die er seinem Nebenmenschen schuldig ist, ohne sich ein weitläufiges und doch immer unvollständiges Verzeichniß derselben in das Gedächtniß einzuprägen, und sich bei jedem vorkommenden Falle wieder an diejenige Obliegenheit zu erinnern, die ihm darinnen zukam. Dieser moralische Grundsatz, diese Quelle, aus der alle Pflichten, die wir andern schuldig sind, entspringen, auf die sie wieder zurücke geführt werden können, ist in den Worten des Heilandes enthalten: Alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. Wir können es aber auch verneinend ausdrücken: Alles was ihr nicht wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht. Lasset uns nun diesen Grundsatz auf einige Fälle anwenden. Was wünschest du denn, Mensch, wenn du in Umständen bist, wo du fremden Raths, und fremder Hülfe bedarfst? Wünschest du nicht, daß du einen Menschenfreund findest, der mit seinen Einsichten dich leite, und mit seinem Beistande dich unterstütze? So gewiß dieß dein Wunsch, dein Wille ist, so gewiß ist es auch deine Pflicht, demjenigen, der sich in solcher drückenden Lage befindet, deinen guten Rath und deine Hülfe nicht zu versagen. Was wünschest

du, wenn deine Ehre, dein guter Name von bösen Menscheu angegriffen und beflecket wird? Wünschest du nicht, daß du einen Vertheidiger findest, der sich deiner annehme, und dem Verläumder Zaum und Gebiß in den Mund lege? Ist das dein Wunsch und Wille, so ist es auch für dich heilige Pflicht, denen nachdrücklich und ernstlich zu widersprechen, die durch verläumderische Reden den guten Ruf deines Nächsten antasten, den du als einen unbescholtenen Mann kennst. Was wünschest du von andern in Beziehung auf dein Eigenthum? Wünschest du nicht daß man dich in dem ungestöhrten Genuß und Besitze desselben lasse? Ist das dein Wunsch und Wille, so ist es auch deine heilige Pflicht, dir nicht das Geringste von dem zuzueignen, was nicht dein ist, es geschehe mit List oder mit Gewalt, es geschehe heimlich oder öffentlich. Was wünschest du von andern in Hinsicht auf deine Gesundheit und dein Leben? Wünschest du nicht, daß man dir auf keine Weise Schaden zufüge, daß man dich nicht kränke und beleidige, daß man dich an deinem Körper nicht verletze, daß man dir dein Leben nicht nehme? Ist das dein Wunsch und Wille, o so erkennst du darinn zugleich auch deine heilige Pflicht, dir nichts zu erlauben, was der Gesundheit, was dem Leben deiner Brüder gefährlich werden kann. Was wünschest du im Umgang mit andern? Wünschest du nicht, daß jeder aufrichtig und redlich mit dir handle, daß alle seine Worte die Lauterkeit seiner Gesinnungen und Absichten verbürgen, daß er niemahls anders mit dir rede, als wie er es denkt,

und also nicht mit der Zunge dich täusche und irreführe? Ist das dein Wunsch und Wille, so siehst du zugleich hier deine heilige Pflicht ein, ebenfalls mit deinen Brüdern die Sprache der Aufrichtigkeit und Wahrheit zu reden, und dich keiner vorsätzlichen Täuschung schuldig zu machen. Was wünschest du, wenn du dich in Gefahr befindest, die deinem Leben den unvermeidlichen Untergang drohte? Wünschest du nicht, daß sich dir doch ein Retter zeigen möge, der dir die Hände reiche, und sein eigenes Leben nicht zu hoch achtend, das deinige zu erhalten suche? Ist das dein Wunsch und Wille, so begreifst du nun auch deine heilige Pflicht, dich deines Bruders anzunehmen, dessen Leben gefährdet ist, sollte auch dein eigenes darüber in Gefahr kommen; solltest du es sogar verliehren. Denn wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen, und Jesus Christus selbst hat uns ein Beispiel gegeben, daß man, wenn die Pflicht gebietet, bereit seyn müsse, selbst das höchste irdische Gut, das Leben, für andre aufzuopfern. Und so könnten wir von jenem allgemeinen moralischen Grundsatze noch eine vielfältige Anwendung machen. So wie er aber die Quelle ist, aus der alle Pflichten gegen andere abgeleitet werden können; so ist er auch der Probierstein, an dem wir unser Verhalten prüfen, und wahrnehmen können, ob es recht sey oder nicht. Will derjenige, der kein anderes Gesetz kennt und befolgt, als was ihm sein Eigennutz vorschreibt, erfahren, ob diese Gesinnung, diese Denkungsart rechtmäsig sey, so frage er sich nur selbst: Wie wenn

alle

alle Menschen so dächten und so handelten wie du? Wenn keiner auf das allgemeine Beste sehen, keiner etwas thun wollte, wovon er nicht Gewinn für sich ziehen kann? Könnte dann die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft bestehen; da sie nur auf dem gemeinschaftlichen Zusammenwirken zu einem Zweck gegründet ist? Will derjenige wissen, dessen Herz kein Gefühl für die Leiden seiner Mitbrüder hat, das einem Felsen gleicht, den der eindringende Regen nicht erweichen kann, unempfindlich bei den rührendsten Vorstellungen, bei den flehentlichsten Bitten, bei den heißesten Thränen des Unglücklichen bleibt, will er wissen, ob eine solche Gesinnung rechtmäsig, ob sein Verfahren edel und lobenswerth sey, so frage er sich doch selbst: Wie? Wenn alle Menschen so hartherzig wie du wären? Wenn keiner sich des Unglücklichen und Elenden erbarmen wollte, müßte dieser nicht völlig zu Grunde gehen? Will derjenige wissen, der immer lieblos und ungerecht andre richtet, den kleinsten ihrer Fehler bemerkt, und bitter tadelt, und überall ihnen unreine Absichten zuschreibt, ob diese Gesinnung rechtmäsig, ob dieses Betragen vernünftig, christlich, Gott wohlgefällig sey, so frage er sich nur selbst: Wie? wenn alle Menschen wie du, der bösen Neigung zum Tadel ohne Maas und Ziel folgten? Wenn sie alle einander unaufhörlich richten und verdammen wollten, wie stünde es dann noch um die Menschheit? Wer wollte gerne mit so bösartigen Geschöpfen umgehen? Wer wollte sich nicht lieber von ihnen ganz in die Einsamkeit zurückeziehen? Will derjenige Mensch, der nie aufrich-

tig und redlich mit andern handelt, den Einfältigen und Argwohnlosen wo er kann überlistet, sich aller und jeder Mittel bedient, zu betrügen, wissen, ob diese Denk- und Handelsweise die rechte sey, so frage er sich doch nur selbst: Wie? wenn alle Menschen so handeln wollten wie du? Wie, wenn sie alle listig, heimtückisch, betrügerisch gegen einander verführen? Wenn man auf kein noch so feierlich gegebenes Versprechen etwas mit Zuverlässigkeit bauen könnte; wenn man immer gewärtig seyn müßte, von andern hintergangen zu werden? Wäre es gut, wenn sich ein solcher unseeliger Geist des Mistrauens überall verbreitete? Würde er nicht die Bande der Gesellschaft völlig auflösen? Will derjenige, den der Zorn beherrscht, und ihn fast täglich und stündlich zu Beleidigungen andrer hinreißt, wissen ob es recht sey, dieser Leidenschaft zu folgen, so frage er sich doch selbst: Wie, wenn alle Menschen sich so wie du vom Zorne überwältigen ließen? wenn keiner nachsichtig, sanftmüthig, geduldig seyn, sondern nur auf seine gereitzte Empfindlichkeit hören wollte, wäre das gut für die Menschheit? Wer wollte sich gerne unter Geschöpfen aufhalten die sich wie reißende Thiere einander anfallen und bekämpfen. Und so kann und wird unsere Vernunft in jedem einzelnen Fall den Ausspruch thun, ob unsre Denk- und Handlungsweise recht oder unrecht, lobens oder tadelnswerth, Gott wohlgefällig oder misfällig sey. O so laßt uns denn diesen moralischen Grundsatz immer im Auge haben und befolgen: Alles was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch.

44te Vorlesung.

Dein Wort ist wahr, laß immerdar
Mich seine Kräfte schmecken!
Laß keinen Spott, o Herr, mein Gott,
Mich von dem Glauben schrecken!

Wo hätt ich Licht? wofern mich nicht
Dein Wort die Wahrheit lehrte;
Gott, ohne sie verstünd ich nie,
Wie ich dich würdig ehrte.

Matth. 7, 24.—28.

Darum wer diese meine Rede höret und thut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einem Felsen bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und ein Gewässer kam, und weheten die Winde, und stießen an das Haus, fiel es doch nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet. Und wer diese meine Rede höret, und thut sie nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer, und weheten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es, und thät einen großen Fall.

Mit diesen merkwürdigen Worten beschließt Jesus die ganze Reihe herrlicher Vorschriften zur Anordnung und Führung des sittlichen Lebens, die er dem auf dem Berge um ihn her versammelten Volke gegeben hatte. Er faßt in denselben die ganze Summe der wahren Weisheit zusammen, die in der beharrlichen Ausübung der Tugend-Gebote besteht,

steht, und zeigt, welche Früchte sie dem Menschen gewähren. Denn er vergleicht denjenigen, der seine Religionslehren mit Aufmerksamkeit hört und mit Gewissenhaftigkeit befolgt, mit einem weisen Manne, der sein Haus auf einem Felsen bauet. So wie dieser, wenn er ein Gebäude zu seiner Wohnung aufführen will, vor allem einen tiefen und sichern Grund legt, damit es Vestigkeit und lange Dauer habe, damit es den drohenden Stürmen Widerstand thun könne: So führe auch der Weise das Gebäude seiner Ruhe und Zufriedenheit auf einen vesten Grund auf, damit es durch die Stürme, die es bedrohen, nicht so leicht erschüttert, oder gar umgestürzt werden kann.

Entkleiden wir diese Darstellung Jesu von den Bildern, in welche sie eingehüllet ist, so werden wir finden, daß er so viel sagen will: Ein jeder verständige Mann hat sich, indem er die Lehren der Religion hört und ihnen gemäß handelt, den Zweck vorgesetzt, seine Ruhe und Zufriedenheit dadurch veste zu gründen, und mithin einer wahren Glückseeligkeit zu genießen. Aber diese entspringt nur aus dem Bewustseyn der Straflosigkeit. Wer sich böser Handlungen bewußt ist, sollten sie auch andere nicht erfahren, kann nie ruhig seyn; unaufhörlich verfolgt ihn der Gedanke an seine Nichtswürdigkeit und raubt ihm den Frieden der Seele. Wenn nun diese Zufriedenheit, diese innere Ruhe des Gemüths nur aus der Unsträflichkeit, nur aus einem guten Gewissen entspringt; so strebt jeder Weise nur nach diesem, weil es die Quelle ist, aus welchem

jene fließt, weil es die Bedingung ist, unter welcher er ihrer theilhaftig werden kann. So wie aber auch ein übrigens vestes Gebäude Platzregen und Sturmwinde befallen und es umzustürzen drohen; so ist auch die Ruhe des weisen und schuldlosen Mannes nicht völlig von allen Stürmen frey. Diese Stürme sind nichts anders als widrige Schicksaale, die ihn ohne sein Verschulden treffen und seine Gemüthsruhe zwar auf Augenblicke erschüttern, aber nicht völlig umstürzen können. Es ist nicht zu läugnen, was wir in jenem schönen Liede singen:

Wahr ists, der Fromme schmeckt auf Erden
Schon manchen seel'gen Augenblick;
Doch alle Freuden die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommnes Glück.
Er bleibt ein Mensch, und seine Ruh
Nimmt in der Seele ab und zu.

Bald stöhren ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusche dieser Welt;
Bald kämpft in seinem eignem Herzen
Ein Feind, der öfter siegt als fällt;
Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

Ja, es ist nicht zu läugnen, auch über den Tugendhaften kommen manche widrige Ereignisse des Lebens, die ihn mit Sorgen und Unruhe erfüllen. Oft leidet er einen beträchtlichen Verlust an seinem Vermögen, weil er in die Ehrlichkeit anderer kein Mistrauen setzte, und sie nach sich selbst beurtheilte; oft wird seine Ehre von andern freventlich angetastet,

seine guten Eigenschaften werden herabgesetzt, seine Verdienste verkleinert, seine untadelhafteste Handlung bitter getadelt, weil der Neid nichts neben sich dulden kann, wodurch er sich verdunkelt sieht; oft befallen ihn körperliche Schmerzen, ohne daß er darzu durch Ausschweifung den Grund gelegt hat. Sie sind vielleicht eine Folge der ursprünglichen fehlerhaften Einrichtung seines Körpers; oder er erliegt, wie so viele tausend andere der Allgewalt einer Seuche, die sich über eine große Strecke Landes verbreitet. Oft erfährt er von denen, welchen er aus aufrichtigem Wohlwollen Gutes erwieß, Undank, — ja er hat sich vielleicht durch alle seine Wohlthaten nur einen Feind an dem gemacht, dem er sie erzeigte; oft wird er wie ein Uebelthäter behandelt, weil vielleicht der äussere Schein gegen ihn zeugt, weil vielleicht Umstände sich vereinigen, die Verdacht gegen ihn erregen, und er kann selbst in die größte Gefahr kommen, sein Leben unschuldig zu verliehren. Wenn nun solche Stürme über den Weisen hereinbrechen, so bleibt er zwar nicht ganz gefühllos, er empfindet die Leiden allerdings; sie vermögen aber nicht, ihm den innern Frieden mit sich selbst zu rauben. Er bleibt eben so veste, wie ein Haus, das auf einen Felsen gegründet ist, denn er weiß, daß ohne den Willen des himmlischen Vaters auch nicht ein Haar von seinem Haupte fallen kann. Er weiß, daß denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen; er weiß, daß die Leiden dieser Zeit nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden.

Den-

Denjenigen Menschen aber, der die Lehren der Religion zwar hört, aber sie nicht befolgen mag, vergleicht Jesus einem thörichten Manne, der sein Haus auf einen sandigen Grund baut, wo es durch Stürme und Platzregen leicht erschüttert und umgestürzt werden kann. Der Thor strebt zwar auch nach einer sichern Ruhe; er strebt auch nach einer bleibenden Glückseeligkeit; aber nur begeht er dabei den Fehler, daß er sie in äußere sinnliche Dinge setzt: nur ausser sich, nicht in sich sucht. Und so wird er dann mit jedem Tage gewahr, wie er sich selbst täuscht, und wie alle die Dinge, von denen er sich Glückseeligkeit verspricht, ihm ihrer Natur nach keine gewähren können: Daher bleibt sein Wunsch immer unerfüllt, und sein Streben ist immer vergeblich. Er begeht dabei ferner den Fehler, daß er sich nicht zugleich den vesten Grund, auf welchem das Gebäude seiner wahren Wohlfahrt aufgeführet werden kann, Reinheit und Unsträflichkeit der Gesinnungen sich zu verschaffen sucht. Eben darum hat dieß Gebäude auch keinen Grund. Kommen die Stürme eines widrigen Schicksals, werden die äußern Güter, durch welche er glaubte glücklich zu seyn, ihm genommen, dann ist auch seine Ruhe völlig dahin; dann sieht er überall nichts als Elend und Noth; dann zweifelt er völlig an der Aufsicht Gottes über das Menschengeschlecht; dann murret er über sein Verhängniß; dann ist nichts in der Welt was ihm einigen Trost geben könnte. Derjenige also, der die Rede Jesu hört und thut sie, ist einem wei-

sen Manne gleich, der sein Haus auf einen Felsen bauete. Wenn nun ein Platzregen fällt, wenn ein Gewässer kommt, wenn heftige Stürme brausen, und an das Haus anstoßen, wird es doch nicht fallen, denn es ist auf einen Fels gegründet.

45te Vorlesung.

Auch für meiner Brüder Seelen
Soll ich sorgen; nicht allein
Für mein Heil; soll, wenn sie fehlen,
Wo ich kann ihr Führer seyn.
Wie könnt ich das Glück empfinden,
Mich befreit zu sehn von Sünden;
Und doch fühllos Menschen sehn,
Welche ins Verderben gehn?

Von des Irrthums Finsternissen
Selbst errettet, soll auch ich
Unterweißen deß' Gewissen,
Der von deinem Wege wich.
Soll ihm zeigen, was ihn blende
Und daß er zu dir sich wende,
Vor dem Fall ihn warnen, ihn
Bitten, weil er kann, zu fliehn.

Nicht erbittern, nur erweichen;
Ihm, wenn meine Bitten nicht
Bis zu seinem Herzen steigen,
Sey mein Beispiel doch ein Licht,
Daß er meine Tugend sehe,
Mit mir Gottes Wege gehe,
Daß er seh, wie gut sie sind,
Und die Tugend lieb gewinnt.

Matth.

Matth. 9, 11.—13.

Da das die Pharisäer sahen, sprachen sie: Warum isset euer Meister mit den Zöllnern und Sündern? Da das Jesus hörte, sprach er zu ihnen: die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Gehet aber hin, und lernet was das sey, ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer; ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen, und nicht die Frommen.

So wie die heuchlerischen Pharisäer über das untadelhafte Verhalten Jesu gar oft die ungerechtesten und lieblosesten Urtheile fällten; so machten sie es auch, als sie vernahmen, daß er in dem Hause des Zöllners Matthäus gegessen, und sich mit andern Zöllnern, die sich daselbst versammelten, auf eine freundliche, liebreiche Weise unterredet hatte. Da sagten sie zu seinen Jüngern: Warum isset euer Meister mit Zöllnern und Sündern? Wie kann er, meinten sie mit jener Frage, mit so verworfenen, mit so nichtswürdigen, mit so lasterhaften, mit so ungerechten und betrügerischen Menschen einen vertrauten Umgang haben? Wie kann er sichs erlauben, mit ihnen über einem Tische zu essen, mit ihnen sich in freundschaftlichen Gesprächen zu unterhalten? Fordert es nicht die Würde seines Amtes, die Gesellschaft solcher Leute zu fliehen? Ist er es nicht seinem guten Rufe, ist er es nicht der Achtung gegen andre schuldig, Menschen zu meiden, die ein Gegenstand des allgemeinen Haßes sind? Was diese frömmelnden Pharisäer hier doch für eine Ungerechtigkeit

selbst

selbst begiengen, indem sie den Umgang Jesu mit ungerechten Leuten bitter tadelten! Sie sprachen über alle und jede Glieder dieser Gesellschaft ein gleiches Verdammungsurtheil aus. Alle und jede Zöllner waren in ihren Augen Nichtswürdige und Verworfene; alle und jede verdienten von den Juden verabscheut zu werden. Wie unbesonnen, und wie ungerecht zugleich! Sollte denn gar kein würdiger Mann unter ihnen zu finden gewesen seyn? Sollten sie alle ohne Ausnahme betrogen haben? Sollten sich nicht in jedem Stande würdige und unwürdige Mitglieder finden? Kann man von einigen, oder vielen schlechten Menschen auf alle schließen? Kann man, wenn eine Berufsart, ein Stand, eine Gesellschaft Leute zählt, die ihr Unehre bringen, zugleich alle diejenigen verwerfen, die sich darzu halten? O wie kränkend ist ein solches Urtheil für edle Menschen, die man ohne Bedenken mit den Nichtswürdigen in eine Klasse wirft! Wie beleidigt würde sich eine Gemeine finden, unter der betrügerische, diebische Menschen sind, wenn man sogleich über sie selbst den Stab brechen, und alle Glieder derselben für Betrüger und Räuber und Diebe erklären wollte. So dachten also auch die Pharisäer nicht daran, daß es doch unter den Zöllnern noch manchen gewissenhaften und redlichen Mann geben könne, der seine Hände frei von Betrug erhalten, und sein Herz nicht mit Ungerechtigkeit belastet hatte. In der That verdiente Matthäus den bittern Haß nicht, mit dem seine ganze Gesellschaft verfolgt wurde. Schwerlich würde Jesus ihn sonst gewürdigt

haben, in sein Haus zu treten, wenn er ihn für einen so durchaus nichtswürdigen Mann hätte erklären müssen; noch weniger würde er ihn in seine Gesellschaft aufgenommen und ihm das ehrenvolle Amt eines Apostels aufgetragen haben, damit er die Lehre von unserer Erleuchtung und Heiligung weiter ausbreiten sollte, wenn sein Herz so durchaus schlecht und verderbt gewesen wäre.

Nach der Meinung der Pharisäer war es also durchaus unerlaubt, mit Leuten umzugehen, die entweder wirklich Nichtswürdige sind, oder doch in dem Rufe der Nichtswürdigkeit stehen. Aber auch nach unserm Dafürhalten ist ein solcher Umgang gefährlich, wenn er allzuvertraut wird. Einmahl, weil dadurch ein Mensch selbst seinen guten Namen befleckt, und sich den Verdacht zuziehet, es müsse mit seiner eigenen Tugend nicht wohl stehen, weil er mit denen Umgang pflegen könne, die offenbar keine Achtung gegen sie haben. Allerdings ist es nicht zu läugnen, daß man aus der Gesellschaft, in der sich jemand befindet, die er gewöhnlich aufsucht, in der er sich vorzüglich gefällt, auch auf den Charakter eines solchen Menschen nicht immer mit Unrecht schließt. So irren wir wohl nicht, wenn wir glauben, daß derjenige, der immer mit Männern von ausgezeichneten Kenntnißen, und von einer anerkannten Rechtschaffenheit umgeht, selbst nicht nur Kenntniße und Tugend schätzen, sondern auch besitzen müsse. Wir irren aber auch gewiß nicht, wenn wir glauben, daß derjenige, der sich immer in dem vertraulichen Kreise betrunkener, unordentlicher,

licher, müssiger Leute befindet, selbst diese Untugenden mit Gleichgültigkeit betrachte oder an sich habe. Es ist also allerdings bedenklich und gefährlich für unsern guten Ruf, mit bösen Menschen immer traulich umgehen, und die heilige Schrift fordert von uns sogar, meidet allen bösen Schein.

Der andre Grund, warum der genaue Umgang mit übelberüchtigten Menschen gefährlich ist: Es steht zu befürchten, daß man in der Gesellschaft solcher Menschen an seiner eigenen Tugend Schaden leide. So wie das gute Beispiel zur Nachahmung reitzt, so auch das böse. Das Laster, so wie die Tugend, sind beide von der Art, daß sie die Menschen anziehen; jenes lockt sie durch den verführerischen, falschen Schimmer nichtiger Vortheile, und flüchtiger Genüße; diese nimmt sie für sich ein durch ihre so natürliche Einfalt, Anmuth und Schönheit. Wer sich also immer in der Nähe, in dem vertrauten Umgang tugendhafter Personen befindet; wer immer Zeuge ihrer vortrefflichen Reden und Handlungen ist; wer immer tiefe Blicke in ihr edles liebevolles Herz thut, und darinn den Adel ihrer Gesinnungen wahrnimmt; der muß durch diesen traulichen Umgang selbst für das Gute sich begeistert fühlen; der muß nach und nach selbst in ihre Fußtapfen treten und ein edler Mensch werden. Eben daher haben auch weise Erzieher längst die vortreffliche Lehre gegeben, Kindern immer nur gute Beispiele aufzustellen, weil sie durch die Anschauung derselben selbst gut werden müßten. Aber wenn Jesus sich in die Gesellschaft der Zöllner und Sünder begab, so geschah

schah es nicht um das gut zu heißen, was er doch für tadelnswürdig erklären mußte; es geschah nicht, um sich ihnen gleich zu stellen, und ihren Sinn anzunehmen. Es geschah nur, sie zu ihrer Selbsterkenntniß und zur Besserung zu bringen. Für ihn war also ein solcher Umgang nicht gefährlich, wie er es für einen andern Menschen ist, der immer mit solchen Leuten umgeht, von denen er nichts Gutes sieht und hört, die durch ihre Reden wie durch ihre Handlungen als offenbare Verächter der Tugend und Religion sich darstellen. Es ist ein Wunder, wenn er nicht auch ein gottloser Mensch wird, er müßte denn schon in seinen moralischen Grundsätzen durchaus veste, er müßte in der Ausübung des Guten schon so erstarkt, es müßte ihm schon so zur Gewohnheit geworden seyn, daß er nicht mehr verführt werden könnte, daß alle Versuchungen zum Bösen nur darzu dienten, den Glanz seiner Tugend zu erhöhen. Wer aber erst einen schwachen Anfang darinnen gemacht hat; wer noch mit unsichern Tritten auf dem Wege der Rechtschaffenheit einher geht; wer noch wankt zwischen dem Guten und Bösen; wer noch keine veste moralische Grundsätze hat, von denen er in keinem Falle abzuweichen sich erlaubt, der kann auch unmöglich ohne die äusserste Gefahr mit lasterhaften Menschen umgehen, der hauptsächlich muß sich den weisen Rath jenes Lehrers des Alterthums wohl empfohlen seyn lassen: Folge nicht bösen Leuten, und wünsche nicht bei ihnen zu seyn; denn ihr Herz trachtet nach Schaden, und ihre Lippen rathen zum Unglück.

46te Vorlesung.

Fortsetzung.

Matth. 9, 11—13.

Alle Menschen o Gott, sind unsre Brüder und Schwestern; alle liebst und versorgst du väterlich. Selbst die Gottlosen und Undankbaren verstößest du nicht, deine Sonne scheint auch ihnen mit ihren lieblichen, erwärmenden Strahlen; dein Regen befeuchtet auch ihre Aecker mit seiner befruchtenden Kraft; deine Wohlthaten strömen auch ihnen täglich und stündlich zu. Warum wollten wir nicht deinem erhabenen Beispiele folgen? Warum wollten wir nicht auch den bösen Menschen mit Liebe noch umfassen? Warum wollten wir säumen zu seiner Besserung wohlthätig zu wirken? — Verstössest du nach deiner Güte den sündigen Menschen nicht, so wollen auch wir ihn nicht verstoßen, sondern ihm freundlich die Hände bieten, wenn er von dem bösen Wege des Verderbens umkehren will. Dann wird Freude seyn im Himmel über einen Sünder der Buße thut.

Matth. 9, 11.—13.

Die Pharisäer tadelten den Umgang Jesu mit Zöllnern und Sündern laut, und kannten doch die edeln Absichten nicht, die er dabei hatte, dachten sich ihn als einen gewöhnlichen Menschen, für dessen guten Ruf, oder für dessen Tugend eine solche Gesellschaft gar leicht schädlich werden könnte.

Jesus aber war keiner von den gemeinen, gewöhnlichen Menschen; seine moralischen Grundsätze waren veste, seine Liebe für das Gute unveränderlich. Mithin verschwand für ihn die Gefahr, die der Umgang mit lasterhaften Personen für jeden andern Menschen hätte haben können. Aber noch mehr! Er hatte auch die edelsten Beweggründe, warum er Zöllner und Sünder seines Umgangs würdigte. Sie sollten durch ihn von Irrthümern und Vorurtheilen geheilt, von Sünden und Lastern befreit werden. Diese Absicht giebt er den Pharisäern in seiner Antwort zu erkennen: die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; ich bin gekommen, die Sünder zur Busse zu rufen, und nicht die Frommen. Wir mögen diesen Ausdruck scherzweise oder ernstlich nehmen, so enthält er eine unbezweifelte Wahrheit. Wer gesund, wessen körperliche Beschaffenheit so glücklich ist, daß alle Theile und Glieder seines Körpers ihre Geschäfte vollziehen, daß keines verlezt, keines zu seiner Bestimmung unbrauchbar ist; der bedarf auch des Arztes nicht, und es wäre Unsinn, wenn er bei geraden Gliedern und gesunden Kräften die Hülfe desselben suchen wollte. Wer aber sich krank fühlt, bei wem diese Thätigkeit seiner körperlichen Kräfte gestöhrt ist; wer mit ihnen nicht leisten kann, was er soll; wer heftige Schmerzen empfindet, der sieht sich natürlich nach einem Arzte um, durch dessen Kenntnisse und Geschicklichkeit er davon frei zu werden sucht. Für ihn ist ein solcher Mann ein unentbehrliches und wohlthätiges Werkzeug

zeug

zeug zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. So wie es körperlich Gesunde und Kranke giebt, so giebt es auch moralisch-geistig Gesunde und Kranke. Die moralisch Gesunden sind die Tugendhaften, deren geistige Kräfte so entwickelt und geübt sind, daß durch ihren Gebrauch der Zweck ihres Daseyns erreicht wird; oder mit andern Worten: die erkennen was wahr, recht und gut ist, und den Willen und die Kraft haben, es zu vollbringen. Dieß sind die moralisch Gesunden, diese bedürfen des Beistandes eines Mannes nicht, der sie zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Vollbringung der heiligen Gebote der Tugend führen will, da sie bereits schon mit dem Umfang ihrer Verbindlichkeiten und den Mitteln ihnen Genüge zu leisten, bekannt sind, auch es darinn schon weit gebracht haben. Aber die Kranken, deren Erkenntniß noch äuserst mangelhaft und unrichtig, deren moralische Kraft noch geringe und ungeübt ist, die auf dem Wege der Tugend erst wenige Schritte gemacht haben, diese bedürfen des Arztes, diese haben eines Mannes nöthig, der ihren unwissenden Geist erleuchte, der ihre schlummernde sittliche Kraft wecke, der ihnen die Mittel zu ihrer Besserung bekannt mache, der ihnen auf dem Wege des Guten vorangehe, und durch sein Beispiel ihren Muth belebe, ihm nachzufolgen. Diese Menschen, wenn sie einmahl das Elend ihres Zustandes lebendig erkannt, wenn sie einmahl eingesehen haben, wie wenig sie verdienen, so lange sie darinn bleiben, Menschen zu heißen, werden auch die ihnen dargebotene Hülfe nicht trotzig und leichtsinnig

sinnig verschmähen, sondern sich gerne der Führung dessen anvertrauen, von dem sie innig überzeugt sind, er wisse den rechten Weg, und habe auch den redlichen Willen sie auf denselben zu führen. In allem Ernste also können wir die Worte des Heilandes nehmen: die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Wir können sie auch als eine scherzhafte Aeußerung nehmen, oder vielmehr als einen Ausdruck des Spottes, den er über seine Tadler, die Pharisäer, ausgießen wollte. Diese nennt er die Starken, die Gesunden, die Zöllner und Sünder hingegen die Kranken. Warum? waren sie es wohl in der That? Nein, nur nach ihrer Einbildung; nur nach der hohen Meinung, die sie von sich selbst hatten. Sie glaubten, daß sie in dem Besitz einer richtigen Erkenntniß Gottes wären, daß nur sie allein die Wahrheit in ihrem göttlichen Glanze erkannt hätten, alle übrigen Menschen aber in der Finsterniß des Irrthums wandelten. Sie glaubten ferner, daß sie alleine die steile Höhe der Tugend erklommen hätten, und nun in dem süßen Gefühl ihrer Vortreflichkeit auf die Menschen die im Thale wanderten, hinab sehen könnten, daß es ihnen alleine gelungen sey, über die sinnlichen Begierden zu herrschen, und das Gebot der Pflicht, ihren Neigungen zum Trotze, zu vollbringen; daß aber alle übrigen Menschen noch in den Banden der Sinnlichkeit schmachteten. Menschen nun, meint Jesus, die in einem solchen Wahne stehen, die sich schon vollkommen glauben, bedürfen allerdings des Arztes nicht; sie verschmähen die Dienste dessen, der

sie

sie zur rechten Erkenntniß bringen, und ihnen zeigen will, wie sie es anzufangen haben, um gute Menschen zu werden. Lachen werden sie über ihn als über einen Thoren, der ihnen den Besitz eines Gutes verschaffen will, welches sie ihrer Meinung nach schon besitzen. Da sie sich für stark in der Tugend halten, wie sollte ihnen wohl der willkommen seyn, der sie mit ihrer moralischen Schwäche, mit ihren Fehlern und Sünden und Lastern bekannt zu machen sucht? Solche eingebildete Starke bedürfen des Arztes und seiner Hülfsleistungen nicht; wohl aber die Kranken. Diejenigen, die es fühlen, daß es ihnen so wohl an der richtigen Erkenntniß des göttlichen Willens, als auch an Lust und Eifer in der Vollbringung desselben fehle; diejenigen bedürfen seiner, die es einsehen, daß sie noch gar zu weit entfernt sind, von der Vollkommenheit, der wir alle nachstreben sollen; diesen ist der Mann ein willkommner Freund, der sich ihnen zum Lehrer, zum Führer in diesem wichtigen Geschäfte anbietet; sie wünschen seine Unterstützung; sie begreifen es, wie nothwendig sie ihnen sey; sie nehmen sie mit aller Willigkeit an, und gelangen durch ihn zum Besitz ihrer moralischen Gesundheit, werden durch ihn weise, tugendhaft. Ein solcher sittlicher Arzt, zur Heilung der geistigen Krankheiten, war Jesus Christus. Er war darzu gekommen, die Unwissenden zu erleuchten, die Irrenden zu rechte zu weisen, die in Laster und Sünden Verlohrnen wieder zu bringen. Eben daher sagt er auch zu den tadelsüchtigen Pharisäern: Ich bin kommen die Sünder zur Buße zu rufen

und nicht die Frommen. Die erste Absicht meiner Sendung geht hauptsächlich auf die Elenden, die in die Netze der Sünde verstrickt, sich selbst nicht daraus zu helfen wissen, diesen will ich beistehen; für diese will ich ihre Fesseln zerreissen; diese will ich zur Sinnesänderung, zur Besserung auffordern; für diese will ich alles thun, was ich kann, um sie aus Knechten der Sünde zu freien Kindern Gottes zu machen. Auf die wirklich, oder nur eingebildeten Frommen, habe ich nicht zunächst mein Augenmerk gerichtet; jene bedürfen meiner Hülfe in der That wenig; diese aber verschmähen sie, weil sie glauben, ihrer nicht nöthig zu haben. Zuletzt kommt noch für jene Pharisäer ein vortrefflicher bedeutender Wink: Gehet hin, spricht er, und lernet, was das sey: ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht an Opfer. Dieser Ausspruch wird Gott gleichsam in den Mund gelegt, der dadurch die Juden zurechte weist, welche sich auf die pünktliche Darbringung ihrer Opfer nicht wenig einbildeten. Nicht an euern Opfern, läßt der Prophet Hoseas Cap. 6, 6. gleichsam Gott sagen, hab ich Gefallen, sondern vielmehr an den Erweisungen der Menschenliebe. Wenn ihr euch eurer leidenden Brüder wohlthätig erbarmt, so hat das in meinen Augen einen weit höhern Werth, als wenn ihr mir noch so pünktlich Opfer brächtet. Dadurch also giebt Jesus den Pharisäern zu verstehen, daß sie sich ja nicht zu viel auf die sorgfältigen Beobachtungen äuserer, gottesdienstlicher Gebräuche zu Gute thun sollten; wenn sie kein Herz mit Liebe und

Barmherzigkeit erfüllt hätten, so wären alle ihre gottesdienstlichen Uebungen dem höchsten Wesen doch nicht angenehm. Dadurch giebt er aber auch uns die Lehre, daß wenn wir auch noch so sorgfältig alles beobachten was der äusere Gottesdienst erheischt, und sind dabei nicht liebreich, mitleidig, brüderlich, barmherzig, so haben wir doch keinen Werth vor Gott. Tief wollen wir also unsrer Seele einprägen, was der Prophet von Gott sagt: Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer.

47te Vorlesung.

Des Lasters Ruf gehorche nicht!
Gehorche Gott! Er täuscht dich nicht,
Was er gebeut ist Seegen.
Er liebt uns Menschen väterlich,
Führt auf der Bahn der Tugend dich
Dem höchsten Heil entgegen.

Gott theilet selbst die Kraft dir mit,
Drum gehe stets mit vestem Schritt
Fort auf der Tugend Pfade.
Die Lust verführt, die Tugend nie,
Und Gott, dein Gott belohnet sie
Mit seegensreicher Gnade.

Lenkt sich dein Herz zur Sünde hin,
So denke: kurz ist ihr Gewinn,
Und täuschend ihre Freuden.
Bald, bald verwandelt ihr Genuß
In Unruh sich und Ueberdruß,
Und endigt sich in Leiden.

Matth. 14, 1—12.

Zu der Zeit kam das Gerücht von Jesu vor den Vierfürsten Herodes. Und er sprach zu seinen Knechten: Dieser ist Johannes der Täufer, er ist von den Toden auferstanden, darum thut er solche Thaten. Denn Herodes hatte Johannes ergriffen, gebunden und in das Gefängniß gelegt, von wegen der Herodias, seines Bruders Philippi Weib. Denn Johannes hatte zu ihm gesagt: Es ist nicht recht, daß du sie habest. Und er hätte ihn gerne getödtet, furchte sich aber vor dem Volke, denn sie hielten ihn für einen Propheten. Da aber Herodes seinen Jahrstag begieng, tanzte die Tochter der Herodias vor ihnen. Das gefiel dem Herodes wohl, darum verhieß er ihr mit einem Eide: er wolle ihr geben, was sie fordern würde. Und als sie zuvor von ihrer Mutter zugerichtet war, sprach sie: Gieb mir her auf einer Schüssel das Haupt Johannis des Täufers. Und der König war traurig, doch um des Eides willen, und derer die mit ihm zu Tische saßen, befahl er, ihrs zu geben. Und schickte hin und enthauptete Johannes im Gefängniß; und sein Haupt war hergetragen in einer Schüßel, und dem Mägdlein gegeben, und sie brachte es ihrer Mutter. Da kamen seine Jünger, nahmen sein Leib und begruben ihn, und kamen und verkündigten es Jesu.

Johannes der Täufer, ein Mann von unbescholtenen Sitten, von edler Freimüthigkeit, von unbestechlicher Wahrheitsliebe, von einem unerschütterlichen Muthe, kam auf die Einladung des jüdi-

schen

schen Fürsten Herodes Antipas an seinem Hof. Dieser hatte viel von diesem sonderbaren Manne gehört, der mehr in der Einsamkeit, als in der Gesellschaft lebte; hatte vielleicht seine strenge Tugend oft schon bewundert, ob er gleich sich selbst zu schwach fühlte, sie nachzuahmen und wollte sich wahrscheinlich durch die persönliche Bekanntschaft mit ihm überzeugen, ob der Ruf von seinem unsträflichen Leben nicht zu viel gesprochen habe. Johannes erschien an seinem Hofe; aber der Einfluß der schmeichelnden, feinen, witzigen, und meist verdorbenen Hofleute, die, um ihrem Herrn zu gefallen, Ehre, Pflicht und Gewissen aufopferten, vermochten nichts über ihn. Er änderte seine bisherigen Grundsätze nicht nach den lockern und heillosen Grundsätzen dieser Leute um; entsagte, um sich nach ihnen zu bequemen, seinem bisherigen Charakter nicht, desser Hauptzüge Wahrheit und veste Beharrlichkeit, in dem was ihm pflichtmäsig dünkte, waren. Der Glanz des Fürsten blendete ihn keineswegs, seine Herablassung und Freundlichkeit konnte ihn nicht bewegen, etwas mit der Zunge gut zu heißen, was er in seinem Gewissen misbilligte; das Laster erschien ihm immer in seiner verächtlichen und verwerflichen Gestalt, mochte es auch mit Purpur und Zepter bekleidet seyn; die Tugend zeigte sich ihm immer in ihrer liebenswürdigen Schönheit, mochte sie auch mit dem Drucke des Mangels und des Elendes kämpfen; sein Urtheil konnte durch keine persöhnliche Rücksicht bestimmt werden. Er sprach es aus, wenn er darum befragt ward, unbekümmert, ob dieser oder jener

sich durch dasselbe beleidigt finden könnte. Ein solcher Mann war Johannes. Aus dieser kurzen Schilderung seiner moralischen Eigenschaften aber muß es uns klar werden, daß er für einen so üppigen und verderbten Hof nicht paßte, wo selbst der Fürst ein schlimmes Beispiel gab, und hätte er nicht gehoft, er könne vielleicht doch etwas Gutes wirken, er würde die Einladung dahin nicht angenommen haben; hätte er sich nicht versprochen, er könne doch vielleicht auf diese ihm in ihrer Denk- und Handelsweise so unähnlichen Personen, er könne vielleicht auf das Gemüth des ausschweifenden und wankelmüthigen Herodes einen glücklichen Einfluß sich verschaffen, von welchem sich die gesegnetesten Früchte über sein ganzes Land verbreiten würden, er würde schwerlich aus seinem stillen, einsamen Aufenthalt herausgetreten seyn. Nur in dieser Hoffnung gieng er hin; nur um ihrentwillen achtete er die Gefahren nicht, die ihm bereitet werden könnten; das hämische Lächeln, die verstohlnen Blicke, die beissenden Spöttereien der Höflinge nicht, denen er sich aussetzen würde, weil er weder seinen Gesinnungen noch auch seiner Lebensart nach für einen so verschwenderischen und in allen Arten des sinnlichen Genußes gleichsam übersättigten Hof sich schickte.

Und wie fand er den Fürsten? Wie fand er seine Diener? Der erste hatte gar keinen eigenen Willen, war von fremden Einfluß abhängig, und in den Händen seiner Günstlinge ein bloses Werkzeug, dessen sie sich nach Gefallen bedienten. Dabei beherrschte ihn eine Leidenschaft, die ihn unfähig

mach-

machte, für die Geschäfte seines Berufes ganz das zu seyn, was er seyn sollte, nemlich Vater, Regierer, Beschützer, Wohlthäter seiner Unterthanen. Er hegte eine strafbare Liebe für die Gemahlin seines noch lebenden Bruders Philippus, und dieser Liebe opferte er die Pflicht der Gerechtigkeit und der Bruderliebe willig auf. Von seiner verbottenen Neigung ganz verblendet und unbeschränkt beherrscht, entriß er sie ihrem rechtmäsigen Manne, und lebte mit ihr in einer Verbindung, als wäre sie seine eigene Gemahlin, zum größten Aergerniß seines Volks, welches, da er selbst ein so schlimmes Beispiel gab, sich zu ähnlichen Vergehungen und Ausschweifungen wohl berechtigt glauben mochte. — Und seine Diener? — Ach diese verdarben ihn vollends; sie billigten sein böses Verfahren, thaten ihm zur Befriedigung seiner Leidenschaften allen möglichen Vorschub; schmeichelten seinem Stolze, hinderten bei ihm alle Selbsterkenntniß, brachten ihn allmählig auf die Gedanken, als könne und dürfe ein Fürst sich alles erlauben, als seyen die bürgerlichen Gesetze nur Schranken, nur Dämme gegen Vergehungen seiner Unterthanen, die ihn selbst aber nichts das geringste angiengen. So machten sie es ihm unmöglich, sich zu bessern.

Gleichwohl, so sehr sein eigener Charakter, so sehr die ganze Lebensart seines Hofs mit der Denk- und Lebensart des Johannes in einem auffallenden Widerspruch war, so berief dennoch Herodes diesen Mann zu sich. Warum wohl? Es gieng ihm vielleicht, wie es so vielen Großen in der

der Welt geht, die von Langerweile gefoltert, nach immer neuen Zeitvertreiben sich umsehen. Das Gerücht hatte sich von Johannes weit verbreitet, und vielleicht manches höchst Auffallende von ihm ausgestreut. Wollen wir, dachte vielleicht der Fürst, doch einmahl den Mann kommen lassen; vielleicht können wir ein Wunder von ihm sehen, weil man Wunderdinge von ihm sagt; wenigstens wird er uns doch auf einige Zeit unterhalten können, wenn es auch sonst weiter nichts ist. — Dieß kann wohl der erste Grund seiner Einladung gewesen seyn; wenn er aber von ihm erwartete, er werde alles was er hier sehen und hören würde, gut heißen; wenn er erwartete, er werde zum feilen Verräther an der Wahrheit, und zum niedrigen Verläugner seines geraden und offenherzigen Sinnes werden; wenn er erwartete, er würde um der Ehre willen, die ihm widerfuhr, nun über manches Sträfliche hinwegsehen, was vor seinen Augen begangen wurde, und aus einer falsch verstandenen Ehrfurcht gegen den Monarchen völlig stille darzu schweigen, wodurch er sein Gewissen, das doch zuweilen ihm Vorwürfe machen mußte, völlig eingeschläfert hätte; wenn er das von ihm erwartete, dann hatte er sich ganz in seiner Person geirrt, hatte sich ganz in ihm verrechnet. Dann war es besser, ihn nicht aus seiner Einsamkeit auf die schlüpfrige Bahn des Hofs zu ziehen, denn dann hätte Herodes seine übrigen abscheulichen Handlungen doch nicht mit der Ermordung dieses Mannes vermehrt. Denn zu bessern war er einmahl doch nicht mehr, da jene strafbare

Nei-

Neigung, jene verbottne Liebe seine ganze Seele eingenommen, und seine Vernunft unterjocht hatte. Nur wer von Gott ist, sagt Jesus Christus, der höret Gottes Wort; wer aus der Wahrheit ist, der höret ihre Stimme; er öffnet ihr sein Ohr, und sein Herz, und durch ihren göttlichen Einfluß kommt er endlich zu seiner Selbsterkenntniß und zur wahren Besserung.

48te Vorlesung.

Fortsetzung.

Herr, lehre mich Enthaltsamkeit!
Gieb mir ein rein Gemüthe!
Daß ich in dieser Prüfungszeit
Vor böser Lust mich hüte.
Der Lügen Feind, der Wahrheit Freund,
Laß mich aufrichtig wandeln!
Und jederzeit nach Billigkeit
Mit meinem Nächsten handeln!

Ach gieb mir deinen guten Geist,
Daß er mich stets regiere!
Und mich, wie es dein Wort verheißt,
Auf deinen Wegen führe!
So wird mein Herz, in Freud und Schmerz
Dir zu gefallen streben,
Und du wirst mir, Gott, einst bei dir
Den Lohn der Treue geben.

Matth.

Matth. 14, 1—12.

Johannes behauptete auch an dem verderbten Hofe Herodes seine Würde, und seine Weisheit und Rechtschaffenheit erweckte ihm die Hochachtung des Fürsten. Hätte ihn nicht die leidenschaftliche Liebe zur Herodias beherrscht, er würde Gewinn aus der nähern Bekanntschaft mit diesem Manne gezogen haben. Aber dieser Leidenschaft durfte niemand zu nahe treten, wenn er es nicht auf immer mit ihm verderben wollte. Es scheint indeß doch, als habe Herodes den unbescholtenen und unbestechlichen Mann über seine Meinung gefragt, um zu hören, ob er jene strafbare Verbindung billige oder verwerfe. Die Frage war, wenn sie geschah, in der That kitzlich. Und wäre Johannes weniger wahrheitsliebend, weniger gewissenhaft, und dagegen gefälliger und artiger gewesen; hätte er sich durch den Gedanken, welche unangenehme Folgen ihn treffen würden wenn er freimüthig urtheile, schrecken lassen; wäre ihn an der Gnade des Fürsten mehr gelegen gewesen, als an dem Beifalle seines Gewissens: er würde es hier nicht sogar genau genommen, und der Ungerechtigkeit Herodes, und seiner offenbaren Blutschande einen gefälligen Namen gegeben haben. Aber nein! Er sagts gerade heraus: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest, mochte er ihn auch und seine Buhlerin dardurch beleidigen, mochte er auch für sich das Schlimmste zu fürchten haben; und so war es allerdings. Herodes fühlte es wohl selbst, daß es nicht recht sey, aber er mochte es doch nicht leiden, daß man es ihm so ge-

geradezu sagte. Noch vielmehr war Herodias über ein solches Urtheil aufgebracht; sie, die das Herz des schwachen Fürsten so ganz in ihrer Gewalt hatte, die seinen Willen lenkte, wie sie es für gut fand, brannte vor glühender Rachsucht, um einen so freimüthigen Mann, der ihre weibliche Eitelkeit so wenig geschont, und sie gleichsam vor allen Höflingen beschimpft hatte, auf eine recht empfindliche Art zu bestrafen, wie er es ihrer Meinung nach verdiente. Aber nur ein Hinderniß stand ihrem Blutdurst im Wege, und das war Herodes selbst. Er war bei aller seiner Charakterlosigkeit doch nicht so tief gefallen, daß er auf der Stelle in die Hinrichtung einer Person gewilligt hätte, die ihm doch immer ehrwürdig blieb, wenigstens fürchtete er, das Volk, welches den Johannes in großen Ehren hielt, könnte seinen gewaltsamen Tod auf eine für seine Herrschaft höchst nachtheilige Weise rächen. Seine Schonung gegen ihn entsprang also freilich nicht aus einer reinen Quelle. Er hätte, heißt es in unsrer Erzählung ausdrücklich, ihn gerne getödet, wenn er sich nicht vor dem Volke gefürchtet hätte, welches den Johannes für einen Propheten hielt. Um ihn den Nachstellungen der schlauen Herodias zu entziehen, ließ er ihn in ein vestes Schloß bringen, wo er seiner Freiheit gänzlich beraubt war. Doch blieb seinen Schülern der Zutritt zu ihrem Lehrer offen, und sie mögen den biedern Mann wohl sehr fleißig in seinem Gefängniß besucht und an seinem Schicksal den aufrichtigsten Antheil genommen haben. In diesem einsamen Orte, getrennt von der sichtbaren

Welt,

Welt, mußte er sein Leben zubringen; weil er einem ehebrecherischen Fürsten die Wahrheit gesagt hatte. Vielleicht hätte er durch einen Widerruf seine Freiheit wieder erhalten können. Aber nichts galt ihm mehr als die strenge Bewahrung seines Gewissens. Also wollte er getrost erwarten, was die Vorsehung über ihn beschließen würde, und er war sogar gefaßt, sein Leben aufzuopfern, wenn die rachesüchtige Herodias dieses Opfer verlangen würde. — Leider zeigte sich ihr bald eine erwünschte Gelegenheit, den Mund der Wahrheit auf immer zum Schweigen zu bringen.

Herodes feierte seinen Geburtstag. Ein glänzendes Fest ward seinem ganzen Hofe gegeben. Von allem, was die Sinne reitzen kann, war Herodes mit seinen Dienern berauscht. Da trat die Tochter der Herodias, aufs schönste geschmückt, in den Speisesaal, und ergötzte ihn und die ganze Gesellschaft mit einem Tanze. Alle Anwesende konnten sich an den künstlichen Bewegungen, an den feinen Wendungen, welche sie machte, nicht satt sehen, und brachen in die ungemessensten Lobsprüche über ihre Schönheit und Geschicklichkeit aus. Auch der Fürst, dem eigentlich das ganze Spiel, von der schlauen Mutter so fein angelegt und berechnet, galt, war völlig bezaubert. Es gefiel ihm diese Herablassung einer Fürstentochter, die um seine Geburtstagsfeyer zu erhöhen, selbst sich über die Grenzen weiblicher Sittsamkeit hinausgesetzt hatte, so wohl, daß er in Gegenwart der Gesellschaft ausrief: Bitte von mir, wärs auch die Hälfte meines Königreichs, ich will

dirs geben. Wie unbesonnen, um eines nichtigen Sinnengenußes willen, so viel zu verschwenden! Er glaubte aber, sie nicht würdig genug belohnen zu können. Aber sie bat nichts; gieng erst hinaus, und entdeckte ihrer Mutter den feierlichen Schwur des Fürsten, und fragte diese, was sie bitten sollte. Und — o welch ein schändlicher Rath einer Mutter für ihre Tochter! Sie hieß sie um das Haupt Johannis des Täufers bitten. Und welche niedrige Begriffe von dem Charakter des Mädchens muß man sich machen, das einen so blutdürstigen Rath der Mutter befolgte, anstatt daß sie ihr das Ungerechte und Grausame desselben hätte vorhalten sollen! Aber sie fühlte es nicht einmahl, zu welcher nichtswürdigen Handlung sie sich misbrauchen lasse. Sie gieng hinein in den Speisesaal und bat den König um das Haupt Johannis des Täufers. Diese so ganz unerwartete Bitte weckte den Fürsten auf einmahl aus seinem Taumel auf. Er staunte, ward niedergeschlagen, wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen; glaubte auf der einen Seite, dürfe er als Fürst sein mit einem Eide bekräftigtes Wort nicht brechen, wenn er sich nicht dem Spotte des Hofes, und der wüthenden Rache der Herodias aussetzen wollte und hatte auf der andern doch zu viel Ehrfurcht vor dem edeln Johannes, als daß er ihn um dieses Versprechens willen aufopfern sollte. In der That ein harter Kampf zwischen der Pflicht und der Neigung, zwischen dem Bestreben, seine Ehre zu behaupten, und dem Bemühen, einen so achtungswürdigen Mann zu schützen. Aber die falsche

Schaam siegte bei ihm, wie sie bei so vielen Menschen siegt, und oft die Quelle der schrecklichsten Ungerechtigkeiten wird. Der schwache Fürst glaubte, daß auch der Eidschwur binde, nach welchem man jemand selbst etwas Unerlaubtes versprochen habe; bedachte aber dabei nicht, daß er über das Leben des Johannes nicht einmahl willkührlich verfügen könne, wie über Sachen, daß also auch das nicht mit in seinem Versprechen begriffen sey, worüber er keine Macht habe. — Das Zureden seiner Höflinge und Schmeichler, die seinen Schwur gehört hatten, und ihn in der Meinung bestärkten, ein Monarch dürfe sein einmahl gegebenes Wort nicht mehr zurückenehmen, kam noch darzu, und bestürmte seinen wankelmüthigen Geist. Endlich gab der Gedanke, die Liebe der Herodias zu verliehren, an der ihm doch mehr als alles gelegen, bei ihm den Ausschlag, und hob ihn über alle Bedenklichkeiten des Gewissens schnell hinweg. Er schickte in das Gefängniß einen Offizier mit dem Befehl, das Haupt Johannis des Täufers zu bringen. Auf einer Schüssel brachte er den vom Rumpfe getrennten Kopf. Ein abschreckendes, gräßliches Schauspiel gewiß für jeden edeln und gefühlvollen Menschen. Für Herodias aber, die längst nach dem Blute dieses unbestechlichen Sittenrichters gedürstet hatte, ein Anblick, der ihr die höchste Wollust gewährte. Was mögen aber die Schüler des Johannes empfunden haben, als sie ihn einst besuchen wollten, und seinen todten Leichnam fanden! Sie begruben ihn in aller Stille und begaben sich bald hernach in die Gesell-

schaft

schaft Jesu, für dessen höhern Unterricht sie ihr Meister vorher schon gebildet hatte. Aus dieser Erzählung geht die Wahrheit ganz ungesucht hervor: Wer ein Laster liebt, liebt sie alle. — Wollust war das Laster, das den Herodes vorzüglich beherschte; aber eben diese Wollust bewaffnete seinen Arm mit dem Schwerdt, um einen Unschuldigen zu tödten, der ihm gesagt hatte, es ist nicht recht was du thust. Darum o Mensch, fleuch vor der Sünde, wie vor einer Schlange, denn so du ihr zu nahe kömmst, so sticht sie dich.

49te Vorlesung.

Was ist mein zeitlich Leben,
Das du mir Gott gegeben?
Ein unschätzbares Gut!
Du gabst mir hier auf Erden,
Zum Himmel reif zu werden,
Worauf mein wahres Glück beruht.

Matth. 25, 14.—30.

In wenige Worte zusammengedrängt, ist der Inhalt der vorgelesenen Stelle folgender: Ein Herr übergiebt bei seiner Abreise jedem seiner Knechte eine gewisse Summe Geldes, und überläßt es ihren eigenen Einsichten und ihrer Gewissenhaftigkeit, davon in seiner Abwesenheit Gebrauch zu machen. Bei seiner Nachhausekunft aber fordert er einen jeden von ihnen zur Rechenschaft über die Anwendung

des

des ihm anvertrauten Gutes; lobt und belohnt den Fleiß derer die mit ihrem Gelde gut hausgehalten hatten; tadelt und bestraft aber den lässigen faulen Knecht, der, anstatt damit zu wuchern, es vergraben hatte. Und nun schließt Jesus mit den merkwürdigen Worten: Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen was er hat.

Aus diesen Worten Jesu gehen folgende lehrreiche Betrachtungen hervor. So wie die Summen verschieden waren, die der Herr den drei Knechten anvertraute, so sind auch die Kräfte und Güter verschieden, die Gott den Menschen übergiebt. Dem einen ist viel, dem andern wenig, dem dritten etwas Unbedeutendes anvertraut. Ein jeder aber hat diese Kräfte und diese Güter anzusehen, nicht als sein Eigenthum, sondern als ein Geschenk von Gott. Daraus fließt nun für ihn die Verbindlichkeit, sie nur den Absichten gemäß zu gebrauchen, zu denen er sie ihm gab, und vor jeder blos willkührlichen Anwendung sich zu hüten. — So wie die Knechte in der Abwesenheit ihres Herrn nicht alle die Absicht desselben, in Beziehung auf die ihnen anvertrauten Güter erfüllten; so machen es auch die Menschen mit den ihnen von Gott geschenkten Kräften und Gaben. Einige unter ihnen denken freilich daran, daß sie sie von dem allmächtigen Urheber der Natur empfangen haben, und bemühen sich, sie würdig anzuwenden, indem sie für die weitere Entwickelung und Ausbildung ihrer Kräfte gewissenhaft sorgen, denn nur die Anlage stammt von Gott; diese ist sein

Werk, aber die weitere Ausbildung derselben muß unser eigenes Werk seyn, weil wir, wenn wir erwarten wollten, Gott selbst sollte alles thun, uns ja der unaussprechlichen Freude verlustig machten, die uns das Bewustseyn gewährt, an unsrer Vervollkommnung gearbeitet zu haben. Und wie wenig würden wir seines belohnenden Beifalles fähig und würdig seyn, wenn wir jede Anstrengung, zu dem uns vorgesteckten Ziele unsrer Veredlung zu gelangen, scheuten. Damit es aber dem Menschen möglich werde, jene Anlagen auszubilden, muß er allerdings in solche Umstände versetzt werden, wo das Bewustseyn und Gefühl seiner Kräfte in ihm erwacht, wo sich ihm günstige Gelegenheiten darbieten, von ihr Gebrauch zu machen, und sie zu üben. Dieß ist nicht immer sein eigenes Werk, sondern ein Werk der Vorsehung, die uns oft wunderbare Wege führt, und uns in Umstände versetzt, ohne welche wir nie das geworden wären, was wir wirklich geworden sind. Was aber von dem Menschen mit Recht gefordert werden kann, ist die Achtsamkeit, die er auf solche Umstände richtet, der Fleiß, den er beweist, sie zu seiner Veredlung zu nützen; die Gewissenhaftigkeit, mit der er die sich ihm darbietende Gelegenheit ergreift, und nicht früher sie wieder losläßt, als bis er alle die Vortheile von ihr erhalten hat, die sie ihm gewähren konnte. Doch nicht blos in der Entwickelung der dem Menschen von Gott verliehenen Anlagen und Kräfte besteht der gewissenhafte Gebrauch, den einige davon machen; er zeigt sich ferner hauptsächlich dadurch, daß sie wirk-

lichen Nutzen, so wohl für sich als für andre damit stiften. Denn was würden uns die vortreflichsten Anlagen des Verstandes; die edelsten Gesinnungen des Herzens; die umfassendsten Kenntniße, mit denen unser Geist geschmückt wird, helfen, wenn wir damit weiter keinen Nutzen schafften; wenn wir in unserm Berufe nicht thätiger und eifriger gegen unsre Brüder, nicht wohlwollender und wohlthuender wären? Wir gliechen dann einem Baume, der mit schönen Blüten prangte, aber keine wohlschmeckende Früchte trüge.

Viele hingegen denken weder daran, daß jene Kräfte nicht ihr Eigenthum sind, noch daß sie die Pflicht auf sich haben, sie würdig zu gebrauchen. Sie sind der Meinung, es stehe ganz in ihrer Willkühr, ob sie die ihnen verliehenen Anlagen weiter ausbilden wollen oder nicht. Welche Thorheit! Schon darinn, daß wir sie besitzen, liegt die deutliche Urkunde, der nur zu leicht zu verstehende Wille Gottes, sie zu gebrauchen, denn sonst würde er sie nicht in unsre Seele niedergelegt haben; — viele andre hingegen sind der Meinung, es hänge von ihnen ab, welchen Gebrauch sie davon machen wollen; sie glauben, wenn sie auch nur nichts Böses damit ausrichteten, so wäre dieß schon genug. Aber der Gott, der sie uns gab, verlangt keine solche Tugend, die nur das Böse unterläßt, sondern eine solche, die auch das Gute thut. Noch andre beschränken den Gebrauch blos auf sich selbst, und nicht auf andre, mit denen sie doch nicht umsonst in Verbindung gesetzt sind. Kein Mensch ist blos um

seint

seint selbst willen, sondern auch um andrer willen da; keiner kann des andern entbehren, bedarf vielmehr täglich seiner Hülfe. Mithin sind wir insgesamt verpflichtet zur Erfüllung jenes heiligen Gebots: dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe die er von Gott empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnadengeschenke Gottes. Endlich wähnen auch noch manche, wenn sie nur etwas mit ihren Kräften ausgerichtet hätten, so wäre das schon genug. Aber wie wenig erfüllen wir die Absicht unseres höchsten Oberherrn, wenn wir nicht alles thun, worzu er uns das Vermögen gab, denn für alles Gute, was unterlassen worden ist, und dessen Folgen sich vielleicht ins Unendliche erstrecken, werden wir verantwortlich seyn. Wer da weiß Gutes zu thun, sagt der Apostel, und thut es nicht, dem ists Sünde.

So wie in der Gleichnißrede der Herr wieder kam, und jeden seiner Knechte zur Rechenschaft zog; so wird auch einst ein Tag der Rechenschaft für jeden Menschen erscheinen; an diesem werden diejenigen Beifall und Belohnung von dem höchsten Richter erhalten, die die ihnen verliehenen Kräfte, seinen Absichten gemäß, ausgebildet und gebraucht haben. Zwar hat die rechte Entwickelung und Anwendung derselben schon in sich selbst ihren großen Lohn, indem sie den Menschen sein immer weiteres Fortrücken auf dem Wege der Vollkommenheit mit frohen Bewustseyn bemerken läßt; — wie sollte sich der Mensch, der seine Bestimmung erfüllt, nicht, so oft er daran denkt, auch darüber freuen! — indem sie ihn fer-

ner die Werthschätzung andrer versichert, denn wie kann es anders seyn, als daß man denjenigen achtet und liebt, der immer weiser, immer besser, immer nützlicher und wohlthätiger zu werden sucht. — So wahr es ist, daß die gewissenhafte Anwendung jeder in uns liegenden Kraft, ihren Lohn in sich selbst hat, so will doch der Schöpfer, der sie uns verlieh, nicht dabei alleine stehen bleiben; er will jene Gewissenhaftigkeit noch besonders belohnen. Der Herr begnügte sich nicht damit, dem treuen Knecht seinen Beifall zu versichern, ihm ein gerechtes Lob über die weise Anwendung des ihm anvertrauten Gutes zu ertheilen; sondern er versprach ihm noch ausdrücklich die Verwaltung höherer Güter in den Worten: Ei du frommer und getreuer Knecht ꝛc. Laßt uns demnach gewiß glauben, daß, wenn wir nur mit dem, was uns anvertrauet worden ist, es sey viel oder wenig, gewissenhaft umgegangen; wenn wir die uns verliehenen Kräfte mit aller Sorgfalt ausgebildet; wenn wir die uns geschenkten Güter zu unsern und unserer Brüder wahren Besten angewendet; wenn wir Gutes gethan haben, als es für uns Zeit war, der Herr einst auch einem jedem von uns zurufen wird: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist mir über wenig getreu gewesen; ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!

50te Vorlesung.

Luk. 10, 38—42.

Eins ist noth! Ach Herr, dieß Eine
Lehre meine Seele doch!
Alles andre, wie's auch scheine,
Ist ja nur ein hartes Joch,
Unter dem das Herz sich quälet,
Und der Ruhe doch verfehlet.
Nur dieß Einzige giebt mir
Wahren Frieden dort und hier.

Dir ist auch das Glück beschieden,
Das Maria sich erlas,
Als sie, ohne zu ermüden,
Fromm zu Jesu Füßen saß.
O wie brannt ihr Herz, die Lehren,
Aus der Weisheit Mund zu hören!
Sie vergaß die Welt und sich,
Hört' und sah nur Jesu dich.

Darum sollst du mir dieß Eine
Jesu, und mein Alles seyn,
Prüf', erforsche, wie ichs meine,
Tilge allen Heuchelschein.
Daß ich hier schon auf der Erde
Durch dich gut und seelig werde,
Und dir treu sey bis zum Tod,
Nur dieß Eine ist mir noth.

Luk. 10, 38.—42.

Es begab sich aber, da sie wandelten, gieng Jesus in einen Markt, da war ein Weib, mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus. Und die hatte eine Schwester, die hieß Maria, die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu.

Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nichts darnach, daß mich meine Schwester läßt alleine dienen? Sage ihr doch, daß sie es angreife. Jesus aber antwortete, und sprach zu ihr: Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe, Eins aber ist noth! Maria hat das beste Theil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden.

Jesus stand mit der edeln Familie des Lazarus von Bethanien in sehr freundschaftlichen Verhältnissen. Sie nahm ihn daher, als er einmahl durch diesen Ort mit seinen Jüngern kam, mit aller Herzlichkeit und unverstellter Freude auf. Die eine Schwester des Lazarus nun glaubte, sie sey es der Würde ihres erhabenen Gastes schuldig, alles aufzubieten, um ihn anständig bewirthen zu können. Sie beurtheilte also den genügsamen Sinn desselben nicht ganz richtig; sie schien es nicht zu wissen, daß, wenn ihn, der keinen bestimmten Ort des Aufenthalts hatte, jemand aufnahm, er nicht auf die kostbare Bedienung, sondern nur auf das freundliche Gesicht, auf das redliche Herz und den guten Willen sah; daß auch ein bloser Trunk frischen Wassers mit innigem Wohlwollen ihm gereicht, ihm mehr gelte, als der köstlichste Wein, den man ihm nur ungerne gab; und ein trockenes Brod, von den Händen der Freundschaft gebracht, ihm süßer schmeckte, als die ausgesuchtesten Speisen, die nur die kalte Höflichkeit auftrug. Indeß war alles was Martha that, herzlich gut gemeint; sie glaubte dieß alles der Person Jesus schuldig zu seyn; sie wollte ihm wirk-

wirklich dadurch einen Beweis geben, daß sie ihn liebe und ehre. Sie verband also mit dem hohen Grade von Wohlwollen, das sie für ihn fühlte, zugleich die nöthige Ehrerbietung, die sie gegen ihn als einen so großen und ehrwürdigen Mann nicht aus den Augen setzen zu dürfen glaubte. Wirklich soll auch unsre Liebe, die wir gegen Personen von ausgezeichneten Talenten und seltenen Verdiensten hegen, doch die Hochachtung nicht schwächen, die wir ihnen schuldig sind. Unsere Herzlichkeit darf nie in eine ihnen lästige Zudringlichkeit ausarten. — Dieß war gewiß auch bei Martha der Fall: sie liebte Jesum, aber sie schätzte ihn auch hoch. Eben aus dieser Hochschätzung entsprang ihre ängstliche Sorgfalt, ihn anständig zu bedienen, zu welcher sich vielleicht auch eine gewisse Eitelkeit gesellte, über ihre Aufmerksamkeit Lobsprüche von ihm zu erhalten. Genug sie war ausnehmend geschäftig, alles zu besorgen, und ihre Schwester unterstützte sie dabei gar nicht; sie dachte nicht an die Bewirthung. Ihr war es um eine edlere Beschäftigung zu thun, worüber sie alles andre vergaß. Sie setzte sich, heißt es, zu den Füßen Jesu, und hörte seiner Rede zu. Was er mit ihr gesprochen habe, berichtet Lukas nicht. Wie können wir aber eine andre Unterhaltung vermuthen, als eine in aller Hinsicht weise und wohlthätige, wobei der Verstand und das Herz gewiß nicht leer ausgiengen? Wären seine Reden nicht mit Weisheit gewürzt gewesen; hätten sie nicht auf den Geist seiner Zuhörerin einen tiefen Eindruck gemacht; hätte sie sich dadurch nicht wirklich belehrt,

nicht kräftig zum Guten ermuntert gefunden: sie würde nicht mit einer, jedes Wort verschlingenden Begierde, mit einer alle fremden Gedanken unterdrückenden und von sich entfernenden Aufmerksamkeit, mit einem so edeln Vergessen alles Aeussern, was sie umgab, mit einem so sehnlichen Verlangen, immer noch mehr aus seinem Munde zu hören, da gesessen haben. Aus ihrem ganzen Benehmen sieht man, daß seine Rede ihr durchaus wichtig war, daß sie innigen Antheil daran nahm, daß sie nicht blos mit dem äußern Ohre sie auffaßte, sondern tief in das Herz sie einprägte, und für ihre ganze Lebenszeit sie nimmer aus den Gedanken verlohr. Und so sollten wir alle, wo wir verständige und gute Reden hören, mit gleicher Aufmerksamkeit, mit gleichem redlichen Willen, sie zu unsrer Veredlung anzuwenden, zugegen seyn, dann würden wir aus dem Umgange mit weisen Männern wirklich großen Gewinn ziehen.

Jesus wußte die ununterbrochene Aufmerksamkeit der Maria richtig zu würdigen. Eine so edle Wißbegierde einer Person, die über das Wichtigste des menschlichen Wissens Belehrung verlangte und sie mit Bereitwilligkeit aufnahm, mußte ihm durchaus wohlgefallen. In wie manchen nichtswürdigen Dingen suchten andre ihres Geschlechts vielleicht Zeitvertreib! Wie manche Geist und Herz tödende Unterhaltung mochte ihnen lieber seyn, als ein Gespräch, welches auf die Erweiterung ihrer Kenntnisse und auf die Veredlung ihrer Gesinnungen wohlthätig wirkte! Wie manche sind so sehr verwöhnt,

daß

daß ernstere Unterhaltungen ihnen langweilig vorkommen, daß sie keinen Geschmack an ihnen finden, und daher zu allem ihre Zuflucht nehmen, was nur die Sinne auf einige Zeit angenehm beschäftigen kann. Unter die Zahl dieser Unglücklichen gehörte Maria nicht. — Es ist schon ein gutes Zeichen, wenn nur der Mensch bisweilen ein Bedürfniß fühlt, auch über religiöse Dinge zu sprechen; wenn ihm die Religion eine wichtige Angelegenheit ist; wenn er ihre Vorschriften, so wie ihre Lehren als auch für sich gehörig betrachtet; — Noch besser ist es, wenn er, so bald es ihm an der deutlichen und lebendigen Erkenntniß der Wahrheit gebricht, sich an diejenigen wendet, die sie ihm verschaffen, die seine Begriffe berichtigen, seine Einsichten erweitern, seine Zweifel lösen, und seine Fortschritte in diesem Gebiete des menschlichen Wissens befördern können. Aber unstreitig verdient doch nur der Mensch dann unsern ganzen Beifall, unsere völlige Zuneigung, unsere ungetheilte Achtung, wenn er mit diesem Streben zugleich auch den vesten und redlichen Willen verbindet, die Religion als eine wohlthätige Arzenei für seinen Geist zu betrachten; ihre herrlichen Vorschriften zur Mäßigung seiner Begierden und Leidenschaften zu gebrauchen; seine ganze Sinnes- und Denkungsart durch ihren kräftigen Einfluß zu veredeln, und allen seinen Handlungen nur in soferne einen sittlichen Werth beizulegen, als sie mit den heiligen Gesetzen derselben übereinstimmen. Dieß war gewiß die Gemüthsverfassung, dieß gewiß der aufrichtige Wunsch dieser Schülerin Jesu. Wie hät-

hätte er sonst, indem er die unnöthige Geschäftigkeit ihrer Schwester misbilligte, jener zugleich das schöne Lob ertheilen können: Maria hat das beste Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden. Wenn jene durch ihre ängstliche Sorgsamkeit sich selbst quälte, so ruft er ihr liebreich zu: Eins ist noth! Eins mußt du vor allen deiner besondern Aufmerksamkeit würdigen; Eines mußt du vor allen zu dem ersten Gegenstand deines Bestrebens machen. — Alles übrige darf diesem nicht einmahl an die Seite gesetzt, viel weniger ihm vorgezogen werden. Was wohl dieß Eine seyn mag? Nicht die Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse, sondern die weise Sorge für die bleibende Wohlfahrt unsres unvergänglichen Theils. Diese Sorge soll die erste, die vornehmste seyn; ihr sollen alle übrige untergeordnet werden. Mensch, will Jesus sagen, strebe nur vor allem darnach, daß du über deine hohe Bestimmung richtig belehret werdest. Und hast du gelernt, daß du zur Weisheit und zur Tugend geschaffen bist; hast du erkannt, daß du, unsterblich wie Gott, selbst in einem andern Leben, immer nach höherer Weisheit, nach reinerer Tugend streben sollst; hast du eingesehen, es sey der Wille deines Schöpfers, dich hier zufrieden und glücklich, und in jener Welt ewig seelig zu machen, so verfolge unablässig dieses erhabene Ziel. Hast du diese unvergänglichen Güter einmahl zu deinem Erbtheil gemacht, so wird keine Zeit, kein widriger Zufall, nichts in der Welt, es von dir nehmen.

51te Vorlesung.

Herr, du willst, daß deine Kinder
Deinem Bilde ähnlich seyn.
Nie besteht vor dir der Sünder,
Denn du bist vollkommen rein.
Du bist nur der Frommen Freund;
Allem Bösen bist du feind.
Wer beharrt in seinen Sünden,
Kann vor dir nicht Gnade finden.

Luk. 11, 37.—44.

Da Jesus aber in der Rede war, bat ihn ein Pharisäer, daß er das Mittagsmahl mit ihm esse. Und er gieng hinein, und setzte sich zu Tische. Da das der Pharisäer sah, verwunderte er sich, daß er sich nicht vor dem Essen gewaschen hatte. Der Herr aber sprach zu ihm: Ihr Pharisäer haltet die Becher und Schüsseln auswendig reinlich, aber euer Inwendiges ist voll Staubes und Bosheit. Ihr Narren, meinet ihr, daß inwendig rein sey, wenns auswendig rein ist? Doch gebet Allmosen von dem, das da ist, siehe so ists alles rein; aber wehe euch Pharisäern, daß ihr verzehndet die Münze, und Rauten, und allerlei Kohl und gehet vor dem Gerichte über, und vor der Liebe Gottes! Dies sollte man thun und jenes nicht lassen. Wehe euch Pharisäer, daß ihr gerne oben an sitzt in den Schulen, und wollt gegrüßt seyn auf dem Markte! Wehe euch ihr Pharisäer, ihr Heuchler, daß ihr seyd, wie die verdeckten Todtengräber, darüber die Leute laufen und kennen sie nicht.

Der

Der Inhalt dieser ganzen merkwürdigen Stelle läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen: Es ist ein sehr großer Unterschied zwischen äuserer Reinlichkeit, und innerer Reinheit. Wer jene besitzt, hat darum noch nicht diese; nur wer die Reinheit des Herzens hat, der hat wirklichen Werth vor Gott. Die Pharisäer hielten überaus viel auf äusere Reinlichkeit in der Kleidung, in der Wohnung, in der Behandlung ihres Körpers, in den Dingen mit denen sie täglich umzugehen pflegten, Geräthen, Speisegeschirren. Dieß alles durfte keine Spuren von Unreinlichkeit an sich tragen. Auch muß man bekennen, daß die Reinlichkeit eine schöne nützliche, nöthige Tugend sey: denn durch sie wird die Gesundheit des Körpers befördert, da sie durch Unreinlichkeit gehindert wird, oder wohl gänzlich verlohren geht; durch sie wird der Wohlstand des Hauses befördert, denn was reinlich gehalten wird, das dauert viel länger, kann also noch weitere Dienste leisten, als das, womit man unreinlich umgeht. Durch sie wird aber auch die äusere Achtung des Menschen befördert, die man den Unreinlichen unmöglich erzeigen kann. Wir dürfen daher nicht glauben, als sey diese Tugend von Jesu Christo getadelt worden; nein! nur die verkehrte Denkungsart der Pharisäer wird von ihm in ein helles Licht gesetzt, die für die äusere Reinlichkeit alle mögliche Sorge trugen, und die innere darüber völlig vernachlässigten. Der Vorwurf, den einer von ihnen Jesu machte, er habe vor dem Mittagsmahl die Hände nicht gewaschen, was sie niemahl unterließen, gab ihm eine

recht

recht erwünschte Gelegenheit, sie über ihr bisher gehegtes Vorurtheil zu belehren. Er sagt ihnen, sie hielten die Becher und Schüsseln auswendig rein, aber das Innere wäre voll Staubes und Bosheit. Das ist so zu verstehen: die Gefäße, worinn sie die Speisen und Getränke thäten, wären zwar schön gescheuert; aber das darinn enthaltene wäre nicht rein, nemlich das, was sie verzehrten, hätten sie sich durch Betrug und Ungerechtigkeit erworben, und demnach wären ihre Speisen und Getränke, da ihnen eine so verwerfliche Erwerbsart anklebe, unrein vor Gott. Wenn sie nur das genössen, was sie auf eine erlaubte Art erworben hätten, dann wäre es rein, wenn auch das Gefäß nicht gerade glänzte. Wenn sie nur von dem was sie hätten, Allmosen gäben, nicht von dem, auf dem ungerechten Wege Erworbenen, dann wäre auch dieß Allmosen rein. Demnach hänge die Reinheit, die vor Gott einen Werth habe, nicht von der Reinlichkeit in äussern Dingen ab, sondern von der Heiligkeit der Gesinnungen. Das andere, was Jesus diesen Leuten sagt, betrifft ihre überspannte, falsche Gewissenhaftigkeit. Sie gäben, spricht er, den Zehenden von Dill, von der Raute und von allerlei Kohl, und giengen von dem Gerichte und der Liebe Gottes vorüber. Der Sinn seiner Worte ist: sie maßten sich ein scheinbares Verdienst in den Augen des Volks an, mehr gethan zu haben, als in dem mosaischen Gesetze geboten war; denn es befahl nur von Feldfrüchten, aber nicht von Gartengewächsen und Kräutern den Zehenden zu entrichten. So pünktlich aber

die Pharisäer in einer nicht befohlnen Sache waren, so gewissenlos waren sie dagegen in der Erfüllung großer heiliger, ihnen wirklich befohlener Pflichten; sie giengen vor dem Gerichte vorüber, sie leisteten selbst die Zwangspflicht nicht, zu denen doch jeder von der Obrigkeit oder dem Gerichte angehalten werden kann, z. B. zum Wiederbezahlen einer Schuld, zur Erfüllung einer übernommenen Bürgschaft; zur Wiedererstattung des jemand an seinem Vermögen zugefügten Schadens. Sie giengen vor der Liebe vorüber, sie vernachlässigten das Gebot, welches befiehlt, gegen alles was Mensch heist, Wohlwollen zu beweisen; thäten, als gienge dieß sie gar nichts an, erzeigten sich den Armen nicht wohlthätig, dem Hülfslosen nicht hülfreich; und doch sind Liebeserweisungen weit wichtiger, als die Entrichtung des Zehenden von Dill und Raute. Ferner sagt Jesus den Pharisäern: sie wollten gerne in den Schulen oben ansitzen und auf den Straßen sich gerne mit dem Namen Rabi benennen lassen. Dadurch tadelt er ihren kleinlichen Stolz, daß sie sich besser dünkten als andre; ihre elende Rangsucht, daß sie immer den Vorzug vor andern haben wollten; ihre unmännliche Eitelkeit, die sich durch jene Größe geschmeichelt fühlte, und blose Worte für Aeußerungen einer wirklich hochachtungsvollen Gesinnung aufnahm. — Endlich nennt er sie verdeckte Todtengräber, darüber die Leute hinweglaufen, und es nicht einmahl wissen, daß sie über Gräber gegangen sind. Euer innwendiger Mensch, euer Herz mit seinen Begierden und Neigungen, will Jesus sagen,

ist

ist einem Grabe ähnlich, das eine Menge Gebeine verweßter Leichname in sich schließt, und wenn man es öffnet, einen verpesteten Geruch aushaucht. So schön das Grab von aussen seyn mag, so widrig und schauervoll ist doch der Blick in sein Inneres; so widrig der Geruch, den es verbreitet. So ist euer Äußeres zwar rein, aber euer Inneres ist höchst unrein und abscheulich. Aber worinnen besteht denn nun diese innere Reinheit, die erst dem Menschen einen Werth vor Gott giebt, und ohne welche die äusere Reinlichkeit nichts gilt? Sie besteht erstlich darinnen, daß der Mensch über alle seine Gedanken und Begierden, ja selbst über die leisesten Regungen seines Herzens wache, und keine einzige derselben für ganz gleichgültig und unbedeutend halte; sie besteht zweitens darinnen, daß er sich bestrebe, so oft in ihm ein Gedanke, eine Begierde erwacht, von der er sichs selbst sagen muß, sie sey sündlich und ungerecht, sie sogleich unterdrücke, ehe sie sich in dem Gemüthe veste setzt. Daß der Mensch dieß wirklich vermöge, leidet gar keinen Zweifel. Denn wenn auch die Entstehung eines bösen Gedankens, wenn das Erwachen einer strafbaren Begierde nicht seine Schuld seyn mag, wenn beides oft ohne seinen Willen kommt, so hängt doch die fortgesetzte Betrachtung, die Unterhaltung und Nahrung desselben von ihm ab. Es kommt ganz auf ihn an, ob er jene Gedanken und diese Begierde verfolgen will und er hat der Mittel genug, beide zu unterdrücken. Eine Hervorrufung andrer Gedanken, eine Beschäftigung mit einem andern Gegenstand; eine Zerstreuung, der

er

er sich hingiebt; eine Arbeit die sein ganzes Nachdenken erfordert. Diese mannichfaltigen Wege kann er einschlagen, wenn er einen bösen Gedanken bei sich unterdrücken will. Endlich besteht diese Reinheit des Herzens noch darinn, daß er sich alle Mühe giebt, nur solche Gedanken, solche Begierden, solche Gesinnungen in sich selbst zu wecken und zu unterhalten, die er für erlaubt und gut erkennt, bis er es endlich so weit bringt, daß er eine vollkommne Herrschaft über sein Herz ausübt, und es ganz der Vernunft und dem Gewissen unterwirft. Und dahin sollen wir es ja nach der Anforderung des Christenthums alle bringen. Die Christo angehören, sagt der Apostel Paulus, die wahre Schüler und Nachfolger Jesu sind, in denen sein Geist lebt und herrscht, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden; die unterdrücken die ungestümmen Forderungen der Sinnlichkeit und räumen nur den Gesetzen der Tugend über sich eine uneingeschränkte Herrschaft ein. Aus einem solchen von bösen Gedanken und Begierden gereinigten Herzen werden dann keine andre als reine, das ist, solche Worte entspringen, die nicht nur niemand ärgerlich und anstößig sind, sondern vielmehr mit Vergnügen gehört werden. Aus einem solchen Herzen werden keine andern als solche Thaten hervorgehen, die ganz mit dem Gesetz der Liebe übereinstimmen. Nur in dem Besitze dieser Reinigkeit kann der Mensch sich rühmen, daß er tugendhaft sey. Ja, seelig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

52te Vorlesung.

Du hast, Allgütiger, Jesum Christum gesendet, die Feindschaft auszutilgen, die unter den Menschen bestand, und einen ewigen Frieden zu stiften. Wie sollten wir uns zu seiner Liebe athmenden Religion bekennen, und doch feindseelig gegen einander handeln! Eintracht und Liebe verbinde uns alle untereinander, denn wir alle sind ja eines Vaters Kinder; wir alle sind ja Brüder; wir alle sind ja berufen, einst deinen Himmel zu erben. O so wollen wir denn, wie du uns guter Gott alle liebst, auch uns ohne Unterschied mit aufrichtigen Wohlwollen umfassen, und darzu uns durch die herrlichen Belehrungen deines Sohnes Jesu ermuntern lassen. Wenn dieser Geist uns alle beseelt, dann sind wir dein. Amen.

Luk. 12. 49.—59.

1) Was Jesus in unserer vorgelesenen Stelle sagt, könnte uns allerdings befremdend vorkommen, wenn wir es nicht schon an ihm gewohnt wären, daß er gerne in Bildern und Gleichnissen spricht; daß er gerne das, was eine Folge der Denkungsart seiner Zeitgenossen war, so darstellt, als wenn er dieß eigentlich beabsichtiget hätte. Nur der mit seiner Lehrart nicht Bekannte könnte seine Worte übeldeuten; wenn er sagt: Ich bin gekommen ein Feuer anzurichten auf Erden; ich bin nicht gekommen, Frieden zu stiften, sondern Zwietracht. Wer aber tiefer eingedrungen ist in den Geist seiner Lehrart, wird leicht den eigentlichen Sinn seiner Worte entziffern können. Dieser Ausspruch des Heilandes

ist also nicht so zu verstehen, als wäre er zu dem Ende erschienen, und von Gott gesandt worden, die Menschen, die ohnehin schon von einander entfernt waren, noch mehr von einander zu trennen; als wäre er dazu gekommen, die Uneinigkeit, die ohnehin schon groß genug war, noch zu vergrößern. Wie könnte er dann noch ein Heiland, ein Erlöser der Menschheit heißen? Nein! er will damit nur so viel sagen: wenn gleich die Hauptabsicht seiner Sendung diese wäre, die Menschen durch eine vorzügliche Bildung ihres Verstandes und Herzens immermehr mit einander zu verbinden, allen gegenseitigen Haß aus ihren Gemüthern zu verbannen und Friede unter ihnen zu stiften; so werde doch diese schöne Absicht nicht ganz erreicht werden, vielmehr seine Lehre, jedoch ohne ihre Schuld, die Ursache seyn, daß selbst Menschen, die durch die Bande des Bluts mit einander verbunden seyn sollten, nun in Feindschaft mit einander lebten. Wie war das möglich? Die Verschiedenheit, die seine Religion in der Meinung der Menschen hervorbrachte, konnte auch leicht eine Verschiedenheit in den Gesinnungen hervorbringen. Denn wie oft ist es der Fall, daß Menschen, die über manche Gegenstände der Religion nicht gleichförmig denken, gegen einander kalt, und endlich wirkliche Feinde werden, was freilich nie seyn sollte. Denn wenn wir auch nicht in der Religion alle einerlei Meinung haben können, so können wir doch alle deß einen Sinnes gegen einander seyn, daß wir uns alle herzlich lieben. Diese Verschiedenheit der Gesinnungen konnte ferner gar leicht Trennung, Haß und ein offenbares feindseeliges Beneh-

nehmen zur Folge haben. Wenn z. B. sich der Sohn zur Lehre Jesu bekannte, der Vater aber dem Glauben seiner Vorfahren treu blieb; so konnte jener diesem gar leicht zürnen, wenn er der Wahrheit nicht folgen wollte; dieser aber, auf jenen, daß er die alte Religion verlassen hatte, erbittert werden. — Und wenn nun keiner von ihnen nachgeben, jeder auf seinem Sinne beharren wollte, so konnte gar leicht aus diesem hartnäckigen Festehalten ihrer Meinungen heftige Feindschaft entstehen. Diese nun sehr wahrscheinlichen, ja fast unvermeidlichen schlimmen Folgen, die aus der Verkündigung seiner Lehre entsprangen, stellt Jesus so vor, als wären sie von ihm beabsichtigt gewesen. Seine Worte haben etwa folgenden Sinn: meinet ihr wohl, daß meine Lehre die Gemüther der Menschen in Frieden unter einander verbinden werde? Freilich ist es mein Wunsch; freilich liegt es in dem Wesen meiner Religion. Aber nach der schlimmen Beschaffenheit der Menschen wird das so wenig geschehen, daß sie einander aus Partheigeist und Sectenhaß nur desto feindlicher begegnen werden.

2) In den folgenden Versen ist eine Zurechtweisung seiner Zeitgenossen enthalten. Erst tadelt er ihre Thorheit, ihre Unbesonnenheit, die sich in dem Mangel an Aufmerksamkeit auf die damaligen Zeitumstände offenbarte. Zwar lobt er ihre Achtsamkeit auf die Erscheinungen an dem Himmel, und in der Athmosphäre. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit wüßten sie aus den Wolken zu berechnen, wann Regen, und aus dem Winde, wann heißes Wetter eintreten würde. Aber er tadelt dagegen ihre

Stumpfheit, nicht die damalige Zeit gehörig zu prüfen und zu würdigen. Alles verkündigte ihnen eine große Veränderung in der bürgerlichen, wie in der moralischen Welt; alles müßte ihnen sagen, lange könne ihr Staat und ihre Religion nicht mehr bestehen; alles müßte sie an die Nothwendigkeit einer Verbesserung dieser letztern erinnern; alles müßte sie lehren, daß sie sich in diese Zeit fügen, und ihre nicht mehr haltbaren Religionsmeinungen mit bessern Begriffen zu vertauschen suchen sollten; alles müßte sie auf den Mann aufmerksam machen, der allein im Stande wäre, ihnen richtigere Vorstellungen mitzutheilen, und sie zu einer reinern Tugend zu führen. Aber gerade in einer so wichtigen Sache zeigten sie eine Gleichgültigkeit, eine Stumpfsinnigkeit, die sie nicht aus ihrer Geistesträgheit erwachen ließe, die sie hinderte, an die Bedürfnisse einer geläuterten Religion und eines erhöhtern Tugendsinns zu denken; und so giengen für sie alle Winke der Vorsehung, auf ihre wahre Wohlfahrt ernstlich bedacht zu seyn, verlohren.

3) Endlich sind noch in dieser Rede treffliche Belehrungen für diejenigen enthalten, die von Natur zum Streiten und Prozessiren mit ihren Nächsten geneigt sind. Sie bestehen in der Anweisung: Suche mit deinem Gegner mehr in der Güte fertig zu werden, als daß du ihn gerichtlich belangst. Bist du einmahl mit ihm vor Gericht, und hast du da deine Klage angebracht, so wird nach dem Buchstaben des Gesetzes mit dir verfahren; du wirst, wenn du schuldig bist, zu der verdienten Strafe verurtheilt werden, und nichts wird dich davon befreien.

Bist

Bist du verurtheilt, eine Schuld zu bezahlen, so wirst du sie bezahlen müssen, ohne auch nur einen Heller Nachlaß zu erhalten. Warum räth wohl Jesus mehr zu einer gütlichen Uebereinkunft, als sein vermeintliches Recht durch einen richterlichen Urtheilsspruch zu erhalten? Sie ist besser für das Vermögen, besser für die Gemüthsruhe; besser für die menschliche Tugend. Prozesse sind die Gewürme, die an dem häuslichen Wohlstande nagen, und da sie oft genug in die Länge gezogen werden, so zehren sie diesen nicht selten ganz auf, und bringen den reichen wohlhabenden Bürger an den Bettelstab. Durch eine gütliche Uebereinkunft wird diesen traurigen Folgen vorgebeugt. Und wie wird nicht die Gemüthsruhe eines Prozeßsüchtigen, bald durch schneidende Vorwürfe seiner Gegner, bald durch die Furcht, seine Rechtssache zu verliehren, bald durch die Bestechlichkeit der Richter getrübt; bald geht sie durch das Wahrnehmen des sichtbar sinkenden Wohlstandes völlig zu Grunde. Endlich wird auch das Herz mit Zorn und Rache, mit Haß und Bitterkeit erfüllt, und dadurch verliehrt es die Hauptzierde aller Tugend, die Menschenliebe. Wie wenig stimmt also ein streitsüchtiges Wesen mit dem Geiste des Christenthums überein. Auch uns gilt die Lehre Jesu: Sey willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, ehe er dich überantworte dem Richter, und dieser dem Diener, und werdest in den Kerker geworfen, du wirst nicht von dannen heraus kommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest.

53te Vorlesung.

Nicht um Reichthum, nicht um Ehre
Bitt ich, gůt'ger Vater, dich.
Wenn ich Weltbesitzer wåre,
Ohne Gott, wie arm wår ich!
Nicht um thrånenlose Tage,
Vater, fleht mein Herz dich an,
Sende Freude, sende Plage,
Wenn ich dich nur lieben kann.

Luk. 12, 13.—21.

Es sprach aber einer aus dem Volke zu Jesu: Meister sage meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe theile. Er aber sprach zu ihm: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über Euch gesetzt? Und sprach zu ihnen: hůtet euch vor dem Geitze, denn niemand lebt davon, daß er viele Gůter hat. Und er sagte ihnen ein Gleichniß und sprach: Es war ein reicher Mensch, deß Feld hatte wohl getragen, und er gedachte bei ihm selbst, und sprach: Was soll ich thun? Ich habe nicht da ich meine Frůchte hinsammle. Und sprach: das will ich thun, ich will meine Scheunen abbrechen, und grőßer bauen, und will drein sammeln, alles, was mir gewachsen ist, und meine Gůter, und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast nun einen großen Vorrath auf viele Jahre, iß und trink, und habe guten Muth! Aber Gott sprach zu ihm: du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und weß wird seyn, das du bereitet hast? Also geht es, wer ihm Schåtze sammelt, und ist nicht reich in Gott.

Jesus ertheilet in dieser vorgelesenen Stelle vortreffliche Belehrungen, wie sich der Mensch in Absicht

sicht auf irdische Güter weise zu verhalten habe. Die Veranlassung zu diesem Unterricht gab ihm die Bitte eines Menschen an ihn, seinen Bruder zu vermögen, daß er das väterliche Erbe mit ihm theile; also ein Familienstreit unter den nächsten Verwandten über das Mein und Dein. Er weist diese Aufforderung mit einer etwas hart scheinenden Antwort von sich ab: Mensch, wer hat mich zum Richter, zum Erbschichter über euch gesetzt? Warum thut er das? Er war doch sonst bemüht, Streitigkeiten in Familien beizulegen; er wußte doch, was für Unheil aus ihnen entsteht, wenn sie die Gemüther erbittern; wie sie auch den letzten Funken von Liebe auslöschen; wie sie ewige Feindschäften gebären, wie sie offenbare Gewaltthätigkeiten herbeiführen; wie selbst Brüder nicht gerne ihren Vortheil aufopfern; wie sie, wenn es auf das Mein und Dein ankommt, alle Rücksicht bey Seite setzen, und mit der größten Strenge ihr Recht verfolgen. Dieser, von dem unsre Stelle sagt, wollte sich aber noch nicht in einen Rechtshandel gegen seinen Bruder einlassen, er verspricht sich von der Vermittelung Jesu einen glücklichen Ausgang. Und verdiente er um dieser Nachsicht willen nicht, daß er sich seiner mit allem Nachdruck gegen den Bruder annahm, der ihm seinen väterlichen Erbtheil widerrechtlich vorenthielt? Warum, möchte man fragen, versäumt es Jesus, die Quelle der Zwietracht unter zwei Brüdern zu verstopfen, und die Eintracht wieder herzustellen? — Wir können die Gründe seines Verfahrens, wenn wir nachdenken, bald auffinden. Einmahl gehörten solche Fälle vor den weltlichen Richter. Hier

muß=

mußte der Vervortheilte sich beschweren, und auf die Herausgabe seines Eigenthums dringen. Ferner, wenn Jesus sich in solche Händel gemischt hätte, so möchte es leicht das Ansehen gehabt haben, er wolle der Obrigkeit ins Amt greifen. Wenigstens hätte die eine Parthei es so nehmen, und ihrer Seits ihn wieder fragen können: was gehen dich unsere Streitigkeiten an? Wer hat dich zum Richter über uns gesetzt? Hätte er auch den Ungerechten ermahnt, hätte er ihn auch von seinem Unrecht überzeugt, hätte er ihn selbst zum Geständniß gebracht, er habe seine Brüder vervortheilt, so war dadurch noch nichts gewonnen; denn es fehlte ihm ja an dem weltlichen Arm, ihn zu seiner Schuldigkeit anzuhalten. Was hätte sein Schiedsrichteramt genützt? Wenn aber ein Bruder sich gewaltthätig des Vermögens des andern bemächtigen kann, so muß er ein sehr gottloses Herz, und die höchste Gewissenlosigkeit besitzen, sonst könnte er ja nicht so handeln. Aber bei einem solchen Menschen fruchten blose Vorstellungen und Ermahnungen gewiß nur wenig. Mit unzerreißbaren Banden wird seine Seele an dem unrecht erworbenen Gute hängen und nicht eher wird er es herausgeben, als bis ihn die Obrigkeit mit Gewalt dazu nöthigt. Dieß sahe Jesus wohl ein, und deswegen weist er die Anträge zur Vermittlung ab, von der er sich doch nichts Gutes versprach. Endlich dünkte es ihm überhaupt unweise gehandelt, wenn er den höhern Zweck, Belehrung des Menschen über seine wahre Bestimmung, und Bekanntmachung mit allen Mitteln, sie zu erreichen, dem viel niedrigern und geringern aufopferte,

Fa-

Familienhändel zu schlichten, denn sonst gab er ja dadurch zu verstehen, daß ihm an dem Irrdischen mehr gelegen sey, als an dem Himmlischen. — Höchst erwünscht war ihm indeß die Gelegenheit, seinen Zuhörern die Lehre zu geben: hütet euch vor dem Geitz, denn niemand lebt davon, niemand ist dadurch allein schon glücklich, daß er viel Güter hat. Fliehet die Habsucht, laßt eure Seele nicht angesteckt werden von derjenigen abscheulichen Krankheit, die die edelsten Empfindungen und Gesinnungen vergiftet; die alle Wünsche und Begierden des Menschen nur auf die Erwerbung eines immer größern Maases irdischer Güter richtet; die, wenn er auch noch so viel erworben hat, ihn doch nimmer ruhen und rasten läßt, ihn immer weiter vorwärts treibt, noch mehr zu erwerben, und seinen unersättlichen Begierden durchaus kein Ziel setzt, wo sie stehen bleiben. Hätte der Habsüchtige auch alle Schätze der Welt, er würde dennoch nicht genug haben, denn in eben dem Maase, wie seine Begierden Befriedigung erhalten, wachsen sie. Welch ein elendes, unglückliches Geschöpf ist ein solcher Mensch! Er verliehrt die höhere Absicht seines Daseyns völlig aus den Augen, und verfehlt also seine Bestimmung gänzlich. Wie? deswegen sollte der weise Schöpfer ihn mit diesen herrlichen Anlagen, Kräften und Fähigkeiten begabt haben, daß er sein ganzes Dichten und Trachten nur auf das Vergängliche richtete? Deswegen sollte er ihm Verstand und Vernunft verliehen haben, deren Geschäfte es ist, Recht und Unrecht, Gutes und Böses zu erkennen, daß er sein Nachdenken nur darzu anwendete um sich in den Besitz immer größerer

vergänglicher Güter zu setzen? Deswegen sollte er ihm Liebe für das Gute anerschaffen haben, daß er nur Freude und Wohlgefallen an dem flüchtigen Tand der Erde fände, aber nicht an der Ausübung der Tugend? Wie sehr ist ein solcher Mensch zu beklagen, den die Habsucht beherrscht; ihm bleibt seine höhere Bestimmung völlig verborgen. — Aber sie verleitet ihn auch zu allen möglichen Ungerechtigkeiten. Der Freund und der Verwandte, der Bruder und die Schwester sogar sind nicht sicher, daß er nicht das Gefühl der Geschwisterliebe, der Freundes- und Verwandtenliebe völlig unterdrückt, und sie zu vervortheilen sich nicht scheut, da er doch zu den größten Aufopferungen für sie bereit seyn sollte. Wie schlecht muß es um das Herz eines solchen Unglücklichen stehen, in welchem dieß Gefühl, das ihn allein vor Ungerechtigkeiten bewahren könnte, völlig erloschen ist.

Denn auch in der Wahl der Mittel ist der Habsüchtige nicht bedenklich, nicht im mindesten gewissenhaft, durch die er seinen Zweck erreicht, wenn sie ihn nur zum Ziele seiner Wünsche bringen. Wie wenig werden in seinen Augen Schwüre und Betheurungen zu bedeuten haben, wenn er nur durch sie gewinnt; wie wenig wird er vor falschen Eiden erschrecken, wenn er nur durch sie entweder eine ansehnliche Summe erhalten, oder in dem Besitze eines mit Unrecht erworbenen Gutes bleiben kann. Wie wenig wird er heimliche Betrügereien im Handel und Wandel achten, sind sie doch für ihn ein sicherer Weg zur Vermehrung seiner Güter! Wie wenig wird er selbst offenbare Gewalt scheuen, wenn er sie

in Händen hat, gelangt er nur durch sie zum Besitze des einzigen Gegenstandes seiner Wünsche! Wie wenig wird selbst das Leben seines Nächsten vor ihm gesichert seyn, wenn er sonst auf keine Weise, als durch den Tod desselben seine habsüchtige Begierde befriedigen kann. Alle Ehrfurcht vor Gott, alle Liebe für die Menschheit, alle Achtung gegen Schuldigkeit und Pflicht, alle Werthschätzung der Tugend ist in der Seele des Habsüchtigen erstickt. Nicht umsonst also warnet Jesus: hütet euch vor dem Geitze, denn niemand lebet davon, daß er viele Güter hat, und Paulus hat vollkommen recht, wenn er sagt: der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, wer sich zu seinem Sclaven gemacht hat, ist für die Tugend, ist für die Wahrheit, ist für die Seeligkeit in dieser und der zukünftigen Welt verlohren.

54te Vorlesung.

Fortsetzung.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.
Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ew'ges Glück in Hoffnung sehn,
Dieß ist der Weg zur Ruh und Leben,
Herr lehre diesen Weg mich gehn!

Luk. 12, 13.—21.

Wie thöricht es sey, nur zu sammeln, ohne zu genießen; nur zu besitzen, ohne einen Gebrauch von seinen Gütern zu machen; dieß zeigt Jesus in dieser Gleichnißrede auf eine recht augenscheinliche Weise.

Er

Er spricht darinn von einem reichen Manne, dessen viele Felder sehr fruchtbar gewesen waren. Seine Vorrathshäuser faßten den ganzen Seegen der Ernte nicht; er wollte sie abbrechen und größer bauen. Nun endlich in dem Bewußtseyn, es könne ihm auf keine Weise fehlen, er habe nun zuviel gesammelt, als daß er fürchten müßte, je zu darben, wollte er seines Lebens genießen. — Und welchen Genuß wollte er sich verschaffen? Iß und trink, und sey gutes Muths! So sagte er zu sich selbst, denn du hast nun einen Vorrath auf viele Jahre! Vorher also; da ihn die peinliche Furcht noch quälte, es könne ihm doch mit der Zeit noch mangeln, da genoß er von seinen Gütern nur äuserst wenig, nur so viel, als gerade um sein kummervolles Leben zu fristen nöthig war. War er nun im geringsten glücklicher daran, als der Arme, der jeden Tag, entweder mit seiner Hände Arbeit verdient, oder von der Mildthätigkeit andrer erfleht, was zur höchsten Nothdurft gehört! Hatte Jesus nicht recht, wenn er sagt: Niemand lebt davon alleine schon glücklich, daß er viele Güter hat? Was ist der Geizige anders, als der Wächter seiner Schätze, welche ihm Gott nur zu seiner Strafe anvertrauet hat! Hüten soll er sie, nicht ohne tausendfältige Angst seines Herzens; aber gebrauchen darf er sie nicht, weiden soll er das Auge nur an ihrem Anblick; aber geniesen soll er sie nicht; — sagt es nun selbst, welchen Nutzen gewähren sie ihm? Wohl ist der Geizige unter allen Thoren der größte: weil er andern nichts Gutes gönnt und thut, aber auch sich selbst nicht. — Der Mann aber, von dem unsre Gleichnißrede handelt, wollte

doch endlich Gebrauch von seinen Gütern machen. Aber welchen? Essen und Trinken, was seinem Gaumen behagte, und jedes andre Vergnügen genießen, das er sich verschaffen könnte. Er war also doch wenigstens gegen sich selbst nicht geizig. Nur begieng er dabei, wie so mancher andre, der ihm ähnlich ist, mehr als einen Fehler. Erstlich kannte er keinen andern Gebrauch seiner Güter als sinnlichen Genuß. Er schien also blos zu leben, um zu genießen; aber daß man genieße um zu leben, daran dachte er nicht. Jenes nur war ihm Zweck, nicht Mittel, und dieses, als den eigentlichen Zweck, verlohr er ganz aus den Augen. Wer aber der Meinung ist, der Mensch lebe nur auf Erden, um zu essen, zu trinken, und jede Forderung seiner sinnlichen Begierden zu befriedigen, der zeigt ja dadurch, daß er noch gar nicht verdiene, ein Mensch zu heißen; daß er nicht daran denke, er habe eine vernünftige Seele, die mit Speis und Trank nicht gesättigt werden kann; daß er auch für die Bedürfnisse seines unsterblichen Geistes sorgen müsse; er verräth, daß er die edlern Freuden des Wohlthuns nicht kenne, die er sich durch seine irdischen Güter bereiten kann. Dieß war der eine Fehler, den jener Mann begieng: der andere, den er dabei machte, bestand darinn, daß er nicht früher sich einen Genuß verstatten wollte, als bis er sich einen recht großen Vorrath gesammelt hatte. Gerade als ob man unermeßlich reich seyn müßte, wenn man genießen wollte; als ob man es nicht auch bei geringern Glücksumständen könnte. In der That wäre dann der größte Theil der Menschen zu beklagen; denn der wirklich Reichen giebt es

doch immer nur wenige; dagegen der Leute von mittelmäßigen Vermögen, der Armen und Dürftigen sehr viele. Wäre diesen letztern jeder Genuß versagt; wären sie zu dem Loose verdammt, immer nur ihre Kräfte für andre anzustrengen, immer nur für andre zu arbeiten, ohne selbst von den Früchten ihrer sauern Arbeit einen Genuß sich zu verschaffen, so müßte man jene Menschen beneiden, denen es so wohl auf dieser Erde geht, die jeden Wunsch des Herzens befriedigen, die gleichsam ihre übrigen Brüder zu ihren Sclaven machen, welche doch so gut wie sie zu Herren der Erde von Gott bestimmt sind. Aber Dank sey es der Vorsehung! So ist es nicht; man kann in jedem Stande sich Genüße mancher Art bereiten. Man bedarf nicht gerade eine Menge von aufgehäuften Schätzen darzu; die Quelle aus denen der Mensch seine reinsten und edelsten Freuden schöpft, stehen jeden ohne Unterschied offen, und nur in ihm, selbst in seinem verderbten Herzen, liegt der Grund, wenn er ihnen keinen Geschmack abgewinnen kann. — Der Reiche aber in unsrer Gleichnißrede theilte mit so manchem andern den falschen Wahn, daß man, wenn man sich Genüße verschaffen wolle, große Vorräthe besitzen müsse. Freilich wenn er kostbare sinnliche Genüße meinte, wozu ein sehr großer Aufwand gehört, dann mochte er recht haben. Aber zum Glück bedarf dieser der Mensch zu einem glücklichen und zufriednen Leben nicht.

Endlich begieng er auch noch einen großen Fehler, daß er nicht an die Ungewißheit der menschlichen Lebensdauer dachte. Du hast nun, meinte er, einen großen Vorrath auf viele Jahre. Der unbegreiflichen

chen Thorheit! Wußte er doch nicht, ob selbst der nächste Tag, die nächste Stunde, der nächste Augenblick noch in seiner Macht stehen werde. Wie wollte er von vielen Jahren sprechen? Kanns nicht vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war? Gleicht nicht das menschliche Leben einem Dampf, einem Rauch, den man nur kurze Zeit wahrnimmt, der aber nachmahls in der Luft verschwindet und keine Spur seines Daseyns zurückeläßt? Wie mag also der Mensch so weit aussehende Hoffnungen und Erwartungen hegen? Wie mag er solche, Jahre umfassende, Plane, machen? Wie mag er mit sich selbst zu Rathe gehen, welche Genüße er sich auf die Zukunft von seinen Gütern verschaffen will? — Wirklich erfuhr der Mann in unserer Gleichnißrede die Ungewißheit der menschlichen Lebensdauer. In derselben Nacht, als er jene Entwürfe machte, wurde er abgerufen. Weß ward nun alles, was er gesammelt hatte? Es fiel andern Menschen zu, die vielleicht über seine Thorheit lachten; vielleicht ihm für seine gesammelten Schätze nicht einmahl dankten, vielleicht sein Gut verschwendeten. Er hatte den gegenwärtigen Augenblick zu nützen versäumt, und in dem künftigen wurde er weggerafft, ohne die Früchte seiner Aussaat noch genießen zu können.

Auch die Schlußworte unseres Gleichnißes verdienen unsre aufmerksame Betrachtung. Also, sagt Jesus, geht es, wer ihn Schätze sammelt, und ist nicht reich in Gott. — Sich Schätze sammeln, verwirft der weise Stifter des Christenthums nicht. Er tadelt nur das, wenn der Mensch sonst weiter nichts

nichts thut; wenn er dieß seine erste, seine vornehmste Sorge seyn läßt; wenn er nur um dieser Absicht willen da zu seyn glaubt; wenn er keinen vernünftigen Gebrauch von seinen Gütern macht; wenn er vielmehr sie auf mannichfaltige Weise übel anwendet. — Nur dieß verwirft Jesus. — Vergeßen soll der Mensch nicht, daß es noch einen andern, einen höhern Reichthum giebt; vergeßen soll er nicht, daß es für ihn heilige Pflicht sey, nach diesem mit allem Eifer zu streben. Und welches ist dieser höhere Reichthum? Unter dem Ausdruck „reich in Gott seyn, begreift ihn Jesus Christus. Der Mensch ist aber reich an Gott, der eine richtige, deutliche und lebendige Erkenntniß Gottes besitzt, so wie derjenige arm in Gott ist, dem diese Erkenntniß fehlt. Der ist reich in Gott, der eine feurige und dauernde Liebe für das Gute hat, dem es innige Lust und Freude, ist es zu vollbringen. Der ist reich an Gott, der viele nützliche und edle Thaten verrichtet. Wer einen solchen Reichthum besitzt, dem graben die Diebe nicht nach, den stehlen die Räuber nicht, den verzehren die Motten und Würmer nicht, der ist ewig bleibend, unvergänglich. Darnach wollen wir alle streben; ihn wollen wir für die unversiegbare Quelle unserer Glückseeligkeit halten. Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber Gottes Willen thut, der bleibet in Ewigkeit.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knoll, Christian Friedrich

Vorlesungen über ausgezeichnete Stellen des Alten und Neuen Testamentes zum Gebrauch in den Wochenbetstunden auch zur häuslichen Andacht ; nebst einem Anhang von Kirchengebeten und Formularien zu Amtshandlungen
Bd.: 1

Nürnberg 1817

Exeg. 565 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10411419-7